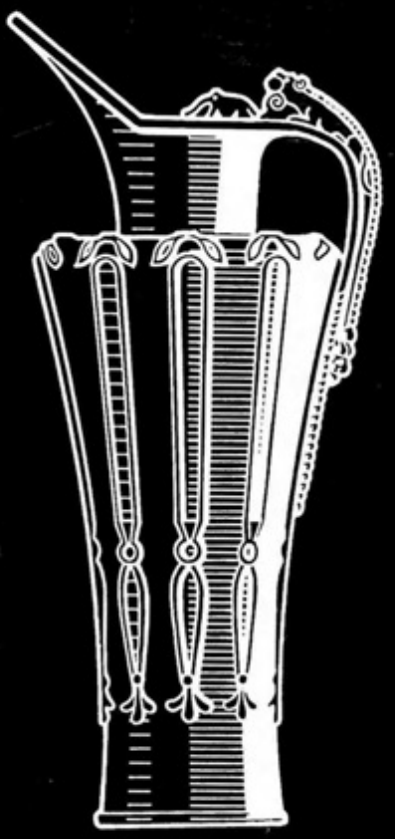


Band 63

ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

1979

ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs

Herausgegeben vom
Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien

Schriftleitung:
HERWIG FRIESINGER
und
HELGA KERCHLER

Band 63

1979
FRANZ DEUTICKE WIEN

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung auch in anderen Sprachen, auszugsweise oder auf photomechanischem Wege vorbehalten

Copyright © 1979 by Franz Deuticke, Wien

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung

ISBN 3 7005 4440 5

Filmsatz und Offsetdruck: Ferdinand Berger & Söhne OHG, 3580 Horn, NÖ

Mit Band 63 erscheint unsere Zeitschrift ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA wieder regelmäßig, nun in einem größeren Format und nicht wie bisher in zwei Heften, sondern mit einem Band jährlich.

Die verzögerte Herausgabe dieses Bandes war durch die Emeritierung des Gründers und bisherigen Schriftleiters von Archaeologia Austriaca, Univ.-Prof. Dr. R. Pittioni, und ein damit entstandenes, längere Zeit andauerndes „Interregnum" verursacht.

Schließlich hat der Nachfolger Prof. Pittionis, Univ.-Prof. Dr. H. Friesinger, die Herausgabe für das Institut für Ur- und Frühgeschichte übernommen. Die Arbeiten der Schriftleitung werden gemeinsam mit der Bibliothekarin des Instituts, Dr. H. Kerchler, durchgeführt.

Die Schriftleitung

Inhaltsverzeichnis

Seite

Jungwirth, Johann und Winkler, Eike Meinrad, Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung der Babenberger-Skelette im Stift Melk, Niederösterreich 63

Pittioni, Richard, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik von der Taverne Oberrain, K. G. Unken, p. B. Zell am See, Land Salzburg 83

Ruttkay, Elisabeth, Die Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich 1

Stadler, Peter, Das langobardische Gräberfeld von Mödling, Niederösterreich 31

Szydlowski, Jerzy, Die eingliedrigen Fibeln mit umgeschlagenem Fuß in Österreich im Rahmen ihres Vorkommens in Mitteleuropa 21

Teschler-Nicola, Maria, Zur Anthropologie des langobardischen Gräberfeldes von Mödling, Niederösterreich 49

Winkler, Eike Meinrad siehe Jungwirth, Johann 63

Besprechungen 139

Die Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich

Von Elisabeth Ruttkay, Wien

Ausschließlich über die österreichischen Arbeiten, die sich mit neolithischen bemalten Keramiken beschäftigen, zu referieren und eine scharfe Trennungslinie zwischen den Forschungen der Nachbarländer und der österreichischen Forschung zu ziehen, wäre eine gewisse Willkür und entspräche nicht den tatsächlichen Gegebenheiten. Die Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich geschah in enger Zusammenarbeit mit den Nachbarländern, wobei besonders die mährische Forschung eine führende Rolle spielte. Der Austausch der Erfahrungen, die Polemik mit den fremden Resultaten gab der österreichischen Forschung Impulse, mit deren Hilfe die Konkretisierung des Bildes über die bemalte Keramik Österreichs erfolgte. Es lassen sich heute vier Epochen in der Erforschung der Lengyel-Kultur aussondern, die sich durch bedeutende Forscherpersönlichkeiten einerseits und spezifischen Fragestellung und charakteristische Forschungsmethoden andererseits voneinander abheben.

1. Die letzten drei Dezennien des vorigen Jahrhunderts: Palliardi und Hoernes; die Entdeckung der neolithischen bemalten Keramik und die Festlegung ihrer breiteren Zusammenhänge.

2. Die ersten drei Dezennien unseres Jahrhunderts: Menghin und Tompa; die Frage des Ursprungs und die Suche nach einer zutreffenden Benennung (Theiß-Kultur – Lengyel-Kultur).

3. 1930–1960: Pittioni; die Vorlage der ersten geschlossenen Komplexe der bemalten Keramik in Österreich und die Anfänge einer interdisziplinären Forschung.

4. Ab 1960: die forschungsgeschichtliche Gegenwart.

1. Die letzten drei Dezennien des vorigen Jahrhunderts: Palliardi und Hoernes; die Entdeckung der neolithischen bemalten Keramik und die Festlegung ihrer breiteren Zusammenhänge.

Die ersten Zufallsfunde

In Niederösterreich gelangte bereits zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bemalte neolithische Keramik in öffentliche Sammlungen. Freilich waren die beim Bau der Ziegelfabrik von Palt[1]) und der Lokalbahn bei Hadersdorf am Kamp[2]) gefundenen Keramikfragmente ihrer Quantität und Beschaffenheit nach kaum dazu geeignet, eine selbständige Kulturerscheinung in Niederösterreich nachzuweisen. 1872 wurde in Gleichenberg bei einem Hausbau die bis heute einzige gesicherte Lengyelfundstelle der Steiermark entdeckt[3]). Wurmbrand erkannte richtig, daß die Funde der neolithischen Kulturstufe angehörten, konnte sie aber noch nicht in einen größeren Rahmen einordnen. Er war der Meinung, daß die Träger dieser Kultur die „Sclaven" seien, die in der Römerzeit als „Eingeborene" im Lande lebten.

Die erste „Ausgrabung"

Der Bericht von Hoernes über die Ausgrabung der Exkursion der Anthropologischen Gesellschaft in Großweikersdorf am 17. Juni 1888 gibt ein anschauliches Bild von der Geländetätigkeit der Gesellschaft, die eher eine unterhaltsame Angelegenheit als eine ernsthafte Untersuchung von urgeschichtlichen Dokumenten war. „Eine an die Lößwand gelehnte Leiter vermittelte die Verbindung des Ausgräbers mit der gangbaren Erdoberfläche, und am Fuße derselben hatte sich der gastfreundliche Herr Bürgermeister von Großweikersdorf mit einer höchst rühmlichen Auslese seines Kellers etabliert, um die unermüdlichen Wühler im Schutte der Vorzeit zu stärken und für den Verlust der Hautfragmente, welche sich an den ungewohnten Grabwerkzeugen abrieben, zu entschädigen. Der Inhalt dieser Grube war aber der aufgewendeten Mühe wert. Vier ganze oder wenig defekte Tongefäße konnten aus demselben restauriert werden; sie erweisen sich als ganz spezifische Typen der an diesem Ort üblichen, keineswegs einförmigen, und zum Teil recht geschmackvollen Keramik. Ein besonders wertvolles Stück befand sich unter den zahlreichen Tongefäßfragmenten; es gehörte zu einer 7 cm hohen, dickwandigen und grobgeformten gelblichen Schale, welche innen und außen mit breiten roten Farbstrichen, die außen einen eigentümlichen Zickzack-Mäander bilden, verziert war. Mit weißer und roter Farbe verziert gewesene Schalen kamen außerdem in mehreren Bruchstücken vor"[4]).

Hier berichtet Hoernes erstmals von bemalter Keramik aus Niederösterreich. Die in das Hofmuseum eingelieferten Funde von dieser Exkursion ge-

hören nicht nur der Lengyel-Kultur, sondern auch der entwickelten Aunjetitz-Kultur an, was natürlich ihre Datierung erschwerte. Zudem zeigt die Keramik stark individuelle Züge; so kann das von Hoernes gesondert beschriebene Bruchstück einer bemalten Schüssel auch noch heute seiner Provenienz nach nicht angesprochen werden. Das Fundgut der drei niederösterreichischen Fundstellen mit bemalter Keramik – Palt, Hadersdorf am Kamp, Großweikersdorf – gelangten in das k. k. Hofmuseum und wurden von Hoernes inventarisiert, aber nicht weiter bearbeitet.

J. Palliardi

Erst 1897 wurde die österreichische neolithische bemalte Keramik von Palliardi richtig angesprochen. Die im Jahr 1888 untersuchte Siedlungsstelle von Znaim–Neustift (Znojmo–Novosady) hatte die Aufmerksamkeit dieses Forschers auf die bemalte Keramik gelenkt, die in Mähren mehrfach mit Linearbandkeramik vergesellschaftet angetroffen wurde. Die Aussonderung der bemalten Keramik als eigenständige Erscheinung war durch die Entdeckung des Gräberfeldes von Lengyel (Ungarn) möglich, wo charakteristische Gefäße ohne störende Begleitfunde erfaßt worden waren[5]). Die Probegrabung von Wosinsky in Lengyel 1882 kann daher als einer der wichtigsten Schritte für das Erkennen der bemalten neolithischen Keramik gewertet werden[6]).

Palliardi skizzierte in seinen Studien über die relative Chronologie Mährens die neolithische Kulturabfolge bereits so zutreffend, daß sie auch heute unverändert benützt werden kann. Er bestimmte die chronologische Stellung der bemalten Keramik richtig, indem er sie zwischen der Stichbandkeramik und der Furchenstichkeramik einordnete. Auch in der Frage der Zusammengehörigkeit der einzelnen Gebiete mit bemalter Keramik urteilte er zutreffend, daß Mähren und Niederösterreich eng miteinander verbunden seien, die Keramik von Lengyel dagegen von den mährisch-österreichischen Formen abweiche. Gemeinsam seien Mähren und Ungarn nur die Verwendung der Farbe und die Buckeldekoration. Die neolithische bemalte Keramik aus der Bukovina, Galizien und Rumänien setzte Palliardi entschieden von der bemalten Keramik der mittleren Donaugebiete ab. Das Erscheinungsjahr dieser Studie 1897 – zunächst als Separatum erschienen – kann als Geburtsjahr der Lengyel-Kultur gelten[7]).

M. Hoernes

Wir können hier nicht über alle Arbeiten referieren, die sich unter anderem auch mit der neolithischen bemalten Keramik beschäftigen. Einige zusammenfassende Ausführungen sollen aber berücksichtigt werden, da sie für die weitere Erforschung der bemalten Keramik richtunggebend waren. So die Studie von Hoernes über die neolithische Keramik Österreichs[8]). „Entsprechend der Größe und der zentralen Lage Österreichs im Kontinent ist die neolithische Kultur und Keramik hier sehr mannigfaltig vertreten", schrieb Hoernes[9]). Österreich vor dem ersten Weltkrieg war – auch ohne Ungarn – ein großes Reich, das von Dalmatien bis Schlesien, Galizien und bis zur Bukovina, von den Ostalpenländern bis zum Donautal und Mähren reichte. Die mit dieser Vielfalt an Landschaften verbundene Vielfalt an neolithischen Kulturgütern in einer größeren Ordnung zu erfassen, stellte zweifellos eine große Leistung dar.

Die Methode, die die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Einzelerscheinungen erfassen half, übernahm Hoernes von der Kunstgeschichte. Er untersuchte besonders die Prinzipien der Keramikverzierung, berücksichtigte aber auch die Steinwerkzeuge, die vereinzelten Metallfunde und die wirtschaftlichen Grundlagen des Lebens.

Hoernes unterschied zwei Stile, den älteren Umlaufstil oder freien Stil und den jüngeren oder gebundenen (tektonischen) Rahmenstil. Zum Rahmenstil rechnete er die Keramik der Pfahlbauten vom Laibacher Moor und vom Attersee und Mondsee. Die ältesten Vertreter des Umlaufstiles in den Donau- und Sudetenländern stammen von jenen Fundstellen – besonders Höhlen –, die Bombentöpfe, Schuhleistenkeile, Hammerbeile und Scheibenkeulen lieferten. Als wichtige Station nennt Hoernes die Vypustekhöhle nordöstlich von Brünn, die er bereits 1892 der frühesten neolithischen Periode zugerechnet hatte[10]). Die intensive Beschäftigung mit dem umfangreichen Fundgut von Butmir – Hoernes schrieb zu beiden Bänden der Butmir-Monographie das Vorwort[11]) – zeigte, daß diese gut ausgeprägte, einheitliche Keramik als charakteristisch für den Umlaufstil anzusehen war. Als wichtigsten Vertreter des Umlaufstils bezeichnet Hoernes aber die Keramik von Lengyel. Die Funde von Babska, Jordansmühl und die mit Jordansmühl verwandte Keramik aus dem österreichischen Schlesien (Umgebung von Troppau), werden ebenfalls zum Umlaufstil gerechnet. Die Bemalung der Gefäße sei bei diesen Erscheinungen nicht unbedingt das wichtigste Merkmal, da sie sich nur bei den Kulturgruppen findet, die in der Nähe des 18. östlichen Längengrades siedelten.

„Welches ist nun die Zeit dieser Gruppen?" fragt Hoernes. „Für unbedingt ‚altneolithisch' wird man sie nicht halten dürfen; aber es wird auch nicht angehen, sie bis unmittelbar vor den Beginn der Bronzezeit herabzudrücken als absolut spätneolithisch"[12]).

In seinem Nekrolog über Hoernes würdigte Oswald Menghin die oben erwähnte Studie folgendermaßen: „Besonders der Keramik, deren kunstgeschichtliche Bedeutung für die ganze prähistorische Zeit, am meisten aber fürs Neolithikum hoch anzuschlagen ist, widmete er eingehende Untersuchungen.

Die erste davon, ‚Die neolithische Keramik in Österreich', versucht der Wirrnis in der chronologischen Beurteilung der steinzeitlichen Keramik auf stilkritischem Wege ein Ende zu bereiten. Er unterschied zwei Gruppen, die ältere des ‚Umlaufstiles' und die jüngere des ‚Rahmenstiles', die sich mit Voll- und Jungneolithikum ungefähr decken. Meines Erachtens wird das Ergebnis dieser Arbeit von der Fachwelt zumeist unterschätzt. Es war damit nicht nur für Österreich sondern auch auf weitem Gebiete etwas gewonnen, eine zweifellos richtige Zweiteilung des Neolithikums in Mitteleuropa, über die wir vielfach noch nicht hinausgekommen sind. Bei der Berücksichtigung dieser Arbeit hätten viele grobe Fehldatierungen vermieden werden können" [13]).

Hoernes hat es bewußt unterlassen, entfernte Gebiete in seine Betrachtungen einzubeziehen, um damit Völkerwanderungen und Kulturströmungen darstellen zu können. „Aber die ‚Kulturströmungen' zu verfolgen und dabei die Ursitze, Wanderungen und Beziehungen der Rassen und Völker zu behandeln, von denen man meint, daß sie dabei beteiligt gewesen seien, das ist uns heute noch versagt, wieviel auch gerade darüber schon geschrieben wurde und noch fortwährend geschrieben wird" [14]). Die der Studie über die neolithische Keramik in Österreich zugrunde gelegte Konzeption baute Hoernes in die zweite, erweiterte Ausgabe seiner „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" (1915) ein und dieser Teil der Arbeit wurde auch für die dritte Ausgabe (1925) beibehalten. Der Aufsatz von Hoernes schließt den ersten Abschnitt der Erforschung bemalter neolithischer Keramik in Österreich, der zum Großteil noch in das 19. Jahrhundert fällt, ab. Durch den Ausgräber von Lengyel, Wosinsky, den Typologen Palliardi und den großräumig arbeitenden Forscher Hoernes war bereits die Eigenständigkeit der später als „Lengyel" bezeichneten Kultur erkannt, ihre relativchronologische Stellung und räumliche Ausdehnung im wesentlichen richtig bestimmt worden.

Die ersten Sammlungen

Vor allem im Wald- und Weinviertel beginnt schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Aufsammlung prähistorischer Fundstücke. Wenn sie zunächst auch für die Forschung wirkungslos bleibt, bildet sie doch den Grundstock für die später berühmt gewordenen reichen Sammlungen im nördlichen Niederösterreich [15]). Als erster systematischer Sammler in Niederösterreich kann der 1866 an der Cholera verstorbene Candid Pontz Reichsritter von Engelshofen gelten. Er sammelte seit etwa 1840 mit großem Eifer die Zufallsfunde der Umgebung seines Wohnsitzes (Schloß Stockern im Waldviertel), zunächst Silex- und Grünsteingeräte und Bronzen, später auch Keramik. Nach seinem Tode hinterließ Engelshofen 500 selbstgemachte bunte Pappkartons mit überwiegend neolithischen Fundstücken, darunter viele Idole [16]). Immer sind die Fundorte, oft auch die Flurnamen festgehalten. Der größte Teil der Sammlung Engelshofen befindet sich heute im Schloß Rosenburg; ein kleiner Teil gelangte in das k. k. Münz- und Antikenkabinett und von dort in die Prähistorische Abteilung des Naturhistorischen Museums Wien [17]). Freiherr von Sacken veröffentlichte die wichtigsten Stücke dieses Bestandes und legte erstmals Abbildungen lengyelzeitlicher Keramik aus Niederösterreich vor [18]).

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirkte ein Schüler Engelshofens, Johann Krahuletz, im Waldviertel als Sammler weiter. Seine Sammlung, die sich nicht ausschließlich auf urgeschichtliche Gegenstände beschränkt, ist heute in dem nach ihm benannten Museum in Eggenburg aufbewahrt [19]). Auch der dritte große Waldviertler Sammler, Franz Kiessling, begann noch im vorigen Jahrhundert mit der Aufsammlung von Oberflächenfunden aus der Umgebung von Drosendorf [20]). Der Hauptteil der Kiessling-Sammlung befindet sich heute in der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, ein kleiner Teil, der auch volkskundliche Objekte umfaßt, ist im verwaisten Heimatmuseum Drosendorf aufbewahrt [21]). Da das Sammelgebiet von Engelshofen, Krahuletz und Kiessling das im mittleren Neolithikum dicht besiedelte Waldviertel war, sind diese Sammlungen für das Studium dieser Zeit in Österreich von großer Bedeutung.

Zusammenfassung

Zusammenfassend läßt sich über die erste Periode der Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich, von den Anfängen bis etwa zur Jahrhundertwende, sagen, daß sie als eine Zeit der kunstgeschichtlich orientierten Forschung aufgefaßt werden kann, wie besonders die Arbeitsweise von Hoernes – dem ersten Inhaber eines Lehrstuhles für Urgeschichte – zeigt; auch die Sammeltätigkeit konzentrierte sich in erster Linie auf „schöne", möglichst ganz erhaltene Einzelfunde. Bereits in dieser frühen Zeit war die mährische Forschung selbständig und richtungsweisend. Die von Palliardi auf Grund von horizontalstratigraphischen Befunden und Fundvergesellschaftungen einer Siedlungskammer erarbeitete relative Chronologie hat bis heute nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Wir wollen an dieser Stelle besonders darauf aufmerksam machen, daß Niederösterreich bereits in dieser Zeit zum Verbreitungsgebiet der mährischen bemalten Keramik gerechnet wurde und zwar nicht nur die an Südmähren angrenzenden nördlichen Teile des Landes, sondern das gesamte norddanubische Niederösterreich bis zur Donaulinie; die ersten Nachweise bemalter Keramik aus Palt, Hadersdorf am Kamp und Großweikersdorf berechtigen zu dieser Annahme.

2. Die ersten Dezennien unseres Jahrhunderts: Menghin und Tompa; die Fragen des Ursprungs und die Suche nach einer zutreffenden Benennung (Theiß-Kultur – Lengyel-Kultur).

Die Dreistufengliederung von Palliardi

Ein neuer Impuls in der Erforschung der bemalten Keramik in Niederösterreich kam wiederum aus Mähren: Palliardi legte eine zusammenfassende Darstellung des mährischen Neolithikums in deutscher Sprache vor[22]). Diese Studie vermittelte der ausländischen Forschung erstmals eine innere Gliederung der mährischen bemalten Keramik. Sie blieb für sie lange Zeit die einzige Feinchronologie; Palliardi ging zwar bald zu einer modifizierten, auf vier Stufen aufgebauten Gliederung über[23]); diese Arbeit ist jedoch nie in deutscher Sprache erschienen[24]). In der 1914 veröffentlichten Chronologie ist die bemalte Keramik, die weiterhin zwischen der Stichbandkeramik und der Furchenstichkeramik (Pfahlbau- und nordische Keramik) eingereiht wird, in drei Gruppen gegliedert. In der ersten, ältesten werden bei der Bemalung der Gefäße die Farben Rot, Braun, Gelb, selten Weiß auf schwarzem, grauem oder braunem Grund aufgetragen. Auch mit Farbe ausgefüllte Ritzmuster gehören zu dieser Stufe. Außerdem kommen nur hier stichbandkeramische Fragmente in den Siedlungen vor. Obsidiangeräte und scharf spitznackige Beile sind ebenfalls auf diese Zeit beschränkt. In der zweiten Stufe wird Weiß auf rotem Grund aufgetragen bzw. Rot oder Weiß auf natürlich belassenem Grund. Es erscheint die „unechte terra sigillata", eine rot gefärbte, glänzend polierte Keramikgattung. Spinnwirtel, konische Tongewichte und erste Kupferobjekte treten auf. In der dritten Stufe wird nur Weißmalerei verwendet; sie wird in breiten Bändern bzw. in Zickzackmustern auf naturbelassenem oder rot gefärbtem Grund aufgetragen. Zum Alltagsgerät gehören Pintaderas und Schöpfkellen. Keramik mit Buckelverzierung kommt sowohl in der zweiten wie in der dritten Gruppe vor.

Palliardi bildete bei dieser Studie nur die Grünsteingeräte der mährischen bemalten Kultur ab, nicht jedoch die Keramik; da er auch die Formenkunde nicht beschrieb, ist die Handhabung dieser wertvollen Arbeit sehr erschwert. Palliardi hat sich hier auf seine in tschechischer Sprache erschienene, gut illustrierte Vorarbeit berufen, die er anhand seiner Erfahrung in Boskovštejn ausgearbeitet hatte[25]). Die deutschen Leser blieben bis Ende der zwanziger Jahre, als die Feinchronologie von Vildomec mit französischer Zusammenfassung erschien, über die Gefäßformen der einzelnen Stufen der mährischen bemalten Keramik kaum unterrichtet. Hoernes baute zwar in die zweite, erweiterte Ausgabe seines großen zusammenfassenden Werkes über die „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" die in tschechischer Sprache veröffentlichten Forschungsergebnisse von Palliardi[26]) ein, übernahm aber infolge seiner vorwiegend kunsthistorischen Orientierung aus der Boskovštejner Arbeit nur Tafeln mit der Idolplastik der mährischen bemalten Keramik[27]). Im Anhang der dritten Ausgabe der „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" referierte Menghin ausschließlich über die Dreistufengliederung nach Palliardi[28]). Auch in zahlreiche andere deutschsprachige Arbeiten fand sie Eingang[29]).

O. Menghin

Obwohl Menghin seinen Aufsatz über die Chronologie der prähistorischen Perioden in Niederösterreich mit dem Satz „Die Quintessenz aller archäologischen Arbeit ist die Chronologie" begann[30]), konnte das bemaltkeramische Material aus Niederösterreich zunächst nicht weiter gegliedert werden. Die Gründe, die Menghin dafür angibt, waren und sind leider für die Grundlagenforschung in Österreich bezeichnend: „Der Reichtum Niederösterreichs an neolithischen Funden ist bekannt. Desto mehr muß es auffallen, daß zu einer chronologischen Gliederung des Materials bisher kaum der Anfang gemacht wurde. Es blieb fast ausschließlich bei der Registrierung und musealen Betreuung der immer neue Fundmassen spendenden Siedlungsstellen und nur Moritz Hoernes hat in größerem Zusammenhange die Spiralmäanderkeramik Niederösterreichs samt den mit ihr verbundenen Erscheinungen besprochen und chronologisch gewertet. Dieser Übelstand hat allerdings seine guten Gründe. Ganz abgesehen davon, daß die Verzettelung der Fundobjekte in einer Reihe kleiner und kleinster Sammlungen dem Studium derselben wesentlich Eintrag getan hat, zeigt sich das niederösterreichische Neolithmaterial auch viel ergiebiger für die allgemeine Kenntnis des jungsteinzeitlichen Kulturbesitzes, als für chronologische Fragen; die teils durch die mangelhafte Art, in der es aufgesammelt wurde und wird, teils aber auch wegen der wirklich mißlichen Fundverhältnisse"[31]).

In mehreren zusammenfassenden Arbeiten besprach Menghin die bemalte Keramik einzelner Gebiete Österreichs ohne Berücksichtigung ihrer inneren Chronologie[32]). Deutlich ist dabei das Anwachsen der bekannten Fundstellen im Lauf der Jahre zu registrieren: so waren 1921 bereits 47 bemaltkeramische Fundstellen aus Niederösterreich bekannt. Es handelte sich dabei vor allem um Zufallsfunde, die in öffentliche Sammlungen gelangten[33]) und zum Teil später vorgelegt wurden[34]).

Mit der Studie über die neolithische Keramik in Österreich[35]) und besonders mit seiner „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" hat Hoernes die Tradition der überregionalen Arbeitsweise der „Wiener Schule" begründet. Auch Menghin arbeitete großräumig und synthetisch und beschäftigte sich im

Zuge seiner Forschung auch mit der bemalten Keramik. Seine Formulierungen brachten neue Aspekte in die Erforschung der Lengyel-Kultur. Im Anhang zur dritten posthum erschienenen Ausgabe der „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" hat MENGHIN Forschungsergebnisse aus 10 Jahren nachgetragen und eine neue Grundkonzeption über das uns hier interessierende Thema vorgelegt. Bei der Behandlung der donauländischen Keramik ging es ihm in erster Linie um die Klarstellung der Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den einzelnen Gruppen[36]). MENGHIN teilte die donauländische Keramik – gemeinhin Bandkeramik – in drei große regionale Gruppen ein: In eine nördliche Gruppe (Linearbandkeramik und Winkelbandkeramik), eine mittlere Gruppe (die bemalte Keramik Mährens, Niederösterreichs, Ungarns und Butmir, Jordansmühl, Münchshöfen, weiters Einzelfunde aus der Gegend von Triest und die slawonisch-serbische Lengyelkeramik, Vinča inbegriffen), und eine östliche Gruppe (Tordos, Tripolje, Cucuteni und die bulgarische Keramik).

Die mittlere Gruppe, die uns hier näher interessiert, wird als Lengyelkeramik bezeichnet[37]). Bereits früher verwendete MENGHIN den Ausdruck „Kulturgruppe der bemalten Keramik vom Lengyeltypus"[38]); möglicherweise geht also die heutige Benennung unserer Kultur auf MENGHIN zurück. Allerdings hat SCHRÁNIL diese Namensgebung bereits STOCKÝ zugesprochen[39]). „Lengyel im Komitate Tolna, der Platz, durch den die bemalte Keramik zum ersten Male weiteren Kreisen bekannt geworden ist, kann daher mit Recht die Ehre beanspruchen, der ganzen Gruppe den Namen zu geben"[40]), schrieb MENGHIN. „Die Stilarten dieser Gruppe stehen sich zum größten Teile so nahe, daß über ihre Zusammengehörigkeit keine Zweifel aufkommen können. In ihrem Grundstocke sind sie durch fließende Übergänge verbunden und können überhaupt nicht scharf voneinander abgesondert werden"[41]). Die Lengyelgruppe ist gegenüber der Linienbandkeramik durch folgende Besonderheiten ausgezeichnet: an Formen führt sie die Fußschale und die „Bombenurne" (MENGHIN versteht darunter das Schultergefäß), weiters Tonstempel und Idolplastik; zur Verzierung der Gefäße wird Bemalung verwendet. Die „Bombenurne" betrachtet MENGHIN als eine Weiterführung linearbandkeramischer Formen, die übrigen Formen seien aus Vorderasien abzuleiten. Der Gesamtcharakter der Lengyel-Kultur ist seiner Meinung nach dennoch bandkeramisch, da die Motivik der Ornamente – Spirale und Mäander – und das Vorkommen des Schuhleistenkeiles dafür sprechen. Das Ursprungsgebiet der Lengyel-Kultur sei in der ungarischen Tiefebene, wohl einschließlich der ebenen Gebiete um Wien, zu suchen. Den Weg, auf dem die vorderasiatischen Einflüsse den Donauraum erreichten, konnte MENGHIN nicht genau abstecken; er betrachtete jedenfalls die Kulturgruppen an der unteren Donau beziehungsweise in Südosteuropa als Ableger, nicht als Ursprung der Lengyelkeramik. Lediglich die älteste Kultur Thessaliens konnte seiner Meinung nach bei der Entwicklung der Lengyelkeramik eine Rolle gespielt haben. Da in der Mitte der zwanziger Jahre aus Westungarn noch keine andere „Bandkeramik" bekannt war als eben die Lengyel-Kultur, sprach MENGHIN die Lengyel-Kultur Ungarns als mit der ältesten Linearkeramik der nördlichen Gruppe gleichzeitig an. Erst in einer etwas entwickelteren Form greift die Lengyel-Kultur auf ein Gebiet über, wo früher die Bandkeramik herrschte. Diese Zeit ist die Zeit der größten Ausdehnung der eigentlichen Lengyelkeramik. In der nächsten Stufe, in der Zeit der jüngsten ungarisch-mährischen Lengyelkeramik, lebten bereits im Randgebiete Jordansmühl und Münchshöfen; im Ursprungsland sei ein verstärkter neuerlicher vorderasiatischer Einfluß spürbar.

HOERNES hat der mittelneolithischen bemalten Keramik auch noch Šárka zugerechnet (als böhmisch-mährische bemalte Keramik), aber MENGHIN redet über Šárka im Zusammenhang mit der mittleren Gruppe nicht mehr.

Bereits im Anhang zur „Urgeschichte der bildenden Kunst" deutete MENGHIN an, daß die ungarisch-mährische Form die ursprünglichste unter den Lengyelgruppen sei. Die Zusammengehörigkeit Mährens und Ungarns in einer gemeinsamen Gruppe sei durch das Vorhandensein des Würfelgefäßes auf beiden Gebieten offensichtlich, da diese Form in den anderen Gattungen der Lengyelgruppe fehlt. Da in Ungarn – auf dem Entstehungsgebiet – noch keine Feinchronologie für die bemalte Keramik ausgearbeitet war, schlug MENGHIN vor, die ausgezeichnete Dreistufengliederung von PALLIARDI auch auf das ungarische Material zu projizieren, da die bemalte Ware Ungarns mit einer nicht allzugroßen Verspätung nach Mähren eingeführt wurde.

Obwohl MENGHIN es nicht ausdrücklich erwähnte, müßte nach den beschriebenen Zusammenhängen zwischen Mähren, Ungarn und Österreich die mährische Dreistufengliederung der Lengyel-Kultur auch für Österreich gelten, da auch Niederösterreich als Ursprungsland dieser Kultur angesprochen wurde.

W. A. Jenny

Die Entstehung der Studie von JENNY, der anderen bedeutenden großangelegten Arbeit dieser Forschungsepoche über die Gefäßdekoration des donauländischen Kulturkreises, geht unmittelbar auf Anregungen von MENGHIN zurück und bedient sich wie auch HOERNES und MENGHIN in dieser Zeit der kunstwissenschaftlichen Methode[42]). Die Arbeit ist auf die von MENGHIN in dem „Anhang" formulierte Grundlage und auf die Untersuchungen von ADAMA VAN SCHELTEMA über die altnordische Keramik aufgebaut. In der Feinchronologie der bemalten Keramik zieht

Jenny die zwei letzten Stufen von Palliardi zusammen, da er die Meinung vertrat, die mangelhafte Erforschung des ungarischen Materials würde mehr als eine Zweiteilung nicht erlauben. Nach gründlicher stilkritischer Umschau gelangte Jenny zur Ansicht – wir beschäftigen uns hier ausschließlich mit dem Abschnitt der Arbeit, der die Lengyel-Kultur betrifft –, daß die Gefäßverzierungen der Lengyel-Kultur neben der Erhaltung der linearkeramischen Spirale und des Mäanders eine weitgehende Durchsetzung mit vorderasiatischen Formen aufweist. Jenny sieht aber bereits auch Schwierigkeiten bei der Bestimmung des Ursprungslandes dieser Impulse: „... die thessalische Sesklowarе, die durch ihre geographische und zeitliche Stellung in erster Linie in Frage käme, scheidet infolge ihres stark spezialisierten Charakters als alleinige Form aus. So fehlt ihr – um nur einen wichtigen Umstand zu erwähnen – die Fußschale, die sämtlichen lengyelkeramischen Stilarten eigen ist. Ähnliches gilt von der Topfware der untersten Vinčaschichte, die eher mit der anatolischen Keramik als mit Anau und Susa in Verbindung zu bringen ist. Eine eigentliche Bemalung bleibt ihr unbekannt. Überhaupt müssen wir uns klar sein, daß die bemalten Stile donauländischen Stammes kaum direkt an eine der bekannten vorderasiatischen Gattungen anzuknüpfen sind"[43]).

Theiß-Kultur – Lengyel-Kultur

Als Antwort auf die beiden letztgenannten Werke und als Polemik zu diesen ist die Studie von Tompa über die Bandkeramik in Ungarn aufzufassen[44]). Tompa gab in dieser Publikation die Beschreibung dreier wichtiger neolithischer Gruppen des Theißgebietes, die er in der folgenden chronologischen Reihe aufstellte: Ältere Linearbandkeramik oder Protobükk (heute Alföld-Linearbandkeramik), Bükker-Kultur und Theiß-Kultur. Diese Aufstellung blieb bis heute – abgesehen von einem kurzlebigen Änderungsvorschlag durch Csalog[45]) – aufrecht[46]). Die uns interessierenden Resultate der Ausführungen von Tompa sind die folgenden: Bei Menghin galten die Fußschale und Gefäßbemalung als Neuerungen, die erst durch die Lengyel-Kultur, durch ihre vorderasiatischen Beziehungen, eingeführt wurden. Tompa konnte beweisen, daß diese „Neuerungen" im Theißgebiet bereits in linearkeramischen Komplexen zutage traten. Er nimmt an, daß der Ursprung der Lengyel-Kultur nicht mehr im Südosten, sondern im ungarischen Theißgebiet zu suchen ist; es müssen daher keine auf die Lengyel-Kultur konzentrierten südöstlichen Einflüsse angenommen werden. Er meinte weiter, daß es verfehlt sei, die bemaltkeramische neolithische Gruppe westlich der Donau mit einem eigenen Namen zu bezeichnen – Lengyel-Kultur –, da die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Theißgebiet und Trandsanubien, mit einem zeitlichen Vorsprung zugunsten des Theißgebietes, offensichtlich sind und schlug vor, den Namen Lengyel-Kultur in Theiß-Kultur umzuändern, da Lengyel nur eine jüngere Abart der bandkeramischen Kultur des Theißgebietes wäre. Die Vorschläge wurden von der ausländischen Forschung weitestgehend und nachhaltig akzeptiert[47]). Obwohl diese Umbenennung viele Verwirrungen stiftete[48]), sind die Beobachtungen von Tompa doch wesentlich, da sie die Aufmerksamkeit auf eine autochthone Entstehung der Lengyel-Kultur lenkten.

A. Hrodegh

Auch in Österreich wurden schon früher Ansichten geäußert, wonach die bemalte Keramik im nördlichen Niederösterreich autochthon sein müsse. Nach eingehender kleinräumiger Untersuchung sah Hrodegh in der bemalten Keramik des Manhartsberggebietes nichts anderes als eine Linearform jüngerer Ausprägung[49]). Hrodegh beschrieb die folgenden typischen Formen der bemalten Keramik: Butte, Fußschüssel, doppelkonisches Gefäß mit enger Mündung (bei Menghin „Bombenurne"), flaschenförmiges Gefäß, Tonlöffel mit Tülle und mit vollem Stiel, Würfelgefäß, Pintaderas und Idole. Die meisten dieser Formen seien linearkeramischen Ursprungs, so die Butte, das doppelkonische Gefäß, die Fußschale, die Idole – Hrodegh selbst veröffentlichte einen linearbandkeramischen Torso aus Reikersdorf[50]); auch Tonlöffel seien in der Linearbandkeramik nicht fremd. In der Ornamentik bedienen sich beide bandkeramischen Stufen der Voluten, Mäander, Winkelfiguren und Zickzackbänder. Der Verwendung von Farben bei der Gefäßverzierung maß Hrodegh keine besondere Bedeutung bei. In der Siedlungskunde zeigen die beiden Formen ein ähnliches Bild: sie bevorzugen dieselben Siedlungsstellen.

Hrodegh meinte weiter, daß die drei von Palliardi beschriebenen Malweisen auch um den Manhartsberg ziemlich dieselben seien wie in Mähren. Diese Beobachtungen von Hrodegh, die zwar anhand von Einzelfunden der Sammlungen Engelshofen und Krahuletz gemacht wurden, waren richtig, trotzdem blieben sie unbeachtet. Schuld daran ist möglicherweise der Umstand, daß Hrodegh seiner Studie keine guten Abbildungen der einschlägigen Funde angeschlossen hatte.

„Die Weltgeschichte der Steinzeit" von O. Menghin

Obwohl das Hauptwerk von Menghin nicht unbedingt als richtunggebend in der Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich gelten kann, müssen wir das Werk doch erwähnen, da es als forschungsgeschichtlicher Meilenstein gelten kann[51]). Mit dieser Arbeit schließen die kunstgeschichtlich orientierten prähistorischen Untersuchungen in Österreich ab.

Menghins Arbeitsweise, in der er eine Synthese verschiedener geisteswissenschaftlicher Disziplinen gab, machte zwar nicht Schule in der österreichischen Forschung, war aber trotzdem bedeutend genug, um sie auch in Beziehung mit der Lengyel-Kultur kurz zu erörtern. Obwohl Menghin die Studie von Tompa über die Bandkeramik von Ungarn kannte und die berühmte Fußschale von Tiszadada, ein Produkt von Protobükk, die u. a. als Beweis einer einheimischen Entstehung der Lengyel-Kultur in Ungarn gelten könnte, in der „Weltgeschichte der Steinzeit" abgebildet hatte[52]), änderte Menghin seine 1925 formulierte Grundkonzeption über die Lengyel-Kultur nicht. Menghin behielt weiterhin die Benennung Lengyel-Kultur bei; er brachte sie weiterhin mit vorderasiatischen (taurischen) Einflüssen – trotz der von Jenny geäußerten Bedenken gegenüber dieser These – in Zusammenhang.

Menghin wollte in diesem Werk nicht nur Geschichte schreiben, sondern eine Geschichtsdarstellung geben, die zur Ausformung einer bestimmten Weltanschauung einiges beitragen sollte. Um die Weltgeschichte komplex zu beschreiben, baute Menghin Daten der Paläanthropologie, Paläethnologie und der linguistischen Archäologie in sein Werk ein. Die Lengyel-Kultur stellte er als eine sehr bedeutende Erscheinung in der steinzeitlichen Weltgeschichte dar. Durch ihre vorderasiatischen (taurischen) Einflüsse sei es möglich, meinte er, die Lengyel-Kultur als Träger der japhetitischen Sprache zu betrachten. Die Volksschichte der Lengyel-Kultur repräsentiere ein japhetitisch sprechendes vorindogermanisches Substrat für das östliche Mitteleuropa. Diese Formulierung von Menghin fußte auf den Resultaten des russischen Sprachwissenschaftlers Marr, der nicht ausschließlich von Stalin kritisiert wurde[53]).

J. Bayer

In der zweiten Periode der Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich, in den ersten drei Dezennien dieses Jahrhunderts, beginnen die ernsteren Geländeuntersuchungen auf lengyelzeitlichen Fundstellen. Im Burgenland deckte Hautmann die große neolithische Siedlung auf der Rupa in Antau[54]) und eine Lengyelgrube in Draßburg[55]) auf. Im Waldviertel fing Höbarth mit seinen Schürfungen an, so in der bekannten bemaltkeramischen Siedlung in Eggendorf am Walde[56]).

Der größte Geländeforscher dieser Zeit, dem wir viele geschlossene Komplexe der Lengyel-Kultur verdanken, war der früh verstorbene Direktor der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien, Bayer. Am Ende der zwanziger Jahre hat Bayer an mehreren Siedlungsstellen der Lengyel-Kultur Ausgrabungen durchgeführt, wie Anzenberg, Unterwölbling, Ossarn. Eine von Bayer vollständig abgedeckte Höhensiedlung auf der Galgenleithen bei St. Pölten lieferte 38 Fundstellen der bemalten Keramik. Die bedeutendsten Untersuchungen führte Bayer auf der Antonshöhe bei Mauer im 23. Wiener Bezirk durch, wo er Schächte einer Hornsteingrube und einen Teil eines kleinen Gräberfeldes der Lengyel-Kultur systematisch abdeckte. Bayer starb unerwartet 1931. Er konnte seine umfangreichen Untersuchungen nicht mehr veröffentlichen. Im Gegensatz zu den übrigen Geländeforschern dieser Periode, die oft unterlassen haben, sorgfältige Aufzeichnungen ihrer Grabungstätigkeit dem Fundgut beizulegen, hinterließ Bayer – bis auf die verschollenen Berichte über die Grabung auf der Galgenleithen – gründliche Beschreibungen seiner Erfahrungen im Gelände in seinen berühmten „blauen Heften". Das Fundgut, welches wir von Bayer geerbt haben, behält nach so vielen Jahren seinen wissenschaftlichen Wert.

Geländeforschung

Wir dürfen nicht unterlassen, auch über die Geländetätigkeit zweier verdienstvoller Frauen zu referieren. Beide dem Kreise von Bayer zugehörig, bekamen sie ihre Schulung für die Feldarbeit durch die ständige Grabungstätigkeit von Bayer, den sie oft begleiteten. Seine langjährige enge Mitarbeiterin Lotte Adametz untersuchte nach seinem Tode das mittelneolithische Hornsteinbergwerk in Mauer; Angela Stifft-Gottlieb, die spätere Kustodin des Krahuletz-Museums in Eggenburg, führte an gefährdeten, durch Zufallsfunde markierten Stellen, Ausgrabungen durch. So konnte sie 1938 die zweitgrößte Siedlungsstelle mit bemalter Keramik in Niederösterreich, Eggenburg-Zogelsdorferstraße untersuchen, wo auch verschiedene Grabenteile um die Siedlung abgedeckt wurden[57]). Diese beiden Untersuchungen blieben leider nach dem Tode der Ausgräberinnen bis heute unveröffentlicht.

Auch die Sammeltätigkeit – mitunter wurden die Funde auch durch kleine Schürfungen erworben – wurde weiterbetrieben. Im Wald- und Weinviertel waren es Höbarth und Krahuletz, im Burgenland Sándor Wolf, die durch ihre konsequente Arbeit eine Fülle an Fundobjekten – darunter auch mittelneolithische Stücke – sammelten[58]).

Zusammenfassung

Die zweite Periode der Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich von der Jahrhundertwende bis 1931 – zur Zeit, als Menghins „Weltgeschichte der Steinzeit" erschien, – ist weiterhin noch kunstgeschichtlich orientiert. In dieser Zeit wurde die heute noch gültige innere Chronologie der bemalten Keramik von Palliardi ausgearbeitet. Die Fragen des Ursprungs der Lengyel-Kultur können als dominierend für diese Zeit betrachtet werden, wobei Menghin, Jenny, Tompa und Hrodegh voneinander abweichende

Standpunkte vertraten. Es kam in dieser Zeit zu neuen Benennungsvorschlägen (Theiß-Kultur, Lengyel-Kultur). Die ersten bedeutenden Geländeforschungen führte in dieser Zeit Bayer durch, wobei die Siedlung auf der Galgenleithen und die Hornsteingrube in Mauer extra erwähnt werden müssen. Das einschlägige österreichische Fundgut wurde in dieser Zeit typologisch nicht aufgegliedert; der Zusammenhang Niederösterreichs mit Mähren galt aber weiterhin als eine sichere Gegebenheit.

3. 1931–1960: Pittioni; die Vorlage der ersten geschlossenen Komplexe der bemalten Keramik in Österreich und die Anfänge einer interdisziplinären Forschung.

F. Vildomec und die Sechsstufengliederung

Zu der dritten Periode (1931–1960) zählen wir den Vorschlag von Vildomec, die mährische bemalte Keramik in zwei Stufen und diese wieder in je drei Unterstufen zu gliedern, obwohl diese Arbeit noch in der vorangehenden Forschungsperiode 1930 erschien. Die ergänzende Studie dazu wurde 1940 veröffentlicht[59]). Die Feinchronologie von Vildomec spielte erst in der dritten Forschungsperiode eine Rolle. Sie war in Österreich zwar allgemein bekannt, doch war man gezwungen, von dieser stets Abstand zu nehmen, da das österreichische Fundgut der präzisen Typologie dieser Arbeit nicht gewachsen war. Man zitierte die Arbeit von Vildomec, aber seine Einteilung konnte man in Österreich leider nicht benützen.

J. Skutil – eine Feinchronologie für die Idolplatik

Mit der Feinchronologie von Vildomec hängt die großangelegte Studie über die Idolplastik der mährischen bemalten Keramik von Skutil eng zusammen, da sie auf diesem Chronologiesystem aufgebaut ist[60]). Skutil analysierte die umfangreichen einschlägigen Bestände des Mährischen Landesmuseums zu Brünn und versuchte, die Entwicklung der Stilmerkmale der anthropomorphen Kleinplastik mit der Feinchronologie von Vildomec in Kongruenz zu bringen. Durch die überaus reichen Abbildungen dieser Studie – es wurden 222 Idole und Idolfragmente abgebildet – ist die Arbeit von Skutil heute noch unentbehrlich. Für die österreichische Forschung bedeutete sie eine Zusammenstellung, in der man für die österreichischen bemalten Idole immer Parallelstücke findet.

E. Beninger

Wie schwierig die bemalte neolithische Keramik zu gliedern war, zeigte sich in der posthum erschienenen Studie von Bayer über die Urgeschichte des Horner Bezirkes[61]). Bayer stellte die beiden Spielarten der Bandkeramik, d. h. Linearbandkeramik und Lengyel-Kultur, in dieser Arbeit nicht getrennt dar; er datierte die vollneolithischen Siedlungen des Waldviertels nach den Grünsteingeräten, da der Mangel an charakteristischer Keramik die feinere Unterteilung unmöglich machte.

Beninger wies darauf hin, daß zwar die scharfe Trennung der Linear- und Lengyelkeramik noch immer schwer durchführbar sei, aber als feste Grundlage für die Aussonderung die Tonqualität der Hauskeramik gelten könne. Während die Hauskeramik der Linearkeramik immer mit Vegetabilien gemagert sei, kennt die Lengyel-Kultur bei dieser Ware ausschließlich die Sandmagerung[62]). In den Ausführungen von Beninger wurde eine Behauptung veröffentlicht, die in der österreichischen Forschung mit Unrecht anerkannt wurde. Beninger fand in der Sammlung Engelshofen in Rosenburg niedrige Fußschalen linearbandkeramischer Machart, die keineswegs eine sichere Einreihung zuließen, da sie Sammelfunde waren. Obwohl damals die Hinkelsteinkeramik, wo die Fußschale belegt war, als die älteste Bandkeramik des Westens galt, wurde für die östliche Linearbandkeramik angenommen, daß sie die Fußschale nicht kannte. So sprach Beninger die niedrigen Fußschalen der Engelshofen-Sammlung als die früheste Form der Lengyel-Kultur an[63]). Die Datierung der niedrigen Fußschalen in die Frühphase der Lengyel-Kultur wurde lange Zeit aufrecht erhalten, sogar noch Pittioni stellte sie als ein chronologisch verwertbares Charakteristikum heraus[64]).

„Wolfsbach-Kultur"

1934 erschien das Buch „Beiträge zur Ur-, Vor- und Frühgeschichte von Niederösterreich und Südmähren" von Kiessling, in dem er die erste und letzte zusammenfassende Darstellung einer mittelneolithischen regionalen Gruppe in Österreich gab[65]). Er behandelt die neolithischen Oberflächenfunde aus der Umgebung von Drosendorf, die als „Wolfsbachien", „Wolfsbach-Kultur", „Wolfsbach-Gruppe" früher schon und in den darauffolgenden Jahren immer wieder reflektiert wurden[66]). Die Resultate dieser Arbeit sind wichtig, aber der Umstand, daß sie anhand von Oberflächenfunden gemacht wurden, läßt sie als unsicher gelten. Bis heute wurden auf den Fundstellen der „Wolfsbach-Kultur" noch keine systematischen Grabungen durchgeführt[67]). Diese Tatsache ist schuld daran, daß wir über die Formenkunde der „Wolfsbach-Kultur" kaum unterrichtet sind. Über ihre Keramik ist nur soviel bekannt, daß sie grob und unbemalt ist. Wichtig ist die Silexindustrie des Typus Wolfsbach, nicht nur weil sie mannigfaltige Typen aufweist, sondern auch weil sie aus einem spezifischen Rohstoff, aus einem beingelben Silex, hergestellt wurde. Anhand dieses Rohstoffes konnte Beninger den Typus Wolfsbach mit der letzten Stufe der mährischen bemalten Keramik gleichset-

zen, da er im Museum Brünn ähnliche Silices in der Gesellschaft der Keramik der jüngsten Stufe der mährischen bemalten Keramik vorfand[68]). Diese Parallelisierung war ein bedeutendes Ergebnis in der Erforschung der bemalten Keramik Österreichs.

Materialvorlagen

Eine große Leistung war in dieser Forschungsperiode die Aufarbeitung der vollneolithischen Musealbestände Niederösterreichs in der Dissertation von Reindl[69]). Obwohl das Thema von Menghin ausgegeben wurde, wurde in dieser Arbeit weder die von Menghin angedeutete Dreistufengliederung der niederösterreichischen bemalten Keramik, noch irgendein dynamischer Aspekt aus den Werken von Menghin ausgearbeitet. Reindl machte eine „positivistische" Materialaufnahme und hat die Auseinandersetzung mit der Literatur für eine spätere Arbeit vorbehalten. Reindl kannte 424 Fundstellen der bemalten Keramik, 27 der „Wolfsbach-Kultur" und 2 der Jordansmühler Kultur aus Niederösterreich. Ohrenberger konnte in seiner Dissertation über das burgenländische Neolithikum keine Gliederungen des bemaltkeramischen Fundstoffes durchführen, zumal ihm anhand von 24 Fundstellen – die vorwiegend aufgesammelte Fundstücke lieferten oder mangelhaft dokumentiert waren – ein wenig aussagekräftiges Material zur Verfügung stand[70]).

Für die Erforschung der Randgebiete der Lengyel-Kultur erschienen in dieser Zeit wichtige Publikationen. Franz veröffentlichte Einzelfunde aus Kärnten[71]), Pittioni zwei Grubeninhalte aus Oberösterreich[72]), die mit der Lengyel-Kultur in Zusammenhang stehen. Pittioni war bestrebt, dem Leser gesamte Komplexe bekanntzumachen, eine Eigenschaft seiner Publikationen, die auch für seine Schule charakteristisch ist.

R. Pittioni

Bei der zusammenfassenden Darstellung der Waldviertler Urgeschichte teilte Pittioni die Lengyel-Kultur des Waldviertels in zwei chronologische Gruppen ein, wobei die eigentliche bemalte Keramik die ältere und die „Wolfsbach-Kultur" die unbemalte jüngere Stufe darstellte[73]). Auch in seinem ersten großen systematischen Werk – ein Lehrbuch für die Lehramtskandidaten – unterschied Pittioni diese zwei Stufen[74]). Gleichzeitig mit der „Wolfsbach-Kultur" reihte er auch die zwei regionalen unbemalten Formen aus Oberösterreich (Münchshöfen) und Kärnten (der spätere Typus Kanzianberg) ein. Obwohl Pittioni selbst Andeutungen über eine jüngere Stufe gemacht hat, die rot-weiße Bemalung anführte, die er nach der polychromen Stufe und vor Wolfsbach einordnen wollte[75]), blieb er zunächst in zusammenfassenden Arbeiten weiter bei der ungegliederten bemalten Keramik[76]). Erst in den Vorlesungen am Anfang der fünfziger Jahre und dann in der „Urgeschichte des österreichischen Raumes" schlug Pittioni eine differenziertere Gliederung der bemalten Keramik vor[77]). Der Niederschlag seiner Lehre ist in den Dissertationen von Hörler[78]) und Schrattbauer[79]) zu finden, wo

Tabelle 1

Vergleichende Zusammenstellung von Chronologien der bemalten Keramik mit forschungsgeschichtlichem Aspekt

mähr. bemalte Keramik (MBK)	ungar.-mähr. Keramik (UMK)	mähr.-ungar. Keramik (MUK)	mähr bemalte Keramik (MBK)	Lengyel-Kultur (LK)	mähr.-niederösterr. bemalte Gruppe (MNBG)	bemalte Keramik (BK)	mähr bemalte Keramik (MBK)	mähr.-österr. Gruppe (MÖG)
Palliardi 1914	Menghin 1925	Jenny 1928	Vildomec 1930	Beninger 1933	Pittioni 1954	Süß 1969	Podborský 1970	Ruttkay 1972
							I, 1	
			I, 1				I, 2	Ia
							I, 3	
I	ältere	I			I	I		
			I, 2–3				II	Ib
II	mittlere		II, 1–2				III	IIa
		II			II	II		
III	jüngste		II, 3	Wolfsbach Kultur	Typus Wolfsbach (?)		IV	IIb
					Typus Wolfsbach (?)	III		

die donauländische farbverzierte Keramik in zwei Stufen unterteilt wurde.

Für das große zusammenfassende Werk über die Urgeschichte Österreichs standen Pittioni keine Vorarbeiten zur Verfügung, wonach er die bemalte Keramik Österreichs präzise hätte gliedern können. Aus Niederösterreich und dem Burgenland war zwar der Gesamtbestand erfaßt, der aber typologisch nicht gegliedert war. Es wurde soviel klar, das Niederösterreich tatsächlich mit Südmähren eine gemeinsame Gruppe bildet und daher schlug Pittioni die Benennung „mährisch-niederösterreichisch-burgenländische Gruppe der bemalten Keramik" vor. Er akzeptierte den Vorschlag von Tompa, die westungarische bemalte Keramik (Lengyel) als eine Variante der bemalten Ware des Theißgebietes aufzufassen und setzte das österreichisch-mährische Fundgut von dieser ab. Pittioni vermied die Bennenung „Lengyel-Kultur" für die österreichische Gruppe. Da über das Burgenland wenig bekannt war, nahm er an – auch deswegen, weil der ritzverzierte Becher aus Draßburg als ein Produkt der Theißkultur galt –, daß das Burgenland eine Mittlerstelle zwischen dem mährisch-österreichischen und westungarischen Formenkreis einnehme.

Die bemalte Keramik Österreichs wurde im Anschluß an die mährische Feinchronologie in zwei Grundphasen gegliedert; diese wurden den unbemalten Sonderformen (Wolfsbach, Münchshöfen, Kanzianberg) angeschlossen. Die wichtigsten Formen der Gruppe seien die folgenden: In der Feinkeramik das flaschenförmige Gefaß, drei verschiedene Schüsselformen und die Fußschüssel. Als Gebrauchskeramik wurde die Butte, der Löffel, das würfelförmige Gefaß und der Tonstempel erwähnt. Auch die Idolplastik aus Österreich wurde mit dem mährischen einschlägigen Fundgut gleichgesetzt.

Die ältere Phase ist durch eine feingeschlämmte, dünne Keramik, durch die Verwendung der Farben Schwarz, Rot, Gelb, vereinzelt Weiß und Blau, durch eine Ornamentik, die die Gefäßform nicht reflektiert, und durch die Benützung des importierten Obsidians gekennzeichnet. Bei der Idolplastik seien die Stücke mit breiten Hüften und schmalen Taillen („Reithosentypus") charakteristisch.

Die jüngere Phase zeigt eine Vergröberung der Feinkeramik, benützt die Farben Rot und Weiß, die Verzierung der Gefäße ist mit Rücksicht auf die Form aufgetragen. In der Silexindustrie wird nunmehr das einheimische Rohmaterial verwendet. Die anthropomorphe Kleinplastik ist im Verfall begriffen, zeigt wenig gutgelungene, vergröberte Exemplare. Die regionalen Sondergruppen führen in der Regel keine Bemalung. Sie liegen am Rande der bemaltkeramischen Ökumene, der Typus Wolfsbach im Nordwesten, der Typus Münchshöfen im Westen und der Typus Kanzianberg im Südwesten.

Pittioni erwähnte, daß seine Gliederung in zwei Phasen grundsätzlich mit der mährischen Einstufung identisch sei, „... wenn auch die von Vildomec herausgearbeitete feinere Aufgliederung in je drei Unterstufen für unser Material nicht anwendbar ist"[80]). Obwohl gegen diese Gliederung der mährisch-niederösterreichisch-burgenländischen Gruppe nichts einzuwenden ist, war trotzdem die Bestimmung der bemalten Keramik in Österreich immer noch schwierig, da für die Forscher wenig veröffentlichte geschlossene Komplexe als Vergleichsmaterial zur Verfügung standen[81]). Bei den Publikationen von Einzelaufschlüssen konnten die Bearbeiter sich nicht entscheiden, ob ihr Fundgut in die ältere oder in die jüngere Phase einzuordnen sei, und sie datierten es oft zwischen die beiden Phasen in die Mitte der Entwicklung; ein Zeichen der Unsicherheit dieser Typologie.

Geländeforschung

Bei dieser Forschungslage ist das Verdienst von Herta Ladenbauer-Orel besonders zu würdigen, als sie eine Siedlungsgrube der bemalten Keramik in mehreren Etappen in Langenzersdorf untersuchte und bestrebt war, das gesamte Fundgut in der Publikation zu erfassen. Die Veröffentlichung des Grubeninhaltes von Langenzersdorf ist nicht nur dadurch ausgezeichnet, daß wir hier ein fast vollständig rekonstruierbares Idol im Verband erhalten haben, sondern auch dadurch, daß Ladenbauer-Orel den Grubeninhalt nicht nur ausgegraben, sondern auch sorgfältig analysiert und rasch vorgelegt hat[82]). Ladenbauer-Orel erfuhr eine Unterstützung bei der absolutchronologischen Datierung ihrer Fundstelle durch C_{14}-Untersuchungen des Kölner Institutes und dadurch ist ihr bemaltkeramisches Fundgut in erhöhtem Maße bedeutend[83]).

Ähnlich wollen wir auch die Forschungstätigkeit von Gertrud Mossler werten. Die Forscherin untersuchte mit einem interdisziplinären Grabungsteam die Pfahlbausiedlung in der Mitte des Keutschacher-Sees in Kärnten in drei Kampagnen in den Sommermonaten 1951 und 1952 und legte die Ergebnisse dieser Arbeit bereits 1954 vor[84]). Durch diese Untersuchungen von Mossler besitzen wir ein palynologisch bestimmtes, daher absolutchronologisch ansprechbares Fundgut, das als homogen gelten kann. Da die Siedlungsstelle anscheinend nur kurze Zeit benützt wurde, bedeuten die Funde aus dem Keutschacher-See einen Fixpunkt für die Entwicklung im problemreichen kärntnerischen Neolithikum.

Wir wählen als Zäsur für das Ende dieser Forschungsperiode den Zeitpunkt, als die Erforschung der bemalten Keramik und auch des Neolithikums schlechthin in den von uns östlich liegenden Nachbargebieten besondere Bedeutung gewann. Als Auftakt für den neuen Forschungsabschnitt betrachten wir die zusammenfassende Darstellung der jüngeren Steinzeit in der Slowakei von Novotny[85]) und das Er-

scheinen der Monographie über die Lužianky-Gruppe von demselben Autor[86]).

Zusammenfassung

Die dritte Periode in der Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich (1931–1960) brachte eine Abwendung von der früheren kunsthistorisch orientierten Methode. In diese Zeit fallen die ersten Publikationen, die der Forschung keine ausgewählten Einzelstücke, sondern möglichst ganze Komplexe bekanntmachten, um dadurch Vorarbeiten einer Feinchronologie zu schaffen. Diese Methode wurde in Österreich von Pittioni eingeführt und von seinen Schülern weiter praktiziert. In der Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich sind die Aufnahmen des Gesamtbestandes aus Niederösterreich von Reindl und aus dem Burgenland von Ohrenberger die wichtigsten Ergebnisse der Zeitepoche. Durch diese Arbeiten war die von Anfang an geltende Ansicht bestätigt, daß das österreichische einschlägige Material mit Südmähren eine gemeinsame Gruppe bildet.

Die mährische Forschung präsentierte in dieser Zeit die Chronologie von Vildomec. Obwohl die Arbeit von Vildomec in Österreich allgemein bekannt war, konnte man sie wegen der immer noch „mißlichen Fundverhältnisse" nicht anwenden. Die Benennung der Gruppe als „mährisch-niederösterreichisch-burgenländische Gruppe der bemalten Keramik" und die erste Gliederung des österreichischen Fundstoffes geschah durch Pittioni in dieser Epoche. Das Erkennen und die richtige zeitliche Einordnung des Typus Wolfsbach fällt auch in diese Zeit. In den fünfziger Jahren schalten sich auch naturwissenschaftliche Hilfsdisziplinen in die Erforschung der Lengyel-Kultur in Österreich ein; das erste, leider falsche, C^{14}-Datum und eine palynologische Untersuchung der Pfahlbausiedlung im Keutschacher See können hier namhaft gemacht werden[87]).

4. Die forschungsgeschichtliche Gegenwart

Neue Gliederungen

Die vierte, letzte Periode in der Erforschung der Lengyel-Kultur ist bereits die forschungsgeschichtliche Gegenwart. Sie beginnt mit dem ersten Anzeichen einer intensiven Neolithforschung in der Slowakei, die an der Universität von Preßburg wohl früher ihren Anfang genommen hat und die in der Literatur um die sechziger Jahre faßbar wurde[88]). Auch die Herausgabe des zweiten Bandes mit dem Lengyelmaterial des Gräberfeldes und der Siedlung von Zengővárkony gab der Forschung Impulse, da dort ein umfangreiches einschlägiges Fundgut veröffentlicht wurde[89]). Nicht unerwähnt bleiben soll auch die Tatsache, daß in dieser Zeit das Neolithikum im allgemeinen ein reges Interesse in der europäischen Forschung fand[90]). Die größten Fortschritte in der Erforschung der Lengyel-Kultur schaffte in dieser Epoche ein Teamwork des Archäologischen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Nitra. Die Forscher Točik, Lichardus, Pavúk, Nemejcová-Pavúková, Šiška erzielten in Zusammenarbeit Resultate, die, unterstützt durch die gleichzeitigen tschechischen und ungarischen Untersuchungen[91]), ein chronologisches Gerüst lieferten, an dem wir lange festhalten werden können[92]). Obwohl zwei voneinander abweichende Lengyel-Chronologien in der Slowakei entstanden sind, stört uns diese Tatsache in der Orientierung des Fundmateriales kaum, da die Unterschiede klar umschreibbar waren. Die Lengyel-Kultur wird in der Slowakei in zwei Epochen geteilt, in die der bemalten und der unbemalten Lengyelkeramik. Die Epoche mit bemalter Keramik unterteilten Točik und Lichardus in drei (I-III), Pavúk und Nemejcová-Pavúková in zwei Stufen (I, II). Die unbemalte Phase wird einstimmig zweigeteilt (IV–V, bzw. III–IV). Die Grenzen einzelner Lokalgruppen der Lengyel-Kultur, die besonders für die erste Epoche galten, zog die tschechoslowakische Forschung so, daß von einer slowakisch-mährischen, einer transdanubischen und einer Babska-Lengyel-Gruppe gesprochen wurde. Die Forscher verwendeten für die bemalte Keramik konsequent die Benennung Lengyel-Kultur und setzten sie von der in der Formen- und Siedlungskunde abweichenden gleichzeitigen Erscheinung des Theißgebietes ab[93]).

Als wichtigste Arbeit dieses Zeitabschnittes für die österreichische Forschung muß der Bericht über den Forschungsstand der Erforschung der mährischen bemalten Keramik von Podborsky gelten[94]). Podborsky kehrte in der Einteilung der mährischen bemalten Keramik zu den mährischen Forschungstraditionen zurück, wobei er als Grundlage seiner Studie die Vierstufengliederung Palliardis benützte. Die mährischen vier Stufen (I–IV) wurden mit der slowakischen Fünfstufengliederung von Točik und Lichardus parallelisiert, wobei die slowakische Stufe V (Ludanice) für Mähren keinen Zeitbegriff bedeutete, da sie mit dem typologischen Inhalt der mährischen Jordansmühl-Gruppe gleichgesetzt wurde. Ihre Zeitstellung nach der Stufe IV sah Podborský nicht als gesichert an. In der Frage nach der Entstehung der mährischen bemalten Keramik vertrat Podborský die Meinung, daß sie keine Nachfolgerin der mährischen Linearbandkeramik sei. Die Änderungen im Fundgut wurden von Zuwanderern aus dem nördlichen Karpatenbecken hervorgerufen, die in der Zeit des Vorlengyelhorizontes nach Südmähren übersiedelten. Nach einer kurzen und einmaligen Fusion Südmährens mit dem nördlichen Karpatenbecken wird Mähren unabhängig und macht eine in sich geschlossene Entwicklung durch.

Die oben besprochene Abhandlung von Podborsky erfuhr bald eine willkommene Ergänzung durch Košťuřik, der die Keramiktypologie der letzten

zwei Stufen der mährischen bemalten Keramik, die früher ein wenig vernachlässigt worden war, gründlich untersuchte[95]). Die mährische Forschung änderte die Symbole für die Stufeneinteilung – in der Literatur begegneten uns zunächst in der Arbeit von Kostrník die neuen Benennungen – und anstatt der früheren I–IV sind die Symbole Ia, Ib, IIa, IIb verwendet worden. Dadurch wollte man betont ausdrücken, daß auch in Mähren zwei grundlegende Epochen der mährischen bemalten Keramik zu unterscheiden sind. Die mährische bemalte Keramik wird im Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität in Brünn als zentrales Forschungsprojekt betrachtet; eine großangelegte Grabung auf der Siedlung von Těšetice-Kyjovice und mehrere Teiluntersuchungen zeigen deutlich die Wichtigkeit und Intensität der Arbeit des Brünner Institutes hinsichtlich der mährischen bemalten Keramik[96]). Auch Hilfsdisziplinen sind in die Erforschung der mährischen bemalten Keramik eingeschaltet[97]). Die mährische Forschung gab unlängst ein Handbuch der Beschreibungsprinzipien moderner Informationsträger für die mährische bemalte Keramik heraus[98]). Obwohl das primäre Vorhaben der Bearbeiter dieses Kodes das Schaffen eines Beschreibungssystems für automatische Sortierungsprinzipien war, schufen sie gleichzeitig eine Monographie über die mährische bemalte Keramik, da der Kode auf der Grundlage des Gesamtgutes der mährischen bemalten Keramik ausgearbeitet und reichlich illustriert ist.

Vorlengyelzeit

Ein großes Verdienst der neueren Lengyelforschung ist das Faßbarmachen einer der Lengyel-Kultur vorangegangenen Zeit in der Südwestslowakei und in Transdanubien[99]). Die Neuformung beginnt in der letzten Phase des noch bandkeramisch orientierten Zseliz-Typus und leitet durch die Sopot-Bicske Kultur zur Lužianky-Gruppe über. Neben spezifischen Gefäßformen tritt die rote Bemalung – bereits in der mittleren Phase der Želiezovce-Zeit vorgezeichnet – immer mehr in den Vordergrund. Die Änderungen im Fundgut werden in der Forschung einstimmig auf südöstliche Einflüsse (Sopot-Lengyel-Kultur, Vinča-Kultur) zurückgeführt. In der Vinča-Stratigraphie sind die besten Analogien der Formen des Vorlengyelhorizontes zwischen 6,5–6 m zu finden, daher ist seine relativchronologische Stellung mit Vinča B_2–C_1, also in der Zeit des Überganges von der älteren zur jüngeren Vinča-Kultur, zu suchen. Ein gleitender Übergang von der Linearbandkeramik (Šárka-Typus) zur mittelneolithischen Stichbandkeramik ist auch in Böhmen erwiesen[100]). Die böhmischen Erfahrungen lassen sich aber leider bereits in Mähren schwerlich nutzbar machen[101]).

Nachlengyelzeit

Für die Problematik der Nachlengyelzeit sind die Untersuchungen von Kalicz besonders hervorzuheben. Der Forscher entdeckte durch Geländebegehungen in Transdanubien Funde, die bisher als Typen unbekannt waren und Lengyelelemente aufzeigten. Durch Probegrabungen und Aufnahme des Gesamtbestandes in Süd-Transdanubien stand Kalicz eine Hinterlassenschaft zur Verfügung, welche nach der Brodzany-Nitra Gruppe und zeitgleich mit dem ganzen Ablauf der Bodrogkeresztúr-Kultur anzusetzen war[102]). Kalicz nannte seine Neuentdeckung Balaton Gruppe. Sie wurde in drei zeitlich aufeinanderfolgende Typen (I–III) eingeteilt, wobei die Typen II und III oft nicht mit Sicherheit voneinander zu trennen waren, da beide viele typologische Gemeinsamkeiten aufwiesen. Wesentlich ist es festzuhalten, daß die Typen II–III der Balaton-Gruppe furchenstichverzierte Keramik der Art des Typus Retz-Bajč führen. Balaton Typus I zeigt oft eine kannelierte oder eingeritzte lineare Verzierung.

Polgár-Komplex

Obwohl wir hier ausschließlich über die Erforschung der Lengyel-Kultur referieren, wollen wir es nicht unterlassen – wenn auch kurz – über den Forschungsstand des an die Lengyel-Kultur östlich anschließenden Gebietes Bescheid zu geben. Es handelt sich um das östliche Karpatenbecken, um das Theißgebiet schlechthin, welches Gebiet besonders in der Zeit der entwickelten Lengyel-Kultur als gut durchforscht gelten kann. Nach der Theiß-Kultur, die etwa mit der Phase I der mährischen bemalten Keramik zu parallelisieren ist und leider keine neuere systematische Aufarbeitung erfahren hat[103]), erscheinen hier typologisch gut abgrenzbare Kulturen, wie die Tiszapolgár- und die Bodrogkeresztúr-Kultur, welche gemeinsam mit Vor- und Nachhorizont unter dem Namen Polgár-Komplex zusammengefaßt wurden[104]). Die Monographien über die Tiszapolgár-Kultur und über das Gräberfeld von Tiszapolgár-Basatanya von Bognár-Kutzian bilden die Grundlagen unserer Kenntnisse des betreffenden Gebietes[105]). Die Tiszapolgár-Kultur ist auch in der Slowakei nachgewiesen und ihr Fundgut liegt gründlich analysiert vor[106]). Ein von Vizdal ausgegrabenes und vorgelegtes Gräberfeld von Velké Raškovce der frühen Tiszapolgár-Kultur ergab wichtige Hinweise für eine frühe und hochentwickelte Metalltechnologie[107]). Patay veröffentlichte unlängst nach zahlreichen Publikationen einzelner Gräberfelder auch eine zusammenfassende Darstellung der Bodrogkeresztúr-Kultur Ungarns[108]). Die Tiszapolgár-Kultur wirkte auf die Keramik der mit ihr gleichzeitigen Lengyelgruppe der Südwestslowakei (Brodzany-Nitra). Die Parallelisierung beider Gebiete kann dadurch als gesichert gelten. Ebenso sind Tiszapolgár-Kontakte in Südpolen nachweisbar[109]). Auch Bodrogkeresztúr-Keramik ist außerhalb des Verbreitungsgebietes der Kultur im Lengyelverband zutage getreten[110]). Die Mehrzahl

der Funde des Polgár-Komplexes stammt aus Gräberfeldern. Durch diesen Umstand ist die Wichtigkeit seines Fundgutes erhöht, weil es auch – im Siedlungsmaterial selten angetroffene – gut datierbare Kupfergeräte enthält. Die Kupferfunde des Polgár-Komplexes ermöglichen, entfernte Gebiete mit ihm zu parallelisieren. Der Polgár-Komplex dient als Bezugspunkt für die südwestslowakischen und ungarischen Feinchronologien der Lengyel-Kultur und liefert einen gegliederten Zeitraum, mit dessen Hilfe die oft fließende Entwicklung der Lengyel-Kultur besser erfaßbar erscheint.

österreich, in der Gegend östlich des Kamptales. Zwei Stellen befinden sich im östlichen Niederösterreich, im Weinviertel[111]). Lenneis konnte das stichbandkeramische Fundgut aus Niederösterreich mit Sicherheit nur in zwei Phasen einordnen, in eine ältere (Starši VK nach Podborský; Stichbandkeramik II/III nach Zápotocká) und in eine jüngere Phase (Mladši VK nach Podborský; Stichbandkeramik IV nach Zápotocká). Nachweise der frühesten Stichbandkeramik (Phase I) und der Spätphase (Phase V nach Zápotocká) fehlen derzeit in Niederösterreich[112]).

Tabelle 2

Vergleichende Zusammenstellung der heute benützten Chronologien der bemalten Keramik, des Polgár-Komplexes und der Stichbandkeramik

MÄHREN Podborský 1973/1974 Weber 1973/1974	ÖSTERREICH	SW-SLOWAKEI Pavúk–Šiška 1971	W-UNGARN Kalicz 1969 Raczky 1974 Makkay 1975	O-SLOWAKEI Šiška 1968 Lichardus 1974	BÖHMEN Zápotocká 1970	SW-SLOWAKEI Točík–Lichardus 1966
StK I–II	Vorlengyel	Vorlengyel Lužianky	Sopot-Bicske	Bükk C	StK III	Vorlengyel
MBK Ia1	*Typus Wolbling*					a
MBK Ia2	MOG I	L I	L I	PK I	StK IV	L I
MBK Ia3						b
MBK Ib						L II
MBK IIa	MOG IIa	L II	L II	PK II a–b	StK V	L III
MBK IIb	MOG IIb	L III	L III	PK III	L IV	L IV
Epilengyel	Epilengyel	L IV	Balaton 1	PK IVa	Jordanow	L V

MBK = mährische bemalte Keramik. MOG = mährisch-österreichische Gruppe. L = Lengyel. PK = Polgar-Komplex. StK = Stichbandkeramik.

Forschungsergebnisse für den österreichischen Raum

Die bedeutendste Leistung für die Erforschung des Mittelneolithikums in Österreich war in dieser Zeit die systematische Aufnahme des Gesamtbestandes der Stichbandkeramik aus Niederösterreich von Eva Lenneis. Nach sorgfältiger Umschau in öffentlichen und privaten Sammlungen konnte Lenneis nur 10 Fundstellen mit Stichbandkeramik aus Niederösterreich ausfindig machen. Ausgenommen drei Komplexe, wo die Stichbandkeramik in Gesellschaft von polychromer Keramik gefunden wurde und die Siedlungsstelle von Frauenhofen-Neue Breiten, die bisher ausschließlich stichbandkeramische Objekte ergab, bedeuten die anderen Fundpunkte Streufunde. Die Fundpunkte ballen sich im westlichen Nieder-

Die österreichische Forschung schloß sich am Anfang dieser Zeit an die slowakische Forschung an. Bei den Veröffentlichungen von Einzelaufschlüssen verwendeten die Bearbeiter bei der Bestimmung von Funden der mährisch-niederösterreichischen bemalten Keramik auch die slowakische Gliederung, obwohl die typologischen Vergleiche zwischen Materialien Niederösterreichs und der Südwestslowakei nicht überzeugend ausfielen[113]). Angeregt durch die fortgeschrittene Forschungslage des Mittelneolithikums in den Nachbarländern wurden auch für Österreich neue Versuche unterbreitet, die sich mit der inneren Chronologie der bemalten Keramik beschäftigten. Süss hat im Laufe seiner großangelegten Studie über die bayerische Münchshöfener Gruppe auch österreichisches Fundgut gesammelt, das eine typologische Verwandtschaft zur Münchshöfener Keramik

aufweist. In einem Bericht über die Münchshöfener Gruppe setzte sich Süss auch mit der Problematik der inneren Einteilung der mährisch-niederösterreichischen bemalten Keramik auseinander. Er schlug vor, den von Pittioni beschriebenen zwei Phasen (ältere Phase = Phase I, jüngere Phase = Phase II) noch eine dritte Phase (Phase III) anzuhängen. Sie führt anfangs (Phase IIIa) monochrome weiße Bemalung[114]), am Ende (Phase IIIb) ist nur noch unbemalte Keramik vorhanden. Die Phase IIIa und IIIb entsprechen dem bereits eingeführten Namen „Typus Wolfsbach". Obwohl die Arbeit von Süss viele wertvolle Aspekte und konstruktive Anregungen enthält, kann der oben beschriebene Einteilungsvorschlag nicht akzeptiert werden. Die von Süss herausgestellten, für die Phase III kennzeichnenden Keramikformen waren tatsächlich größtenteils in Österreich noch nicht erfaßt. Pittioni erwähnt zwar einen Hakenstiellöffel von Gumping[115]), aber weder der Warzenbuckel, der Eulenkopfbuckel, der Hofbuckel, noch die monochrome weiße Bemalung werden bei Pittioni genannt. Die von Süss gegebenen Charakteristika der Phase III wurden in Mähren von Palliardi beschrieben[116]) und die „Weißmalerei" von Boskovštejn als zu den jüngsten Stufen der mährischen bemalten Keramik gehörig besprochen[117]). Bekanntlich benützte Pittioni als Grundlage der inneren Einteilung der mährisch-niederösterreichischen bemalten Keramik die mährische Feinchronologie. Die mit Boskovštejn-Rybnik parallelisierbaren österreichischen Fundstücke, von Süss und anderen mit dem mährischen Fundgut in Beziehung gesetzten Typen waren daher innerhalb der jüngeren Phase von Pittioni theoretisch bereits untergebracht[118]). Gleichzeitig mit Süss veröffentlichte Ohrenberger eine feinchronologische Einteilung der burgenländischen Lengyelfunde. Nach einer kritischen Auseinandersetzung mit dem österreichischen und auch mit dem ungarischen Forschungsstand parallelisierte er das einschlägige Fundgut des Burgenlandes mit der Südwestslowakei. Für das Burgenland beschrieb er drei Gruppen von Fundkomplexen: Die ersten beiden führen polychrom bemalte Keramik, die dritte hauptsächlich unbemalte, gelegentlich noch monochrom bemalte Keramik. Gruppe I = Lengyel II; Gruppe II = Lengyel III; Gruppe III = Lengyel IV. Ohrenberger erfaßte in dieser Arbeit den gesamten Bestand des Burgenlandes in Form einer Fundortliste. Die Anzahl der Fundorte der Lengyel-Kultur im Burgenland hat sich in den letzten 20 Jahren verdoppelt; betrug sie 1949 noch 24, so sind heute mittelneolithische Funde von 51 Fundstellen im Burgenland bekannt[119]).

Mit dem Erscheinen des Berichtes von Podborsky über den Forschungsstand der mährischen bemalten Keramik[120]) war der Vorsprung der südwestslowakischen Forschung auf dem Gebiet der modernen gut illustrierten Darstellungen über die Lengyel-Kultur eingeholt. Die leichte Orientierung im einschlägigen Fundgut der Nachbarländer ermöglichte bereits nach flüchtiger Umschau eine Bekräftigung der von Anfang an geltenden Meinung, daß Österreich mit Südmähren eine gemeinsame Gruppe bilde, weil die bemalte Keramik aus den östlichen Nachbarländern Merkmale besitzen, die an der Keramik der mährisch-österreichischen Variante nicht aufscheinen, in Österreich hingegen Keramikarten vorhanden sind, die in der Südwestslowakei und Ungarn unbekannt sind.

Da das österreichische Fundgut noch nicht systematisch durchgearbeitet wurde, in Mähren dagegen neben der langen Forschungstradition ein Forschungsteam der Universität Brünn über das Thema seit längerer Zeit arbeitet, wobei auch neue Ausgrabungen auf bemaltkeramischen Fundstellen angesetzt wurden und der Bericht von Podborsky ein Zwischenresultat dieser großangelegten Forschungen bedeutet, lag es auf der Hand, die in Österreich geltende, etwas grobmaschige innere Chronologie der bemalten Keramik mit Hilfe der neuen mährischen Erfahrungen weiter aufzuschlüsseln[121]). Da die in Österreich benutzte innere Chronologie der bemalten Keramik auf Vildomec sowie letztlich auf Palliardi zurückgeht, und auch Podborsky die Chronologie von Palliardi übernahm, schien der Vorschlag berechtigt, die zwei Grundphasen von Pittioni in je zwei Stufen zu unterteilen und mit der vierstufigen mährischen Chronologie von Podborsky gleichzusetzen: Podborsky I = Ia, Podborsky II = Ib, Podborsky III = IIa, Podborsky IV = IIb. Gleichzeitig mit der neuen Aufgliederung wurde für die mit Mähren gemeinsamen mittelneolithischen Erscheinungen der Name mährisch-ostösterreichische Gruppe verwendet, da auch von Oberösterreich einschlägige Funde bekannt wurden, demnach das Verbreitungsgebiet der Gruppe sich in Österreich nicht nur auf Niederösterreich und auf das Burgenland beschränkt[122]). Die oben beschriebenen Neuerungen wurden in der österreichischen Forschung mehrfach verwendet[123]).

Nach der neuesten Registrierung und Analyse typenreicher geschlossener Komplexe der bemalten Keramik Österreichs konnte die oben besprochene Vierphasengliederung nicht bestätigt werden. Es hat sich gezeigt, daß das österreichische Fundgut mit Sicherheit nur drei typologisch umschreibbare Etappen aufweist: Die Zeit der polychromen Keramik (Stufe I), die der rot-weiß bemalten Keramik (erste Hälfte Stufe II = Phase IIa) und die des Typus Wolfsbach (zweite Hälfte Stufe II = Phase IIb)[124]). Die drei Etappen entsprechen der von Palliardi 1914 vorgeschlagenen Chronologie[125]), wobei sich zur Unterscheidung der zwei ersteren Etappen nicht das Auftreten der weißen Bemalung, sondern das Vorhandensein der gelben Bemalung als eines der wichtigsten Merkmale der Stufe I erwies. Eine eigenständige Typengemeinschaft mit vielen nachlebenden Elemen-

ten der Vorlengyelzeit, der Typus Wölbling, wurde innerhalb der Stufe I aufgestellt[126]).

In Oberösterreich wurden in dieser Forschungsperiode wichtige Erkenntnisse über die neolithische Besiedlung des Landes erzielt. In der älteren Forschung galt Oberösterreich in der Zeit der Linearbandkeramik noch als unbesiedelt. Das Fundgut, die Hinterlassenschaft der frühesten neolithischen Besiedler des Landes, welches Lengyelelemente enthält, wurde der bayrischen Münchshöfener Gruppe zugeteilt; jenseits der Enns war die bemalte Facies der Lengyel-Kultur nicht bekannt. Die neueren Geländeforschungen des Oberösterreichischen Landesmuseums haben gezeigt, daß die Linearbandkeramik bis zur Traun vorgedrungen ist. Auch eine bemalte Keramik mit rotgrundierter weißer Bemalung wurde nachgewiesen[127]). Die Westgrenze der bemalten Keramik ist nach der Aussage der Fundstellen in Rutzing und Haid mit Sicherheit bis zur Traun zu legen.

Die Geländeforschung im Burgenland brachte eine wichtige Siedlungsstelle in Unterpullendorf zutage, wobei zwei umfangreiche Grubeninhalte mit polychromer Keramik geborgen wurden[128]). Das Fundgut der Siedlung von Unterpullendorf ist durch das Vorhandensein von vielen Idolen ausgezeichnet. In Niederösterreich wurden an zwei bemaltkeramischen Siedlungen – Wetzleinsdorf und Falkenstein-Schanzboden – Teile einer Befestigungsanlage aufgedeckt. In Wetzleinsdorf handelt es sich um einen Sohlgraben[129]), in Falkenstein-Schanzboden ein Wall- und Grabensystem[130]). An diesen beiden Siedlungen mit polychromer Keramik werden die Untersuchungen planmäßig unter der Leitung von Prähistorikern weitergeführt.

Neue C^{14}-Datierungen lieferte der österreichischen Forschung das Kölner Institut, indem es drei Daten für die Siedlung von Langenzersdorf erarbeitete[131]). Auch das österreichische Institut für Radiumforschung und Kernphysik in Wien gab mittelneolithische Daten bekannt, die anhand der Holzkohlen aus den zwei Gruben von Unterpullendorf erzielt wurden[132]).

In zwei Abteilungen des Naturhistorischen Museums in Wien bildeten sich in der letzten Zeit Arbeitsgruppen, die sich mit Paläozoologie bzw. mit petrographischen Untersuchungen urgeschichtlicher Werkzeuge beschäftigen. Die ersten Teilergebnisse dieser Forschungen mit mittelneolithischem Material sind bereits veröffentlicht[133]).

Die Nachlengyelzeit in Österreich wurde zunächst in Randgebieten der Lengyel-Ökumene faßbar, als man in der Steiermark und in Kärnten Funde mittelneolithischen Charakters – Tüllenlöffel, kleingerätige Silices, Tonstempel – von mehreren Fundstellen zusammentragen konnte. Die mittelneolithischen Typen traten aber im südöstlichen Voralpengebiet nicht in Gesellschaft gewohnter bemaltkeramischer Gefäßformen auf, sondern wurden mit spätneolithisch anmutenden Gefäßen – Henkelschalen, Randleistengefäßen – gemeinsam vorgefunden. Man dachte, die abseitige Lage des Gebietes trage dazu bei, daß die mittelneolithischen „donauländischen" Elemente bis in die Zeit der „nordischen Einflüsse" weiterlebten und daß so eine bereits spätneolithische Mischform, der Typus Kanzianberg, entstand[134]). Das Fehlen ausreichenden Fundstoffes, ganz besonders der Mangel an geschlossenen Komplexen, machte die Orientierung in diesem Material besonders schwer. Pittioni erkannte zwar den Leittypus – die doppelkonische Schüssel mit abwärts gerichteten Griffzapfen – war aber bei ihrer zeitlichen Einordnung unsicher[135]). In der Abhandlung über die Datierung der Münchshöfener Gruppe Bayerns sprach Süss kurz über die österreichischen Funde, die mit der Münchshöfener Gruppe in Zusammenhang zu bringen waren. Süss konnte aus dem Burgenland, der Steiermark und Kärnten keramische Formen namhaft machen – Tüllenlöffel mit einer Nase über dem Stielloch, Tonlöffel mit vollem Griff, Fußschale, niedrige Henkelschale mit kurzem Hals und kannelierter Verzierung, doppelkonische Schüssel mit abwärtsgerichteten Zapfenbuckeln –, mit deren Hilfe er die Anfänge der Mischform des südöstlichen Voralpenlandes als vorbadenzeitlich bestimmte. Süss wies auch darauf hin, daß der wichtigste Typus der Zeit die Schüssel mit abwärts gerichteten Griffzapfen – eine Form, die auch in der Münchshöfener Gruppe belegt ist – mit einer aus dem Südosten kommenden „ägäischen" Kulturwelle in Beziehung zu bringen sei[136]).

Die Präzisierung der Nachlengyelzeit in Österreich wäre ohne die Ergebnisse der jugoslawischen Forschung nicht möglich. Durch die Publikationen von Korošec, Bregant, Leben, Dumitrijevic und besonders von Pahič[137]) wurde ein Fundgut bekannt – zunächst unter den Namen „alpine Facies der Lengyel-Kultur", Lasinja-Kultur, zuletzt als Typus Kanzianberg-Drulovka-Lasinja bezeichnet –, das genaue Entsprechungen zum Typus Kanzianberg, bzw. dem Typus Pölshals-Strappelkogel lieferte. Der Zusammenhang Nordwestjugoslawiens mit dem österreichischen südöstlichen Voralpenland war seit der Entdeckung der alpinen Facies der Lengyel-Kultur von Korošec klar[138]). Handelte es sich bisher um Funde der Nachlengyelzeit, deren Zusammengehörigkeit zu einem Komplex unsicher war, wurden unlängst aus Niederösterreich und dem Burgenland vier geschlossene, teilweise typenreiche Komplexe der Epilengyelzeit vorgelegt[139]). Die niederösterreichisch-burgenländischen Funde ermöglichten es, die relativchronologische Stellung der Schüssel mit abwärts gerichteten Griffzapfen genau zu bestimmen, da auf diesem Gebiet Österreichs der Zeitraum nach der Linearbandkeramik und vor der Badener Kultur detaillierter aufgeschlüsselt ist als in den südöstlichen Gebieten des Landes. Außerdem zeigt das niederösterrei-

chische Fundgut klare Beziehungen zur älteren Phase der Bodrogkeresztúr-Kultur und zur schlesisch-mährischen Jordansmühl-Kultur. Diese Zusammenhänge fixierten von mehreren Seiten her die relativchronologische Position der Epilengyelzeit in Österreich, die durch die Gruppe Bisamberg-Oberpullendorf in Niederösterreich und im Burgenland die Zeitspanne zwischen der Phase IIb der bemalten Keramik und des Typus Retz ausfüllt. Annähernd zeitgleich ist die Gruppe Linz-Niederperwendt in Oberösterreich zu betrachten.[140])

Zusammenfassung

Die vierte Periode der Erforschung der Lengyel-Kultur – bereits die forschungsgeschichtliche Gegenwart – beginnt mit einer Forschungsaktivität in der Slowakei, zunächst an der Universität in Preßburg. Der Schwerpunkt der Forschung geht langsam von Preßburg nach Nitra über, wo im Archäologischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften die Forscher Točik, Lichardus, Šiška, Némejcova-Pavuková, Pavuk, Vladár wesentliche Erkenntnisse über die Lengyel-Kultur erarbeiteten. Es entstanden zwei Gliederungsvorschläge, einer mit fünf, ein anderer mit vier Unterstufen für die südwestslowakische Lengyel-Kultur. Die mährische Forschung gab eine Zusammenfassung über den Forschungsstand der mährischen bemalten Keramik bekannt; in Mähren wurden die älteren mährischen Traditionen wieder lebendig, indem der Name „mährische bemalte Keramik" und die Vierstufengliederung Palliardis benützt wurden. Auch der Vor- und Nachlengyelzeit schenkte die slowakische und ungarische Forschung ihre Aufmerksamkeit.

Für das österreichische einschlägige Fundgut entstanden in dieser Zeit neue Gliederungsvorschläge, wobei eine Dreistufengliederung für das Burgenland, eine Dreistufengliederung für Österreich und eine Vierstufengliederung anhand der Studie von Podborsky und neulich wiederum eine Dreistufengliederung vorgeschlagen wurden. Auch Fragen über die Problematik der Nachlengyelzeit in Österreich wurden behandelt. In der letzten Zeit wurden in Österreich von Prähistorikern geleitete, systematische Grabungen auf bemaltkeramischen Siedlungsstellen in Ober- und Niederösterreich und im Burgenland durchgeführt. Österreichische naturwissenschaftliche Institutionen schalteten sich in dieser Epoche in die Erforschung der Lengyel-Kultur ein. Neue C^{14}-Daten wurden im Institut für Radiumforschung in Wien erarbeitet. Tierknochenfunde von einzelnen lengyelzeitlichen Aufschlüssen durch Paläozoologen des Naturhistorischen Museums ausgewertet. Ein Forschungsteam der Mineralogischen Abteilung desselben Museums untersucht prähistorische Steinwerkzeuge nach ihrer Provenienz. Ein Bericht über lengyelzeitliches Material ist bereits erschienen.

Anmerkungen

[1]) A. Dungel, Die neueren archäologischen Funde in der Umgebung von Mautern. Mitt. d. Zentralkomm. 19, 1874, 163–168.

[2]) J. Spöttl, Das Urnengrabfeld von Hadersdorf am Kamp in Niederösterreich. MAG, 1889, 168–171.

[3]) G. Wurmbrand, Fundnotizen. MAG 3, 1873, 113–115. – Ders., Über die vorgeschichtlichen Funde in Gleichenberg. Mitt. d. naturwiss. Ver. f. Steiermark, 1875, 107–124.

[4]) M. Hoernes, Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Hippersdorf und Groß-Weikersdorf. MAG 18, 1888, 72.

[5]) J. Palliardi, Die neolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich, 1897. Separat abgedr. aus MPK 1, 1903, 237–264.

[6]) M. Wosinski, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner, 1, 1888, 12.

[7]) J. Palliardi, s. Anm. 5.

[8]) M. Hoernes, Die neolithische Keramik in Österreich. Jahrb. d. k. k. Zentralkomm. 3, 1905, 2–127.

[9]) A. a. O. 46.

[10]) M. Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Wien 1892, 260.

[11]) W. Radimsky und M. Hoernes, Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. 1895. – F. Fiala und M. Hoernes, Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. Wien 1898.

[12]) M. Hoernes, s. Anm. 8, 15.

[13]) O. Menghin, Moritz Hoernes 1852–1917. WPZ 4, 1917, 8.

[14]) M. Hoernes, s. Anm. 8, 18.

[15]) F. Berg, Die ur- und fruhgeschichtliche Besiedlung des Waldviertels. Mitt. d. Österr. Arbeitsgem. f. Ur- u. Fruhgesch. 13, 1962, 17 f.

[16]) A. Hrodegh, Über die neolithischen Idole des niederösterreichischen Manhartsgebietes. MAG 53, 1923, 197–202.

[17]) A. Hrodegh, Urgeschichte des Waldviertels. Wien 1925. – A. Stifft-Gottlieb, Die Sammlung Engelshofen auf der Rosenburg. FÖ 1, 1920–1933, 138. – J. Bayer, Der vor- und fruhgeschichtliche Mensch auf dem Boden des Horner Bezirkes. Heimatbuch d. Bez. Horn, 1932, 180–235. – H. Maurer, Die bedeutendsten Waldviertel Urzeitforscher und deren Begräbnisstätten. Das Waldviertel, 24, 1975, 17–19.

[18]) E. Sacken, Über Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich. Sitz. ber. d. phil.-hist. Cl. d. kais. Akad. d. Wiss. 74, 1873, 571–623, Taf. II/30, 31, 34.

[19]) E. Bohrmann, Krahuletz und die prähistorische Forschung in der Umgebung von Eggenburg. Mitt. d. Zentralkomm. 16, 1918, I–XII. – A. Hrodegh, s. Anm. 17, 5–7. – H. Reinhart, Johann Krahuletz 1848–1928. Ausstellungskat. d. Krahuletz Mus. Eggenburg 1973.

[20]) E. Beninger, Franz Kießling (1859–1940). WPZ 27, 1940, 202–214.

[21]) F. Berg, s. Anm. 15, 18.

[22]) J. Palliardi, Die relative Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mähren. WPZ 1, 1914, 256–277.

[23]) J. Palliardi, Hliněne modely neolitickych chýši. Časopis Moravského Musea Brünn, 16, 1916, 14–52.

[24]) J. Schranil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin und Leipzig 1928, 52.

[25]) J. Palliardi, Sidliště z mladši doby kamenné u Boskovštýna. (Les stations néolithiques de Boskovštýn en Moravie.) Pravek, 7, 1911, 40–48 (125–141).

[26]) A. a. O.

[27]) M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1915, 303.

[28]) M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 3. Ausg. Wien 1925. Mit einem Anhang von O. Menghin, 785, Anm. 113.

[29]) O. Menghin, Eine neolithische Fußschale aus Gösing am Wagram. MAG 47, 1917, 44–45. – Ders., Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens. Anst. f. Sudetendeutsche Heimatforsch., vorgesch. Abt. 1, 1926, 114. – F. Tompa, Die Bandkeramik in Ungarn. Arch. Hung. 5–6, 1929, 59. – W. A. Jenny, Zur Gefäßdekoration des donauländischen Kulturkreises. MAG 58, 1928, 28. – W. Milojčić, Chronologie der jüngeren Steinzeit Mittel- und Südosteuropas. Berlin 1949, 95, Anm. 1.

[30]) O. Menghin, Chronologie der prähistorischen Perioden Niederösterreichs. Monatsbl. d. Ver. f. Landeskde. NÖ, 12, 1913, 281.

[31]) A. a. O. 286 f.

[32]) O. Menghin, Archäologische Abteilung. In: Führer durch die Schausammlungen des Niederösterr. Landesmus. Wien 1918, 108 f. – Ders., Urgeschichte Niederösterreichs. Heimatkunde v. NÖ, 7, 1921, 11. – Ders., Urgeschichte Wiens. Wien 1924.

[33]) O. Menghin, Vorgeschichtliche Sammlungen in Niederösterreich. WPZ 2, 1915, 60–66. – Ders., Vorgeschichtliche Sammlungen in Niederösterreich II. WPZ 3, 1916, 15–23. – Ders., Eine neolithische Fußschale aus Gösing am Wagram. MAG 47, 1917, 44–45. – Ders., Urgeschichte Niederösterreichs. Heimatkunde v. Niederösterr. 7, 1921.

[34]) L. Franz, Niederösterreichische Funde aus der Zeit der neolithischen bemalten Keramik. WPZ 10, 1923, 1–9. – A. Hrodegh, s. Anm. 16 u. 17. – Ders., Studien über die Neolithkeramik des niederösterreichischen Manhartsgebietes. MAG 54, 1924, 51–59.

[35]) M. Hoernes, s. Anm. 8.

[36]) M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 3. Ausg. 1925, 774.

[37]) A. a. O. 788.

[38]) O. Menghin, Urgeschichte Niederösterreichs. Heimatkunde v. NÖ, 7, 1921, 11.

[39]) J. Schranil, s. Anm. 24, 50.

[40]) M. Hoernes, s. Anm. 36, 785.

[41]) A. a. O. 783.

[42]) W. A. Jenny, s. Anm. 29.

[43]) A. a. O. 69.

[44]) F. Tompa, s. Anm. 29.

[45]) J. Csalog, Die Chronologie der Bükker und der Theißkultur. Folia Arch. 3–4, 1941, 17–27.

[46]) J. Lichardus, Studien zur Bükker Kultur. Saarbrücker Beitr. z. Altertumskde. 12, 1974, 12.

[47]) W. Buttler, Die donauländische und der westliche Kulturkreis der Jüngeren Steinzeit. Handb. d. Urgesch. Deutschl. 2, 1938, 38. – H. Schwabedissen, Fruchtschalen aus Schleswig-Holstein und ihre Zeit. Offa 12, 1953, 14–66. – R. Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes. Wien 1954, 167 f.

[48]) W. Milojčić, Zur Frage der nordischen Fruchtschalen. Germania 33, 1955, 401–404. – P. Patay, Theiß-Kultur – Lengyel-Kultur. In: Studien z. europ. Vor- u. Frühgesch. Neumünster 1968, 10–15.

[49]) A. Hrodegh, s. Anm. 17.

[50]) A. Hrodegh, s. Anm. 16, Fig. 1.

[51]) O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931.

[52]) A. a. O. Taf. XLIII/25.

[53]) J. W. Stalin, Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft. Berlin 1951, 1–65.

[54]) F. Hautmann, FÖ 1, 1920–33, 33; FÖ 2, 1934–37, 49, 89.

[55]) Ders., FÖ 1, 1920–33, 90.

[56]) F. Höbarth, FÖ 1, 1920–33, 90.

[57]) A. Stifft-Gottlieb, FÖ 3, 1938–39, 5–10.

[58]) H. Reinhart, s. Anm. 19. – A. Barb, Geschichte der Altertumsforschung im Burgenland bis zum Jahre 1938. Wiss. Schr. a. d. Burgenland, 4, 1954, 20.

[59]) F. Vildomec, O moravské neolitické keramice malované (Le céramique peinte morave néolithique). Obzor prehist. 6–7, 1930, 1–43. – Ders., Nové pozoruhodné nálezy v neolitické malované keramice moravské (Neue Funde der mährischen bemalten Keramik). Obzor prehist. 12, 1940, 100–116.

[60]) J. Skutil, Die neolithischen Plastiken aus dem Kreise der mährischen bemalten Keramik. IPEK 13/14, 1939/40, 36–56.

[61]) J. Bayer, s. Anm. 17.

[62]) E. Beninger, Zur Neolithforschung in Niederösterreich. WPZ 20, 1933, 1–5.

[63]) A. a. O.

[64]) R. Pittioni, s. Anm. 47, 151.

[65]) F. Kiessling, Beiträge zur Ur-, Vor- und Frühgeschichte von Niederösterreich und Südmähren. Wien 1934, 94–133.

[66]) J. Bayer, s. Anm. 17. – E. Beninger, s. Anm. 62. – R. Pittioni, s. Anm. 47, 162–164.

[67]) F. Berg, s. Anm. 15, 33.

[68]) E. Beninger, s. Anm. 62.

[69]) R. Reindl, Die Donauländische Kultur in Niederösterreich. Phil. Diss. Wien 1937, ungedr.

[70]) A. Ohrenberger, Die Jungsteinzeit des Burgenlandes. Phil. Diss. Wien 1949, ungedr.

[71]) L. Franz, Die vorgeschichtlichen Altertümer Kärntens. MAG 61, 1931, 98–122.

[72]) R. Pittioni, F. Wiesinger u. H. Wunder, Zwei Siedlungen der Münchshöfener Kultur in Oberösterreich. Germania 19, 1935, 200–205.

[73]) R. Pittioni, Die urzeitliche Kulturentwicklung auf dem Boden des Waldviertels. Das Waldviertel, 1, 1936, 18–20.

[74]) R. Pittioni, Urgeschichte. Allgemeine Urgeschichte und Urgeschichte Österreichs. Leipzig und Wien 1937, 141–144.

[75]) K. Hetzer u. R. Pittioni, Vier Wohngruben der Lengyelkultur in Steinabrunn in Niederösterreich. MAG 62, 1937, 66–73.

[76]) R. Pittioni, Österreichs Urzeit im Bilde. Wien und Leipzig 1938, IV. – Ders., Vom ältesten Niederösterreich. Wien 1946, 6. – Ders., Urzeitlicher Siedlungsraum in Österreich. Wien 1947, 21–23.

[77]) R. Pittioni, s. Anm. 47, 143–174.

[78]) H. Hörler, Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des pol. Bezirkes Gänserndorf. Phil. Diss. Wien 1954, ungedr.

[79]) K. Schrattbauer, Die urzeitliche Besiedlung des politischen Bezirkes Tulln. Phil. Diss. Wien 1954.

[80]) R. Pittioni, s. Anm. 47, 145.

[81]) A. a. O. Anm. 224–239.

[82]) H. Ladenbauer-Orel, Die neolithische Frauenstatuette von Lang-Enzersdorf bei Wien. IPEK 19, 1954–59, 7–15.

[83]) H. Ladenbauer-Orel, Das jungsteinzeitliche Idol von Lang-Enzersdorf bei Wien. Jahrb. d. Ver. f. Landeskde. NÖ, 35, 1964, 51–57.

[84]) G. Mossler, Neues zum vorgeschichtlichen Pfahlbau im Keutschacher See. Festschr. R. Egger, 3, 1954, 76–109.

[85]) B. Novotny, Slovensko v maldsej dobe kamennej (Die Slowakei in der jüngeren Steinzeit). Bratislava 1958.

[86]) B. Novotny, Lužianska skupina a počiatky mal'ovanej keramiky na Slovensku. Bratislava 1962.

[87]) F. Brandtner, Palynologische Untersuchungen. Festschr. R. Egger, 3, 1954, 90–95. – H. Schwabedissen und K. O. Münnich, Zur Anwendung der C-14 Datierung und

anderer naturwissenschaftlicher Hilfsmittel in der Ur- und Frühgeschichtsforschung. Germania 36, 1958, 142.

[88]) B. Novotny, s. Anm. 85 u. 86.

[89]) J. Dombay, Die Siedlung und das Gräberfeld in Zengővárkony. Arch. Hung. 37, 1960.

[90]) Z. B. L'Europe à la fin de l'âge de pierre. Actes du Symposium consacré aux problèmes du Néolithique européen. Prague, Liblice, Brno, 5–12 oct. 1959, Praha 1961.

[91]) M. Stekla, Třídění vypíchané kermiky (Gliederung der Stichbandkeramik). Archroz. 11, 1959, 211–260. – R. Tichy, Einige Bemerkungen zum Neolithikum in der Tschechoslowakei (nach den Forschungsergebnissen seit 1945) ArchA 29, 1961, 92–122. – M. Zapotocka, Das Skelettgrab von Praha-Dejvice. Beitrag zum chronologischen Verhältnis der Stichbandkeramik zu der Lengyelkultur. Archroz. 19, 1967, 64–86. – Dies., Die Stichbandkeramik zur Zeit des späten Lengyelhorizontes. Študijne zvesti, 17, 1969, 541–574. – I. Kutzian, Über die südlichen Beziehungen der ungarischen Hochkupferzeit. Acta Arch. Hung., 9, 1958, 155–190. – N. Kalicz, Einige Probleme der Lengyel-Kultur in Ungarn. Študijne zvesti, 17, 1969, 177–201. – P. Raczky, A lengyeli kultura legkésőbbi szakaszának leletei a Dunántúlon (Funde der spätesten Phase der Lengyel-Kultur in Transdanubien). AÉrt, 101, 1974, 185–210.

[92]) A. Točik, Erforschungsstand der Lengyel-Kultur in der Slowakei. Študijne zvesti, 17, 1969, 437–454. – J. Pavuk u. S. Šiška, Neolitické a eneolitické osídlenie Slovenska (Neolithische und äneolithische Besiedlung der Slowakei). SlovArch, 19, 1971, 319–364.

[93]) P. Patay, s. Anm. 48.

[94]) W. Podborsky, Současný stav výzkumu kultury s moravskou malovanou keramikou (Der gegenwärtige Forschungsstand der Kultur mit mährischer bemalter Keramik). SolvArch, 18, 1970, 235–287.

[95]) P. Košťuřik, Die Lengyel-Kultur in Mähren. Studie Brünn, 1, 6, 1972, 1–77.

[96]) W. Podborsky, Sechs Jahre archäologischer Terrainausgrabung der neolithischen und hallstattzeitlichen Siedlung „Sutny" bei Těšetice-Kyjovice. Sbornik praci fil. fac. Brno, 18–19, 1973–74, 31–33. – E. Kazdová, Ke klasifikaci a významu ornamentace moravské malované keramiky (Zur Klassifikation und Bedeutung der Ornamentierung der mährischen bemalten Keramik). Sbornik praci fil. fak. Brno, 18–19, 1973–74, 43–67. – P. Košťuřik, Stav výzkumu kultury s moravskou malovanou keramikou na hradisku u Kramolina, okr. Třebíč (Der Forschungsstand der Kultur mit mährischer bemalter Keramik auf dem Burgwall bei Kramolin, Kr. Třebíč.) Sbornik praci fil. fak. Brno, 20–21, 1975–76, 101–113. – Z. Weber, Dílčí statistická analýza malované výzdoby střepového materiálu kultury s moravskou malovanou keramikou. (Statistische Teilanalyse des Scherbenmateriales der Kultur mit mährischer bemalter Keramik). Sbornik prace fil. fak. Bruno, 18–19, 1973–74, 81–93. – S. Bříza, Neolitická kamenná industrie z Těšetic-Kyojovic (Neolithische Steinindustrie aus Těšetice-Kyjovice). Sbornik praci fil. fak. Bruno, 18–19, 1973–74, 95–100.

[97]) K. Dražďak, Mineralogická analýza červeného z žlutého barviva neolitické keramiki (MMK) z Těšetic-Kyjovic, okres Znojmo (Mineralogische Analyse der roten und gelben Farbstoffe der neolithischen Keramik (MBK) aus Těšetice-Kyjovice, Bezirk Znojmo). Sbornik praci fil. fak. Brno, 18–19, 1973–74, 69–79. – A. Zeman und P. Havlíček, Kvartérně-geologický výzkum lokality Těšetice-Kyjovice, okr. Znojmo (Die quartär-geologische Forschung der Lokalität Těšetice-Kyjovice, Bez. Znojmo). Sbornik praci fil. fak. Brno, 18–19, 1973–74, 35–41.

[98]) W. Podborský, E. Kazdova, P. Košuřik und Z. Weber, Numericky kod moravske malovane keramiky. Brünn 1977.

[99]) A. Točik und J. Lichardus, Neolitická jama vo Výčapoch-Opatoviciach (Otázka domáceho podielu pri vzniku kultúr s mal'ovanou keramikou na Slovensku). (Die neolithische Grube in Výčapy-Oparovce [Die Frage des einheimischen Anteils bei der Entstehung der Kulturen mit bemalter Keramik in der Slovakei]). Památky, 55, 1964, 246–278. – N. Kalicz und J. Makkay, A neolithikus Sopot-Bicske kultúra (Die neolithische Sopot-Bicske-Kultur). AÉrt. 99, 1972, 3–14. – J. Makkay, A bicskei neolithikus telep es temető (Neolithische Siedlung und Gräberfeld von Bicske). Ausstellungskatalog 1975. – J. Pavuk, Anteil des Želiezovce-Typus an der Genesis der Lengyel-Kultur. Študijné zvesti, 17, 1969, 345–360.

[100]) S. Venzl, Studie o Šáreckem typu (Studie über den Sarka-Typus). Sbornik Národního musea Prag, 15, 1961, 93–140. – M. Stekla, s. Anm. 91.

[101]) R. Tichy, s. Anm. 90, 107ff. – W. Podborsky, Kultura s moravskou malovanou kermikou (Die mährische bemalte Keramik). Zpravy čs společnosty arch. pri Čs. akademii věd, 12, 1970, 1–24, Tabelle. – M. Zapotocka, Die Stichbandkeramik in Böhmen und in Mitteleuropa. Fundamenta A 3/IIc, 1970, 1–66.

[102]) N. Kalicz, Über die chronologische Stellung der Balaton-Gruppe in Ungarn. Symposium über die Entstehung u. Chronologie d. Badener Kultur, Bratislava 1973, 131–165. – Ders., A balatoni csoport emlékei a Dél-Dunántulon (Funde der Balaton-Gruppe in Südtransdanubien). Janus Pannonius Múzeum Évkönyve, 14–15, 1969–74, 75–96. – Ders., Siedlungsfunde der Balaton-Gruppe in Nagykanizsa. Mitt. d. Arch. Inst., 4, 1975, 19–24. – Ders., Neue Forschungen bezüglich der Lengyelkultur in Ungarn. Sbornik praci fil. fak. Brno, 20–21, 1975–76, 51–60.

[103]) I. Bognar-Kutzian, Das Neolithikum in Ungarn. ArchA, 40, 1966, 265.

[104]) S. Šiška, Tiszapolgarska kultura na Slovensku (Die Tiszapolgár Kultur in der Slowakei). SlovArch, 16, 1968, 162.

[105]) I. Bognár-Kutzian, The copper age cemetery of Tiszapolgár-Basatanya. ArchHung, 42, 1963. – Dies., The early copper age Tiszapolgár culture in the Carpathian Basin. ArchHung, 48, 1972.

[106]) S. Šiška, s. Anm. 104.

[107]) V. Vizdal, Tiszapolgarske pohrebisko vo Vel'kych Raškovciach. Košice 1977.

[108]) P. Patay, Die Bodgrogkeresztúr-Kultur. BRGK, 55, 1975, 1–17.

[109]) S. Šiška, Zu Beziehungen des nördlichen Theißgebietes und Südpolens im Jungneolithikum und älteren Äneolithikum. Musaica, 23, 1972, 13–21.

[110]) J. Lichardus und J. Vladár, Zu Problemen der Ludanice-Gruppe der Slowakei. SlovArch, 12, 1964, 69–157, Abb. 3/1.

[111]) E. Lenneis, Siedlungsfunde aus Poigen und Frauenhofen – ein Beitrag zur Erforschung der Linear- und Stichbandkeramik in Niederösterreich. Prähist. Forsch., 8, 1977, 112ff.

[112]) A. a. O. 78–82.

[113]) A. Ohrenberger, Die Lengyel-Kultur im Burgenland. Študijné zvesti, 17, 1969, 301–313.

[114]) L. Süss, Zum Problem der zeitlichen Stellung der Münchshofener Gruppe. Študijné zvesti, 17, 1969, 393–414, Abb. 3, 4.

[115]) R. Pittioni, s. Anm. 47, dort Anm. 246.

[116]) J. Palliardi, s. Anm. 25, Taf. XII/2, 3, 8, 19, Taf. XIII/1–17.

[117]) J. Palliardi, s. Anm. 22, 258.

[118]) E. Ruttkay, Ein Lengyelgrab aus Wetzleinsdorf, Niederösterreich, MAG, 102, 1972, 33–39.

[119]) A. Ohrenberger, s. Anm. 113.

[120]) W. Podborsky, s. Anm. 94.

[121]) E. Ruttkay, s. Anm. 118.

[122]) A. a. O.

[123]) E. Lenneis, s. Anm. 111, Tab. II. – Ch. und J. W.

NEUGEBAUER, Befestigungsanlage der Lengyelkultur am Schanzboden zu Falkenstein in Niederösterreich. FÖ 15, 1976, 123–131.

[124]) E. RUTTKAY, Das Neolithikum mit bemalter Keramik in Österreich. Eine chronologisch-kulturhistorische Untersuchung. Phil. Diss. Wien 1979 ungedr., 329ff.

[125]) J. PALLIARDI, s. Anm. 22.

[126]) E. RUTTKAY, Ein Grubeninhalt der älteren bemalten Keramik aus Unterwölbling, p. B. St. Pölten, Niederösterreich. Annalen Naturhist. Mus. Wien 82, 1979, 525–532.

[127]) Ä. KLOIBER und J. KNEIDINGER, Neolithische Siedlung und Gräberfundplätze von Rutzing und Haid, Ortsgemeinde Hörsching, p. B. Linz-Land, OÖ (3. Teil). Jahrb. d. OÖ Musealver. 115/1, 1970, 21–36. – Dies. und M. PERTLWIESER, Die neolithische Siedlung und die neolithischen Gräberfundplätze von Rutzing und Haid, Ortsgemeinde Hörsching, p. B. Linz-Land, OÖ. Jahrb. d. OÖ Musealver. 116/1, 1971, 23–50.

[128]) A. OHRENBERGER, s. Anm. 113. (Zweite Kampagne im Herbst 1967 noch unveröffentlicht.)

[129]) S. NEBEHAY, FÖ 13, 1974, 35–36, FÖ 14, 1975, 67–68, FÖ 15, 1976, 165–178, FÖ 16, 1977, 328–330.

[130]) J. W. NEUGEBAUER, FÖ 13, 1974, 15ff. und FÖ 14, 1975, 45f. – Ders. und Ch. NEUGEBAUER-MARESCH, FÖ 15, 1976, 123–130. – Dies., FÖ 16, 1977, 300–302.

[131]) H. LADENBAUER-OREL, s. Anm. 83.

[132]) H. FELBER, Altersbestimmung nach der Radiokohlenstoffmethode am Institut für Radiumforschung und Kernphysik II. Sitz.ber. d. Österr. Akad. d. Wiss. Mathem.-naturwiss. Kl. Abt. 2, 175, 1966, 59–64. – Ders., Altersbestimmungen nach der Radiokohlenstoffmethode am Institut für Radiumforschung und Kernphysik 5. Sitz.ber. d. Österr. Akad. d. Wiss. Mathem.-naturwiss. Kl., Abt. 2, 178, 1970, 61–76.

[133]) G. NIEDERMAYER und W. ČADAJ, Gesteinstypen der jungsteinzeitlichen Werkzeuge von Mauer-Antonshöhe (Wien 23). MAG 100, 1970, 84. – K. BAUER und F. SPITZENBERGER, Die Tierknochen aus dem neolithischen Hornsteinbergwerk von Mauer bei Wien. MAG 100, 1970, 11–115. – P. WOLFF, Die Tierknochen der neolithischen Siedlung Wetzleinsdorf, pol. Bez. Korneuburg, NÖ. MAG 103, 1973, 40. – K. BAUER und E. RUTTKAY, Ein Hundeopfer der Lengyel-Kultur von Bernhardsthal, NÖ. Annalen Naturhist. Mus. Wien 78, 1974, 13–27.

[134]) R. PITTIONI, s. Anm. 47, 169. – G. MOSSLER, s. Anm. 84, 103. – W. MODRIJAN, Die kulturelle und chronologische Einordnung des Neo- und Äneolithikums in der Steiermark. Arch. Vestnik 24, 1975, 137–142. – Ders., Die kulturelle und chronologische Einordnung des Neo- und Äneolithikums in Kärnten. Arch. Vestnik 24, 1975, 128–135.

[135]) R. PITTIONI, s. Anm. 47, 196 und 208.

[136]) L. SÖSS, s. Anm. 114.

[137]) S. PAHIČ, Naistarejše seliščne najdbe v severovzhodni Sloveniji (Die ältesten Siedlungsfunde in Nordjugoslawien). Arh. Vestnik 24, 1975, 11–23. Dort die wichtigste Literatur, ergänzt durch T. BREGANT, Elemente der adriatischen Mittelmeerkulturgruppe im Alpenfazies der Lengyel-Kultur. In: Aktuelle Fragen der Bandkeramik, Székesfehérvár 1972, 181–185.

[138]) J. KOROŠEC, Eine neue Kulturgruppe des späten Neolithikums in Nordwestjugoslawien. Acta Arch. Hung. 9, 1958, 83–93.

[139]) E. RUTTKAY, Beitrag zum Problem des Epi-Lengyel-Horizontes in Österreich. ArchA Beih. 13, 1976, 285–319.

[140]) E. RUTTKAY, s. Anm. 124, 145–160.

Die eingliedrigen Fibeln mit umgeschlagenem Fuß in Österreich im Rahmen ihres Vorkommens in Mitteleuropa*)

Von Jerzy Szydłowski, Bytom

Seit in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts die Fibeln mit umgeschlagenem Fuß von O. Tischler[1]) und O. Almgren[2]) nicht nur als bedeutende Form anerkannt, sondern auch typologisch ausgesondert und klassifiziert wurden, wurde ihnen immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Als wichtiges Kulturelement erscheinen sie vor allem im Blickfeld jener Forscher, die sich mit bestimmten Fragen des späten Altertums im mitteleuropäischen Raum näher befaßt haben, was in einem umfangreichen Schrifttum zum Ausdruck kommt.

Die hier in Frage kommenden Fibelformen wurden erstmalig eingehend in der immer noch fundamentalen Studie O. Almgrens ausgesondert. Gemeinsam mit einer Anzahl anderer Formen wurden sie dort in die VI. Gruppe eingeordnet, welche hauptsächlich eingliedrige wie auch zweigliedrige Fibeltypen umfaßt. Unsere Aufmerksamkeit gilt hier den ersten, also eingliedrigen, wenn auch nicht allen. Wir beschränken uns hier lediglich auf drei von O. Almgren ausgesonderte Typen und zwar: 158, 159 und 166 und die entsprechenden Varianten.

Besondere Kennzeichen dieser Fibeltypen sind: die eingliedrige Konstruktion, eine kurze Spiralfeder mit oberer Sehne, ein offener, umgeschlagener Fuß, der durch das Umknicken des Bügels gebildet wird, wobei das drahtförmige Ende der Nadelrast um den unteren Bügelkörper gewickelt ist, und die geschweift bogenförmige Ausprägung der Bügelform selbst. Diese Fibeln wurden meistens aus Eisen oder Bronze verfertigt; Silber kommt selten, Gold nur ausnahmsweise vor. Was die Ausfertigung betrifft, kann eine Reihe von Unterschieden aufgezählt werden, die sich auf die Gestaltung des Bügels, des Fußes, die Ausmaße und die Verzierung beziehen. Aus diesem Bereich stammen auch die Unterschiede, die es bei einheitlicher Konstruktion ermöglichen, einzelne Typen (158, 159, 166), wie auch ihre Varianten auszusondern. Die Grundform bildet unbestreitbar der Typ 158.

Den hier kurz umrissenen Fibeltypen wurde in der Fachliteratur bisher schon viel Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl sie nicht immer streng genug von anderen eingliedrigen Formen unterschieden wurden. Abgesehen davon ist zu betonen, daß in den Abhandlungen verschiedene Aspekte dieser Form hervorgehoben wurden, hauptsächlich jedoch die typologisch-genetischen Verbindungen, das Problem des Ursprungsgebietes und der Wege der Ausbreitung, wie auch die Chronologie. Von diesen generellen, obwohl sehr wichtigen Problemen abgesehen, soll hier die Aufmerksamkeit den österreichischen Funden dieser Art und einigen damit verbundenen Fragen gewidmet werden.

Die erwähnten Funde in einem räumlich engeren Ausschnitt zu betrachten hat einerseits zum Ziel, einen Überblick über das Vorkommen und die Ausbreitung der Funde in einem bisher kaum in dieser Hinsicht berücksichtigten Gebiet zu gewinnen (was für eine allgemeine Auffassung und Auswertung der Fibeln m. u. F. von sachlicher Bedeutung erscheint), andererseits die klassische Form der eingliedrigen Fibeln m. u. F. für weitere Überlegungen, vor allem im Hinblick auf den territorialen Aspekt besser auszusondern.

Im österreichischen Raum sind die schon bezeichneten, eingliedrigen Fibeln m. u. F. nur in geringer Zahl vertreten. Die meisten der bisher bekannten Funde dieser Art stammen aus dem Bereich und der Gegend von Carnuntum. Da sind vor allem die schon früher von E. Patek publizierten 8 Exemplare zu erwähnen[3]); dazu die aus den 70er Jahren gemeldeten Oberflächenfunde aus Petronell, Gem. Petronell-Carnuntum, BH Bruck a. d. Leitha und zwar eine beschädigte Fibel (Abb. 1/a), die im Bereich des antiken Carnuntum gefunden wurde[4]) und eine seltene Form (Abb. 1/b), deren Bügel durch einen hochrechteckigen Querschnitt gekennzeichnet ist, die mit anderen Oberflächenfunden in der Zivilstadt Carnuntum aufgesammelt wurde[5]). Eine weitere deformierte Fibel ohne Nadel (Abb. 1/c) ist aus der im Osten an Petronell angrenzenden Ortschaft Bad Deutsch-Altenburg zu erwähnen, die als Streufund auf der Parzelle 695 gefunden wurde[6]). Aus dem im Süden an die Donau angrenzenden Streifen ist noch der Fibelfund aus Schwechat zu erwähnen[7]), obwohl seine Zugehörigkeit zu den behandelten Typen nicht ohne gewisse Bedenken angenommen werden darf, da über die Art der Nadelrast schwer zu entscheiden ist.

*) Vortrag, gehalten anläßlich der Jahrestagung der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 1978 in Eisenstadt.

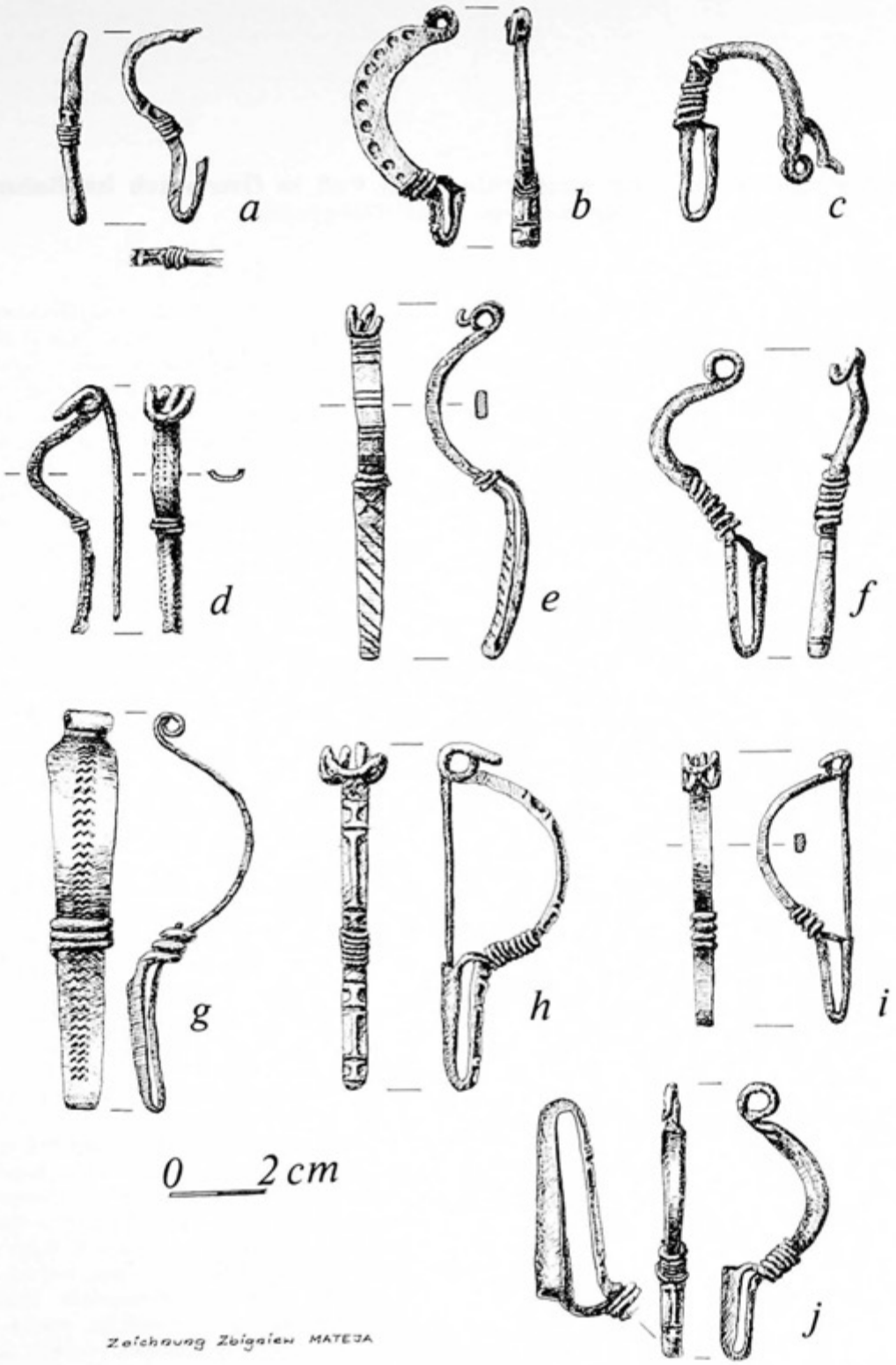


Abb. 1: Eingliedrige Fibeln mit umgeschlagenem Fuß aus Österreich. a, b Petronell, Gem. Petronell-Carnuntum, BH Bruck a. d. Leitha; c Bad Deutsch Altenburg, BH Bruck a. d. Leitha; d Bernhardsthal, BH Mistelbach; e Limberg, Gem. Maissau, BH Hollabrunn; f, g Oberleiserberg, Gem. Ernstbrunn, BH Mistelbach; h Rohrendorf, Gem. Ravelsbach, BH Hollabrunn; i Straning, Gem. Straning-Grafenberg, BH Horn; j Espelmayerfeld, Gem. Enns, BH Linz.

Alle übrigen Funde aus Niederösterreich konzentrieren sich nördlich der Donau. Zu den jüngst erworbenen gehört eine Bronzefibel ohne Nadelrast, deren Bügel und Fuß durch Punktreihen verziert sind und die anläßlich der Grabung auf der kaiserzeitlichen Siedlung in Bernhardsthal, Gem. Bernhardsthal, BH Mistelbach geborgen wurde[8]) (Abb. 1/d). Eine verzierte Bronzefibel aus Limberg-Heidenstatt, Gem. Maissau, BH Hollabrunn, befindet sich in der Sammlung des Höbarth-Museum in Horn[9]) (Abb. 1/e). Aus einer spätkaiserzeitlichen Siedlung auf dem Oberleiserberg, Gem. Ernstbrunn, BH Mistelbach, stammt eine am Fuß verzierte, teilweise beschädigte Bronzefibel (Abb. 1/f), die sich in der Sammlung des Heimatmuseums der Stadt Mistelbach befindet[10]). Vom selben Fundort ist ebenfalls als Einzelfund eine Silberfibel ohne Spirale und Nadel bekannt[11]). Sie ist durch einen breiten bandförmigen Bügel und Fuß gekennzeichnet, welche mit einem eng aneinanderstehenden W-förmigen Motiv verziert sind (Abb. 1/g). Etwas vom klassischen Typ A. 158 abweichend ist hier die zylinderförmige Gestaltung des Kopfendes, wobei wegen der fehlenden Spirale die Art der Konstruktion nicht eindeutig zu erkennen ist. Die bedeutende Länge dieser Fibel (beinahe 9 cm), ihre Verfertigung aus Silber und eigenartige Verzierungsart entsprechen eher den langen Fibeln A.158, die für die ausgehende Kaiserzeit, bzw. frühe Völkerwanderungszeit typisch erscheinen[12]). Ein weiteres Exemplar des behandelten Fibeltypus ist aus Rohrendorf, Gem. Ravelsbach, BH Hollabrunn, bekannt (Abb. 1/h), das beim Bau eines Weinkellers als Einzelfund geborgen wurde[13]). Es ist eine reich verzierte Bronzefibel mit einem reliefartigen Motiv, welches ebenfalls auf eine spätere Entwicklungsphase schließen läßt. Als letzter Fund ist eine Bronzefibel aus Straning, Gem. Straning-Grafenberg, BH Horn, zu erwähnen (Abb. 1/i), die aus einer kaiserzeitlichen Siedlung stammt[14]).



Abb. 2: Verbreitung der eingliedrigen Fibeln mit umgeschlagenem Fuß in Österreich. 1, 2 Petronell, Gem. Petronell-Carnuntum, BH Bruck a. d. Leitha; 3 Bad Deutsch Altenburg, BH Bruck a. d. Leitha; 4 Bernhardsthal, BH Mistelbach; 5 Limberg, Gem. Maissau, BH Hollabrunn; 6, 7 Oberleiserberg, Gem. Ernstbrunn, BH Hollabrunn; 8 Rohrendorf, Gem. Ravelsbach, BH Hollabrunn; 9 Straning, Gem. Straning-Grafenberg, BH Horn; 10 Espelmayerfeld, Gem. Enns, BH Linz.

Lediglich 2 weitere Fibelfunde sind aus Oberösterreich bekannt. Mangels genauerer Angaben wird eine Fibel mit breitem Bügel aus „Land Salzburg" von O. Almgren publiziert[15]). Das zweite Exemplar verdanken wir der Grabung Ä. Kloibers in den Gräberfeldern von Lauriacum – Espelmayerfeld[16]). Dies ist eine auf dem Fuß reliefartig reich verzierte Bron-

zefibel (Abb. 1/j), die im Körpergrab 59a gefunden wurde, wo sie auf der linken Schulter des Skelettes eines maturen Mannes lag.

Aus dieser Fundliste – soweit nichts übersehen wurde – ist zu schließen, daß man derzeit aus dem gesamten österreichischen Gebiet mit 20 Fibeln von 12 Fundstellen zu rechnen hat (Abb. 2), wobei 10 Exemplare allein aus Petronell-Carnuntum stammen und alle übrigen Einzelfunde sind, die ausschließlich dem Typ A. 158 angehören. Bisher bilden sie auch eine territorial beschränkte Erscheinung, die grundsätzlich im nordöstlichen Bereich von Niederösterreich verbreitet ist. Die südlich der Donau bekannten Funde, also aus dem westpannonischen Gebiet, konzentrieren sich unmittelbar in der Nähe des Flusses. Aus dem nördlich der pannonischen Grenze gelegenen österreichischen Raum sind nur 6 Fibeln von 5 Fundstellen bekannt und schließen sich, territorial gesehen, mehr an die mährische Provinz an. Im Vorland der pannonischen Grenze sind sie zur Zeit nicht bemerkbar.

Zu betonen ist auch, mit Ausnahme der Konstruktionsart, die Mannigfaltigkeit dieser Schmuckerzeugnisse, obwohl ihre Funktion selbstverständlich nicht nur diesem Zweck dienen sollte, was besonders am Beispiel der im Körpergrab vom Espelmayerfeld freigelegten Fibel zum Ausdruck kommt. Die aus Österreich bekannten Fibeln wurden, soweit dies nachzuprüfen war, hauptsächlich aus Bronze verfertigt. Die Silberfibel vom Oberleiserberg bildet eine Ausnahme, was aber außer für das ungarische Zweistromland auch für andere Gebiete zutreffend ist. Obwohl alle hier erwähnten Fibelfunde im Grunde genommen dem Typ A. 158 entsprechen, so unterscheiden sie sich von einander hinsichtlich der Maße, der Gestaltung und der Verzierung. Das Überwiegen einer bestimmten Variante ist nicht feststellbar. Das scheint eher dafür zu sprechen, daß mit ihrer Produktion im österreichischen Gebiet wohl kaum zu rechnen ist. Der Bedarf an solcher Art Schmuck konnte leicht durch die weit attraktivere Produktion der nahen provinzialrömischen Werkstätten befriedigt werden. Die eingliedrigen Fibeln m. u. F. bildeten hier wohl keine Konkurrenz und man kann sie am wahrscheinlichsten als Erzeugnisse fremder Herkunft betrachten.

Eine engere chronologische Einordnung der behandelten österreichischen Fibelfunde trifft auf grundsätzliche Schwierigkeiten. Einerseits macht sich hier der Mangel an Funden aus geschlossenen Fundkomplexen bemerkbar, andererseits wird ein solcher Versuch dadurch in Frage gestellt, daß eine chronologische Feingliederung nicht nur der eingliedrigen Fibeln m. u. F., sondern der Fibeln m. u. F. überhaupt noch eine Aufgabe der Zukunft ist. Überdies gibt eine chronologische Beurteilung ohne Berücksichtigung der Ausbreitung in einem sich deutlich abgrenzenden Raum wenig Hoffnung auf Erfolg. Aus diesen Gründen, aber auch die schon betonte Mannigfaltigkeit der Fibeln im Auge behaltend, erscheint die vorsichtige Meinung berechtigt, hier generell die späte Kaiserzeit beziehungsweise noch die frühe Völkerwanderungszeit als entsprechende Zeitspanne in Betracht zu ziehen. Die bekannten Funde stammen allem Anschein nach aus verschiedenen Stadien der umrissenen Zeitperiode, was jedoch auf Grund typologischer, beziehungsweise vergleichender Untersuchungen kaum überzeugend zu begründen ist. Deshalb sind hier auch weitere chronologische Überlegungen als verfrüht auszuklammern.

Weit interessanter erscheint hier dagegen die schon angedeutete räumliche Streuung dieser Funde. Außer den zwei oberösterreichischen Fibeln konzentrieren sich die übrigen in einem eng umgrenzten Abschnitt der mährisch-slowakischen Grenzzone, dabei 6 Exemplare nördlich der Donau und 12 Exemplare von nur 4 Fundstellen in der Nähe des südlichen Donauufers (Petronell-Carnuntum, Bad Deutsch Altenburg, Schwechat?).

Das Bild ändert sich nicht sehr, wenn man auch das weitere westpannonische und sogar ostpannonische Gebiet in Betracht zieht. In der Pannonia Superior sind die behandelten Fibeln zwar etwas zahlreicher vertreten, aber nur, wenn wir ihre Gesamtzahl im Auge behalten. Aus Brigetio werden 17 Exemplare des Typus A.158, 1 Exemplar A. 159 und 3 Exemplare A. 166 erwähnt[17]). Weitere Funde stammen aus: Bück – 1 Exemplar A. 159[18]), Gradišče – 1 Exemplar A. 158[19]), Nógrádverócze – 3 Exemplare A. 158[20]), Papa – 1 Exemplar A. 158[21]), Sissek – 3 Exemplare A. 158[22]), Szob-Öregfalu – 1 Exemplar A. 158[23]), Veszprém – 1 Exemplar A 158[24]). Insgesamt ergibt dies 32 Fibeln (A. 158 – 27 Exemplare, A. 159 – 2 Exemplare, A. 166 – 3 Exemplare) von 8 Fundstellen, was zusammen mit den Funden aus dem pannonischen Niederösterreich (A. 158 – 12 Exemplare) für Westpannonien 44 Fibeln von 11 Fundstellen ausmacht. Im Verhältnis dazu liegt die Zahl der Funde in der Pannonia Inferior weit zurück. Zu erwähnen sind nur: Mitrovica – 1 Exemplar A. 159[25]), Mursa – 1 Exemplar A. 158[26]), Regöly – 1 Exemplar A. 158[27]). Die Fibel aus Intercisa, obwohl manchmal ungenau als Typ A. 158 bezeichnet[28]), kann hier jedoch nicht einbezogen werden, da es sich um eine Legionsfibel handelt[29]). Im ganzen sind es also 3 Fibelfunde von 3 Fundstellen. Wenn man noch 6 Fibeln aus Pannonien berücksichtigt (A. 158 – 2 Exemplare, A. 166 – 4 Exemplare), deren Fundort unbekannt ist, kann man die Zahl der Funde auf 53 und die der Fundstellen auf 14 für das gesamte pannonische Gebiet erhöhen. Da die Angaben in der Literatur nicht immer eindeutig sind und auch mit neueren, noch unbekannten Funden gerechnet werden muß, sind mögliche Korrekturen der Zusammenstellung nicht auszuschließen.

	A – 158				A – 159				A – 166				FUNDE		FUNDSTELLEN	
	E	B	S	U	E	B	S	U	E	B	S	U	GESAMT-ZAHL	%	GESAMT-ZAHL	%
UNGARISCHES ZWEISTROMLAND	9	29	8	8	–	–	–	–	–	2	5	28	90	11,5	42	18,6
PANNONIEN	2	5	–	37	–	2	–	–	–	–	–	7	53	6,8	14	6,2
NIEDERÖSTERREICH	–	5	1	12	–	–	–	–	–	–	–	–	6	0,7	5	2,2
SLOVAKEI	24	33	2	–	–	1	–	–	1	2	–	–	63	8,1	18	8
MÄHREN	65	28	1	–	2	3	–	–	1	7	1	–	108	13,8	26	11,5
BÖHMEN	3	1	–	13	–	–	–	–	–	–	–	–	17	2,1	14	6,2
POLEN	174	157	S* (+1)	60	11	12	–	2	1	13	2	1	440	56,6	106	47,1
													777	99,6	225	99,8

Zusammenstellung der Fibeltypen A. 158, A. 159, A. 166 in Mitteleuropa.
(E = Eisen, B = Bronze, S = Silber, x = Gold, U = Rohstoff unbekannt)

Aus der Kartierung der bekannten Funde ist deutlich zu ersehen, daß, abgesehen von den wenigen Fibeln in Niederösterreich nördlich der Donau, die übrigen sich in der nördlichen Grenzzone Westpannoniens längs der Donau gruppieren, jedoch nur in seinem östlichen Abschnitt bis Wien. Nur wenige Funde (Bück, Papa, Veszprém) stammen von etwas weiter südlich in diesem Provinzteil gelegenen Fundstellen. Außer 3 Fibeln aus Sissak an der Donau sind kaum weitere Funde aus dem mittleren und südlichen Westpannonien bekannt. Die Ausbreitung der analysierten Fibeln in der Pannonia Inferior ist ebenfalls insofern charakteristisch, als die wenigen Funde eigentlich nur im östlichen Grenzstreifen an der Donau vorkommen (Regöly, Mursa-Osijek, Mitrovica), weiter nach Westen ist ihr Vordringen nicht zu bemerken. Die Zahl der Fundstellen, wie auch ihre Gruppierung in Betracht ziehend, kommt man zu der Überzeugung, daß unsere Fibeltypen nicht als weit verbreitete und allgemein benutzte Formen in Westpannonien und noch weniger in Ostpannonien gedeutet werden können. Außer einer gewissen Anhäufung entlang der Donau, von Carnuntum bis Mitrovica, weisen sie keine weitere Gruppierung auf. Dies scheint zu bedeuten, daß wir es hier nicht mit einer in diesem Gebiet geläufigen, und auch hier produzierten Schmuckart zu tun haben. Das häufigere Auftreten dieser Fibeltypen in der nördlichen Grenzzone Westpannoniens und der östlichen Grenzzone Ostpannoniens kann eher als Hinweis dafür gelten, daß es sich hier um von Norden zuströmende Erzeugnisse handelt, welche nicht nur in Folge verschiedener gegenseitiger Beziehungen, sondern auch durch das Eindringen ihrer Träger selbst hier erscheinen. Nach den markomannischen Kriegen rückten die barbarischen Stämme bekanntlich immer weiter an den Limes vor. Nicht zu übersehen ist auch die verhältnismäßig große Anzahl der Fibelfunde in Carnuntum, was nicht nur mit der Mannigfaltigkeit verschiedener Kontakte und Handelsbeziehungen mit den nördlich der Donau wohnenden Völkern im Einklang steht[30]), sondern zugleich unter anderen auch Gebiete betrifft, in denen die behandelte Schmuckform in der späten Kaiserzeit besonders stark eingebürgert war. Ein Carnuntum ähnliches Beispiel bildet Brigetio, wo ebenfalls die Fibeln A. 158 zahlreicher als sonst vorhanden sind.

Auf Grund der angedeuteten Beobachtungen erhebt sich die Frage, aus welcher Richtung, bzw. Richtungen diese Fibeltypen hierher kamen, was auch mit der Suche nach dem Gebiet, bzw. den Gebieten ihrer stärksten Konzentration verbunden ist.

Wenn man das verwickelte, immer noch unklare Problem außer acht läßt, von wo, wann und unter welchen Umständen die Ausbreitung der hier in Frage kommenden eingliedrigen Fibeln m. u. F. erfolgte – dies benötigt noch weitere, eingehende Untersuchungen – kann man folgendes feststellen. In der späten Kaiserzeit, also seit dem ausgehendem 2. Jh., konzentrieren sich diese Fibelformen in der Regel in drei Regionen, die sich entlang einer Nordwest-Südost-Achse aufreihen:

1. Schlesien mit dem westlichen Teil Kleinpolens und südliches Großpolen,

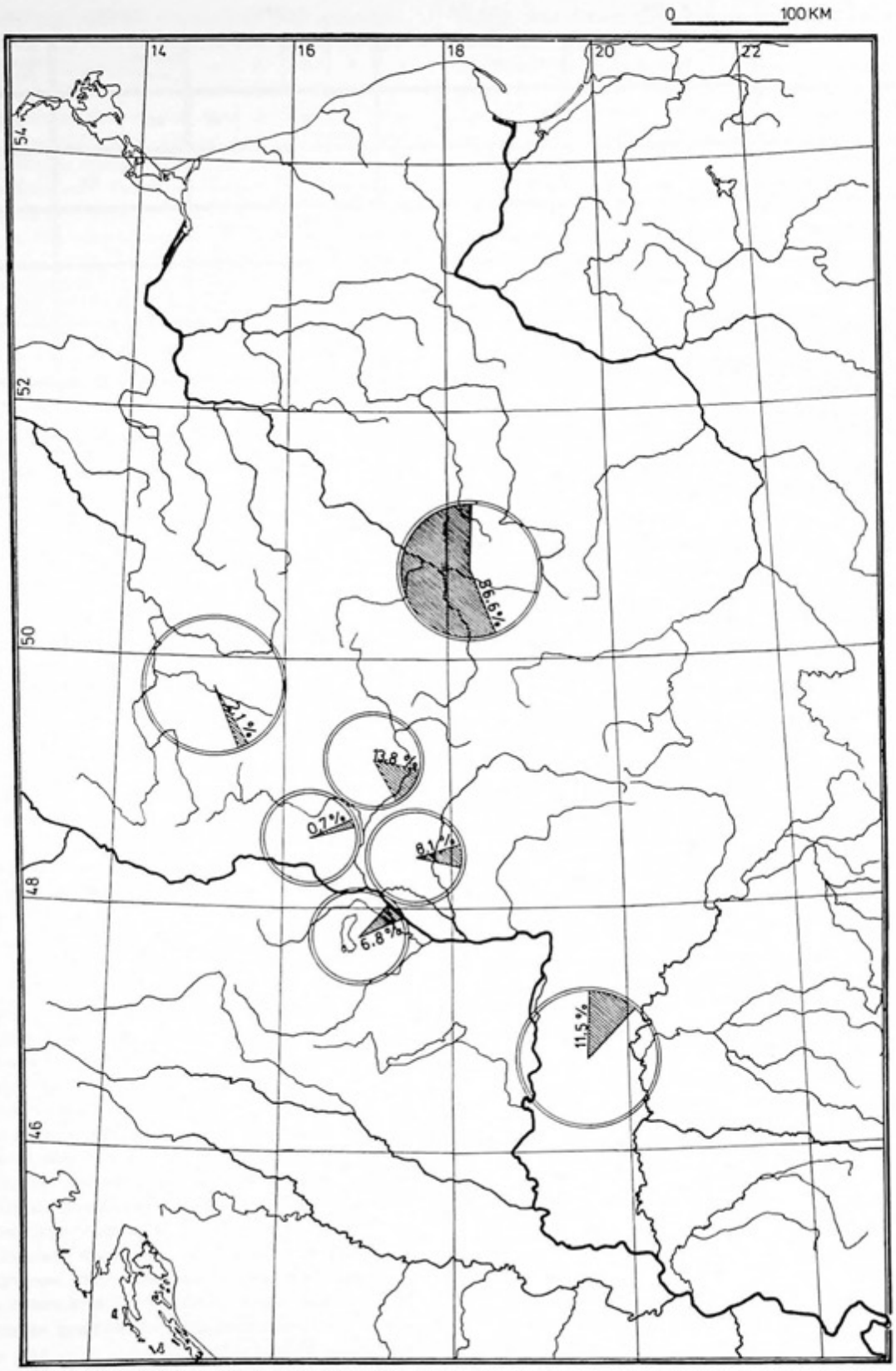


Abb. 3: Konzentrationen der eingliedrigen Fibeln mit umgeschlagenem Fuß in Mitteleuropa. Ungarische Tiefebene, Pannonien, Niederösterreich (außer Pannonien), Slowakei, Mähren, Böhmen, Polen.

2. Mähren und südwestliche Slowakei,
3. die ungarische Tiefebene.

Wie stark die diskutierten Fibelformen in den einzelnen Regionen eingebürgert waren und welche Bedeutung ihnen dort zukam, ist vor allem aus der Häufigkeit und Dauer ihres Vorkommens zu ersehen. Abgesehen von Aussagen, welche die Fragen räumlich begrenzt betrachten[31]), ist vor allem die Arbeit von T. Kolnik[32]) zu erwähnen, wo der Versuch unternommen wird, einen Überblick über die konzentrierten Vorkommen der Fibeln im ganzen Bereich ihres Auftretens zu gewinnen.

In dieser Zusammenstellung treten vor allem die schon erwähnten Gebiete in den Vordergrund. In anderen sind die Fibeln weit seltener vorhanden, inklusive des südosteuropäischen Teiles von Rußland, wo sie zwar in ungefähr 100 Exemplaren gemeldet werden, jedoch erstens stark verstreut auf großem Gebiet auftreten und zweitens nicht eindeutig den analysierten Typen entsprechen[33]). Im großen ganzen haben wir es mit einer richtigen Konzentration dieser Funde nur im oben bezeichneten, mitteleuropäischen Raum zu tun. In der von T. Kolnik angegebenen Zusammenstellung gestalten sich die Zahlangaben für einzelne Gebiete dieses Raumes folgendermaßen: a) ungarische Tiefebene, Theißgebiet – 90 Fibeln von 42 Fundstellen, b) Pannonien – 54 Fibeln von 17 Fundstellen, c) Slowakei (hauptsächlich südwestlicher Teil) und Mähren – 150 Fibeln von 27 Fundstellen, d) Südpolen (hauptsächlich Schlesien) – 120 Fibeln von 53 Fundstellen[34]).

Abgesehen von dem variierenden Verhältnis der Zahl der Funde und Fundstellen in den einzelnen Gebieten, was auch nicht zu übersehen ist, erscheint die Notwendigkeit einer Korrektur der Angaben, die sich auf das südwestliche beziehungsweise zum Teil auch mittelpolnische Gebiet beziehen, viel wichtiger. Genauer gesagt, geht es hier um einen Bereich der nicht nur ganz Schlesien umfaßt, sondern im Osten und Norden noch etwas darüber hinausreicht. Die östliche Grenze kann durch eine Linie bezeichnet werden, die aus der Gegend von Kraków bis Płock zu führen ist. Die nördliche Grenze dieses Gebietes wird durch den ost-westlichen Lauf der mittleren Warthe angedeutet. Außer in dem bezeichneten Gebiet kommen die eingliedrigen Fibeln m. u. F. der behandelten Typen in dieser Region nur selten vor. Der umrissene Raum entspricht dem westlichen Bereich der Przeworsk-Kultur, die sich in Folge der anwachsenden Quellen und Forschungen über die späte Kaiserzeit immer deutlicher absondern läßt. Abgesehen von den eingliedrigen Fibeln zeugt davon noch eine Reihe anderer typischer Formen und Elemente[35]). Was aber die Häufigkeit der Fibelfunde selbst betrifft, so ist sie hier noch viel höher als dies in T. Kolniks Zusammenstellung zum Ausdruck kommt. Eine vollständige Aufzählung der Funde kann an dieser Stelle wegen des beschränkten Rahmens dieses Artikels nicht erfolgen; es wurden hier hauptsächlich publizierte Funde verwertet.

Wenn man nur ausschließlich den Typ A. 158 betrachtet, dabei aber auch die leider nicht immer ausreichenden Angaben oder auch unvollständig erhaltenen Funde berücksichtigt, ist mit über 390 Exemplaren von mehr als 90 Fundstellen zu rechnen. Zusammen mit bestimmten Derivaten des Typs A. 158, und den Formen A. 159 und A. 166, kommt man im polnischen Gebiet auf eine Gesamtzahl von ca. 440 Funden von 106 Fundstellen. Da hier hauptsächlich publiziertes Material ausgewertet wurde, bei welchem hinsichtlich Konstruktion, Material, Verzierung u. a. m. nicht immer die notwendige Klarheit herrscht, können gewisse Korrekturen künftig nicht ausgeschlossen werden. Andererseits werden bei Einbeziehung der bisher nicht erreichbaren unpublizierten Funde, mit welchen noch in einigen Sammlungen zu rechnen ist, die bisherigen Zahlangaben noch anwachsen. Von der hier vollzogenen Vereinfachung abgesehen, ist die Konzentration der eingliedrigen Fibeln m. u. F. im polnischen Raum, vor allem jedoch in der westlichen Przeworsk-Kultur besonders stark ausgeprägt.

Daß vor allem die Fibeln A. 158 im westlichen Gebiet der Przeworsk-Kultur stark verwurzelt sind, ist daraus zu ersehen, daß ihre Zahl auf einigen Fundstellen, hauptsächlich in oberschlesischen Gräberfeldern, mehr als 10 Stück umfaßt, z. B. Szczedrzyk – 15, Dobrodzień-Rędzina – 24, Olsztyn – 70, Opatów – ca. 70. Weiter südlich finden wir nur im nördlichen Mähren ein entsprechendes Beispiel, und zwar das Gräberfeld in Kostelec na Hane mit 82 Fibeln dieser Art[36]), was 3/4 der gesamten mährischen Funde ausmacht[37]). Zu unterstreichen ist auch, daß die Fibeln A. 158 im westlichen Gebiet der Przeworsk-Kultur eine Langlebigkeit aufweisen, die durchschnittlich vom 2. Jh. bis in die Mitte des 5. Jh. reicht, was anhand der Dobrodzienier Gräberfelder in Oberschlesien bezeugt ist. Darüber hinaus ist zu bemerken, daß diese Form hier besonders typisch erscheint, umsomehr da andere Fibelformen, wie z. B. zweigliedrige Fibeln m. u. F., Fibeln mit hohem Nadelhalter u. a. m. nur in beschränkter Zahl vorkommen. Die angeführten Umstände rechtfertigen weitgehend die seinerzeit durch O. Almgren vertretene Meinung, die eingliedrigen Fibeln 158 als „schlesischen Typ" zu bezeichnen[38]).

Da im Lichte dieser ergänzenden Bemerkungen die Zahl der Funde aus dem westlichen Gebiet der Przeworsk-Kultur die Funde aus dem gesamten Mitteldonau-Gebiet weit übertrifft, ergibt sich die Möglichkeit, mit der Herkunft besonders des Typs A. 158 aus dieser Richtung zu rechnen. Es ist auch kennzeichnend, daß die stärkste Häufung der Funde in einem nicht besonders breiten Streifen von der Mährischen Pforte bis zur mittleren March, dann aber mehr südöstlich entlang der Donau ins ungarische

Zweistromland reicht, wobei der Limes nur selten überschritten wird. Damit könnte auch die Tatsache im Zusammenhang stehen, daß wir die betreffende Schmuckform (hauptsächlich die Fibeln A. 158) öfters im nördlichen Westpannonien antreffen als im ostpannonischen Raum, wo sie, wie gesagt, selten ist und nur an der Limesgrenze vorkommt. Daß der Einfluß der eingliedrigen Fibeln des ungarischen Zweistromlandes auf Pannonien wohl unbedeutend war, kommt am Beispiel der Fibeln A. 166 noch deutlicher zum Vorschein. Diese Fibelform, als „ungarischer Typ" seit langem bekannt und im ungarischen Gebiet östlich der Donau am häufigsten angetroffen, ist im pannonischen Gebiet kaum zu bemerken, obwohl seine Verbreitung nördlich der Donau bis ins polnische Gebiet reicht. Die Gründe dafür bilden ein Thema für sich und benötigen noch genauere Nachforschungen und Analysen.

Die hier kurz verfaßten Ausführungen rechtfertigen einige Schlüsse, die sich einerseits auf das österreichische Gebiet beziehen, andererseits aber auch eine allgemeinere Bedeutung für die Problematik der eingliedrigen Fibeln m. u. F. besitzen.

Vor allem ist zu betonen, daß die behandelten Fibeltypen beim heutigen Erkenntnisstand nur einen geringen Anteil an den spätkaiserzeitlichen Hinterlassenschaften in Österreich aufweisen und demzufolge hier nur eine bescheidene Rolle spielen. Sie sind überdies auf den engen Raum des nordöstlichen Niederösterreich beschränkt, also auf ein nördlich an den Limes angrenzendes Gebiet. Aus den schon früher angedeuteten Angaben ist zu entnehmen, daß eine Verbindung dieser Fibelfunde mit ortsansässigen Werkstätten wenig wahrscheinlich erscheint. Weit eher zutreffend ist die Deutung, daß diese Fibeln hier ein fremdes Einfuhrgut bilden, das aber nicht sehr stark zur Geltung kommt. Das zahlreichere Auftreten dieser Fibelformen in Carnuntum, wie auch in Brigetio, die in der späten Kaiserzeit als aktive Handelszentren wirken und viele Beziehungen mit den nördlich gelegenen Gebieten aufweisen, scheint diese Mutmaßung zusätzlich zu rechtfertigen. In enger Verbindung damit steht auch die Tatsache, daß die analysierten Fibeltypen sowohl im österreichischen als auch im pannonischen Gebiet südlich der Donau, also im eigentlichen provinzialrömischen Raum, nur ausnahmsweise auftreten. Das bedeutet zugleich, daß in der späten Kaiserzeit die Produktion dieser Formen nicht mit pannonischen, wie auch anderen provinzialrömischen Werkstätten in Verbindung gebracht werden kann. Gleichzeitig ist aus ihrem Fehlen südlich des Limes zu entnehmen, daß sie entweder keinen Zugang zu diesem Gebiet hatten oder auch für die dortige Bevölkerung uninteressant waren.

Nicht weniger aufschlußreich ist die Beurteilung des Fundmaterials hinsichtlich seiner mitteleuropäischen Verbreitung, obwohl für einzelne Gebiete die Angaben nicht immer eindeutig klar oder vollkommen zur Verfügung stehen. Wenn auch zukünftig gewisse Korrekturen nicht auszuschließen sind, ergibt sich gegenwärtig hinsichtlich der Konzentration dieser Fibelformen ein Bild, das den bisherigen Überlegungen nicht entspricht. Der Fundhäufigkeit nach kommt vor allem dem südwestpolnischen Raum eine besondere Bedeutung zu. Ein größeres Gewicht auf die enge Verbindung des schlesischen Gebietes mit den Fibeln 158 legte eigentlich nur O. Almgren, indem er in seinem Werk diese Form als den „schlesischen Typ" bezeichnete[39]). Diese, übrigens dort wenig begründete Überzeugung, erwies sich im Lichte genauer Analyse als vollkommen zutreffend. Im schlesischen Raum und einigen im Osten und Norden anschließenden Gebieten, zeigt sich eine besonders starke Konzentration der eingliedrigen Fibeln m. u. F., hauptsächlich von A. 158. Ihre dominierende Position im Verhältnis zu anderen Typen, die in weit geringerer Zahl auftreten, wie auch ihre seit dem ausgehendem 2. Jh. schnell angewachsende Zahl und Langlebigkeit, erlauben vor allem hier das Kerngebiet ihrer Verwendung zu erblicken. Wenn man die Typen A. 158, A. 159, A. 166 insgesamt berücksichtigt, fallen 56,6% der Funde und 47,1% der Fundstellen im mitteleuropäischen Ausbreitungsbereich dieser Formen auf den schlesischen Kreis (Tabelle, Abb. 3). Einen bedeutenden Prozentsatz bilden sie ebenfalls in weiter südlich gelegenen Gebieten, am stärksten, was nicht zu übersehen ist, im angrenzenden Mähren und der ungarischen Tiefebene, wo hauptsächlich die für dieses Gebiet typischen A. 166-Fibeln zu finden sind. Weniger Funde werden aus der Slowakei, hauptsächlich ihrem südwestlichen Teil, gemeldet. Noch seltener kommen sie in Böhmen und anderen Provinzen vor. Mit Ausnahme des schlesischen Kreises sind überall neben den behandelten Fibelformen andere Typen in weit größerer Anzahl vertreten. Außer für die A. 166-Fibeln, die gesondert behandelt werden sollten, ist kennzeichnend, daß sich die Zahl der Funde und Fundstellen mit den Typen A. 158 und A. 159 nach Süden zu deutlich vermindert, um im ungarischen Zweistromland wieder zuzunehmen. Dieser Verteilung entspricht deutlich die nach Süden zunehmende Verwendung von Bronze. Im polnischen und mährischen Bereich wird hingegen Eisen ebenso oft oder sogar öfter verwendet als Bronze. In der Südwestslowakei macht sich ein Überwiegen von Bronze bemerkbar. Weiter südlich in Pannonien und im ungarischen Gebiet spielt Eisen nur noch eine untergeordnete Rolle. Erzeugnisse aus Silber sind selten, aber ähnlich wie die aus Bronze erscheinen sie öfters im ungarischen Bereich. Die goldene Fibel aus Zakrzów bei Wrocław[40]) bildet eine Ausnahme. Zusammenfassend zeigt der vereinfachte Überblick gewisse Unterschiede auf, die sich zwischen der nördlichen und südlichen Zone bemerkbar machen (Tabelle).

Wenn wir hier auch die Frage nach dem relativ frühen Erscheinen und der schnellen Ausbreitung des Typs A. 158 in der westlichen Przeworsk-Kultur ausklammern, erweist er sich in diesem Bereich für die späte Kaiserzeit und frühe Völkerwanderungszeit doch als besonders charakteristisch. Früheren Erwägungen zufolge scheint auch die Ausbreitung und das Eindringen dieser Form in der späten Kaiserzeit in manche Provinzen, vor allem in südlicher Richtung, hauptsächlich von hier aus erfolgt zu sein. Solch eine Auffassung schließt selbstverständlich die Möglichkeit nicht gänzlich aus, daß sich die eingliedrigen Fibeln m. u. F. unabhängig von der Przeworsk-Kultur in anderen Kulturgebieten ebenfalls entwickeln konnten. Nirgends jedoch gewinnt der Typ A. 158 solch eine Bedeutung wie im westlichen Teil der Przeworsk-Kultur. Von hier aus scheint auch die Möglichkeit einer Beeinflussung anderer Kulturprovinzen am wahrscheinlichsten zu sein, was aber noch durch weitere Forschungsergebnisse zu rechtfertigen sein wird.

Anmerkungen

[1]) O. Tischler, Ostpreußische Gräberfelder. Schriften d. physikal.-ökonom. Ges. zu Königsberg 19, 1878.

[2]) O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Formen. Akad. Diss., Stockholm 1897. – Ders., Studien über nordeuropäische Fibelformen. Mannus-Bibl. 32, Leipzig 1923.

[3]) E. Patek, Verbreitung und Herkunft der römischen Fibeltypen von Pannonien. Diss. Pann. Ser. II, 12, Budapest 1942, 137, 138, 246, 248, Taf. XXVI/1–3, 9, 11.

[4]) J. Matouschek, Petronell. FÖ 16, 1978, 429, Abb. 389.

[5]) Ch. Farka, Petronell. FÖ 16, 1978, 426, Abb. 378.

[6]) M. Grünewald, Bad Deutsch Altenburg. FÖ 16, 1978, 414, Abb. 322.

[7]) E. Beninger, Die Quaden. In: Vorgesch. d. deutschen Stämme 2, Berlin 1940, Taf. 297/9.

[8]) Die freundliche Nachricht über diesen Fibelfund und seine Abbildung verdanke ich Herrn Dr. H. Adler.

[9]) E. Beninger, s. Anm. 7, Taf. 297/10. – M. Schimarofsky, Die germanischen Bodenfunde des ersten bis vierten Jahrhunderts nach Christus im nördlichen Niederösterreich. Phil. Diss., Wien 1976, 136, Taf. 37/15. (Für die Möglichkeit der Auswertung der Materialangaben bedanke ich mich bestens bei Frau Dr. Schimarofsky und dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien).

[10]) H. Mitscha-Marheim, Frühgeschichtliche Kleinfunde aus Österreich in verschiedenen Sammlungen. ArchA 50, 1971, 186–187, Abb. 3. – M. Schimarofsky, s. Anm. 9, 205, Taf. 78/7.

[11]) M. Mitscha-Marheim, s. Anm. 10, 185–186, Abb. 2.

[12]) J. Tejral, Mähren im 5. Jahrhundert, Praha 1973, 30. – J. Szydłowski, Zur Frage der fremden Komponenten in der Dobrodzień-Gruppe. Przeglad Arch. 25, 1977, 119.

[13]) H. Mitscha-Marheim, s. Anm. 10, 191, Abb. 10.

[14]) M. Schimarofksy, s. Anm. 9, 293, Taf. 125/56.

[15]) O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen. Mannus-Bibl. 32, Leipzig 1923, 187.

[16]) Ä. Kloiber, Die Gräberfelder von Lauriacum. Das Espelmayerfeld. Linz 1962, 64–65, Taf. XX, Abb. 3.

[17]) E. Patek, s. Anm. 3.

[18]) O. Almgren, s. Anm. 15, 187.

[19]) T. Kolník, K typológii a chronológii nicktorých spôn z mladšej doby rimskej na juhozápadnom Slovensku. SlovArch 13/1, 1965, 226.

[20]) I. Bóna, Beiträge zur Archäologie und Geschichte der Quaden. Acta Arch. Hung. 15, 1964, 249.

[21]) E. Patek, s. Anm. 3.

[22]) O. Almgren, s. Anm. 15, 187.

[23]) I. Bóna, s. Anm. 20, 245.

[24]) E. Patek, s. Anm. 3.

[25]) T. Kolník, s. Anm. 19, 226.

[26]) E. Patek, s. Anm. 3.

[27]) O. Almgren, s. Anm. 15, 187. – E. Patek, s. Anm. 3.

[28]) E. Patek, s. Anm. 3.

[29]) E. B. Vagó und I. Bóna, Die Gräberfelder von Intercisa. Der spätrömische Südostfriedhof. Budapest 1976, 119, 195, 239.

[30]) J. Wielowiejski, Kontakty Noricum i Pannonii z ludami północnymi. Wrocław, Warszawa, Kraków 1970, 190–192, 209, 267.

[31]) G. Müller, Die Fibeln mit umgeschlagenen Fuß in Ungarn und Siebenbürgen. Ungar. Jahrb. 11/1–2, 56–77. – E. Patek, s. Anm. 3. – I. Kovrig, Die Haupttypen der kaiserzeitlichen Fibeln in Pannonien. Diss. Pann. Ser. II, 4, 1937. – Ch. Peschek, Zur Südausbreitung der Fibeln mit umgeschlagenen Fuß. PZ 34–35, 1950, 255–266. – M. Schmiedlová, Fibeln mit umgeschlagenen Fuß und ihre Derivate in der Slowakei. Epitymbion Roman Haken, Prag 1958, 71–75. – M. Lamiová-Schmiedlová, Spony z doby rímskej na Slovensku. Študijné zvesti AU SAV 5, 1961. – A. K. Ambroz, Fibuly juga ewropejskoj czasti SSSR II w. do n. e. – IV w. n. e. Arch. SSSR, D1–30, 1966. – I. Peškar, Fibeln aus der römischen Kaiserzeit in Mähren. Praha 1972.

[32]) T. Kolník, s. Anm. 19.

[33]) A. K. Ambroz, s. Anm. 31, 57–59.

[34]) T. Kolník, s. Anm. 19, 225–228.

[35]) J. Szydłowski, s. Anm. 12.

[36]) J. Zeman, Severni Morava v mladší době římské. Monumenta Arch. 9, Praha 1961.

[37]) I. Peškař, s. Anm. 31, 110.

[38]) O. Almgren, s. Anm. 15, 85.

[39]) A. a. O.

[40]) W. Grempler, Der II. und III. Fund von Sackrau. Breslau 1888, 8, Taf. II/4.

Das langobardische Gräberfeld von Mödling, Niederösterreich

Von Peter STADLER, Mödling

1977 sollte mit der Verbauung des Feldes zwischen Guntramsdorferstraße und Weißes Kreuzgasse in Mödling begonnen werden. Da bereits 1974 in diesem Gebiet, in der Flur „In den Leinerinnen", Reste einer linearkeramischen Siedlung geborgen worden waren[1] [2]), wurden im Einvernehmen mit dem Bauherrn[3]) nach Abschieben der Humusdecke auf Parzelle 1348/2 systematische Untersuchungen vorgenommen. Neben zahlreichen linearkeramikzeitlichen Lehmentnahmegruben konnten ein neolithisches Grab, ein Grabfund unbekannter Zeitstellung, sowie sieben langobardenzeitliche Gräber aufgedeckt werden[4]).

In Mödling ließen sich bisher vier Phasen frühgeschichtlicher Besiedlung nachweisen. Eine Zusammenstellung der Fundstellen gibt Abb. 1.



Abb. 1: Ausschnitt aus Blatt 58, Baden, der Österreich-Karte 1 : 50.000.

Belege der römischen Kaiserzeit sind die Grabfunde im Südbahngelände (1)[5]). Zwei dem ostgermanischen Kulturkreis zuzuordnende Gräber wurden 1954 in der Lerchengasse gefunden (2)[6]). Die systematische Ausgrabung des Gräberfeldes Goldene Stiege (3) von 1968 bis 1977 erbrachte 499 Gräber aus der Awarenzeit[7]).

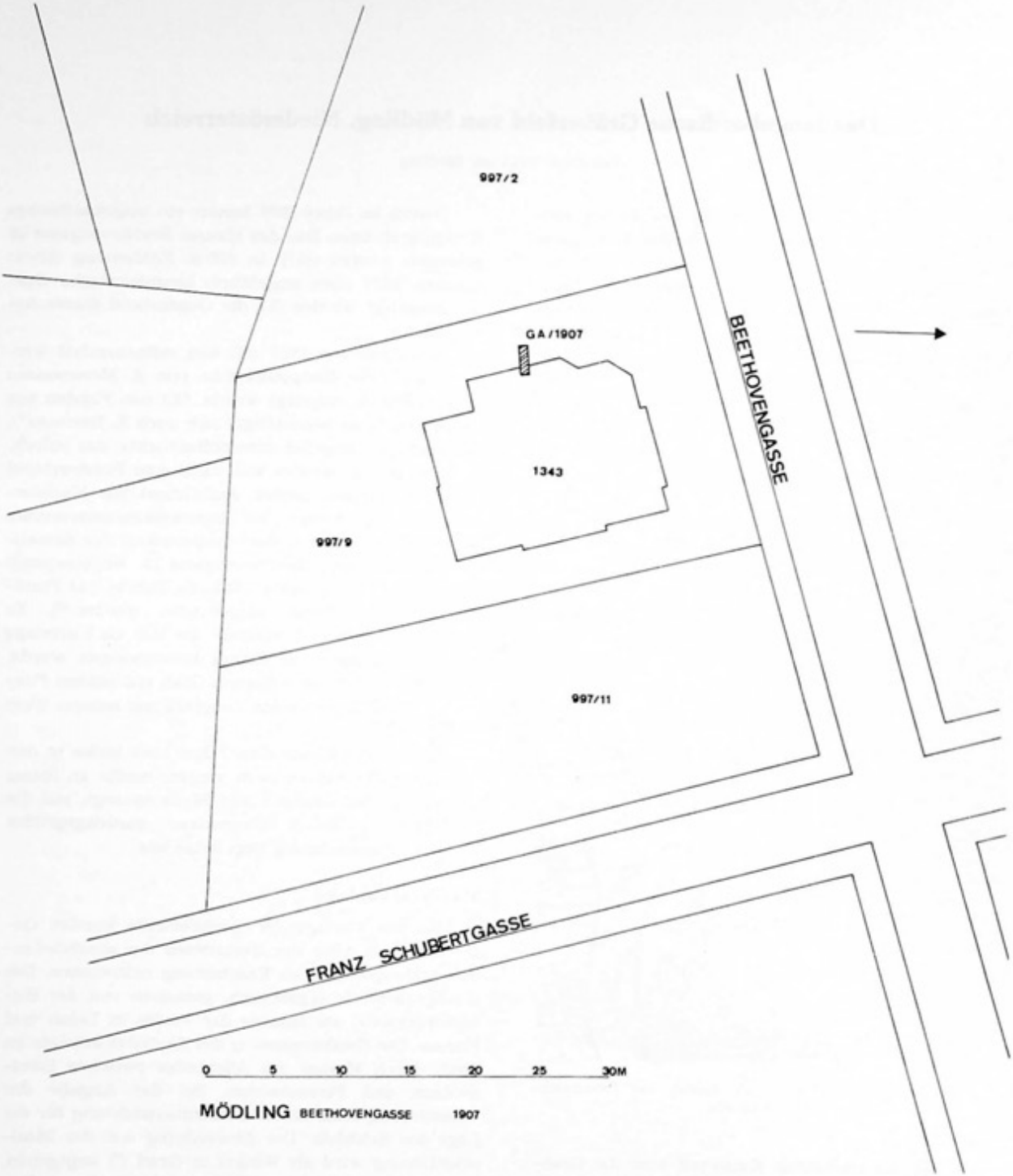
Bereits im Jahre 1907 konnte ein langobardisches Kriegergrab beim Bau des Hauses Beethovengasse 10 geborgen werden (4)[8]). In 600 m Entfernung davon konnten 1977 oben angeführte langobardische Gräber freigelegt werden (5), die Gegenstand dieser Arbeit sind.

Das Grab von 1907 soll hier mitbehandelt werden, da in der Erstpublikation von R. MÜNSTERBERG kein Lageplan vorgelegt wurde. Mit den Funden aus demselben Grab beschäftigte sich auch E. BENINGER[9]), der auch ein Tongefäß mitveröffentlichte, das jedoch, wie hier gezeigt werden soll, nicht zum Fundverband des Kriegergrabes gehört. Auf Grund von Nachforschungen im Archiv des Bezirksmuseumsvereines Mödling konnte ein Gedächtnisprotokoll des damaligen Hausbesitzers, Beethovengasse 10, Rechtsanwalt Dr. Rziha aus dem Jahre 1955, die Funde und Fundumstände betreffend, aufgefunden werden[10]). Es enthält neben einer Planskizze, die hier als Unterlage zur Anfertigung eines Planes herangezogen wurde, eine Aufstellung der in diesem Grab entdeckten Funde. Dabei wird jedoch ein Tongefäß mit keinem Wort erwähnt[11]).

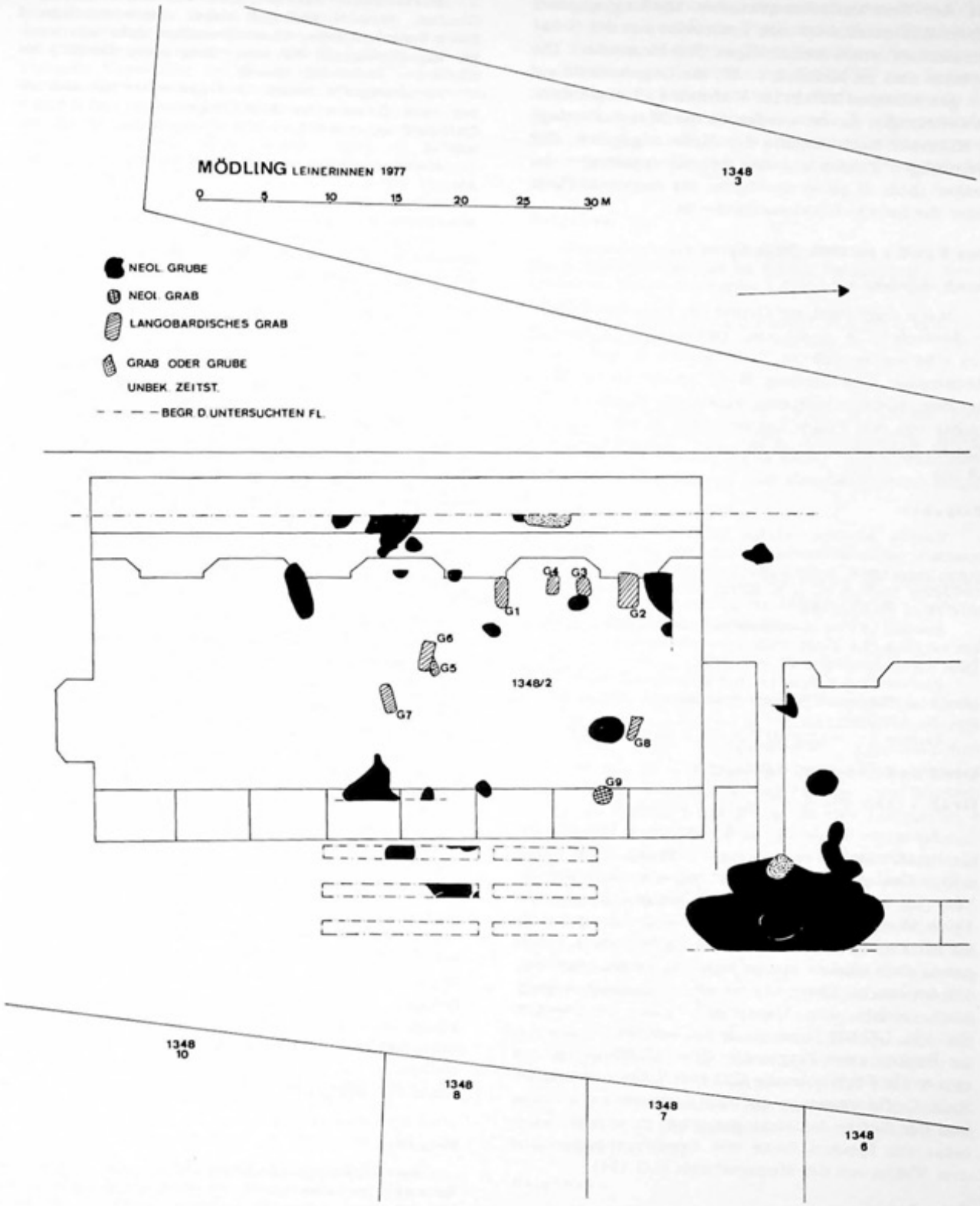
Da die Funde aus dem Jahre 1907 leider in den Kriegswirren 1945 verloren gingen, mußte an dieser Stelle, was Abbildungen und Maße anlangt, auf die Publikation von R. MÜNSTERBERG zurückgegriffen werden. Grabzeichnung liegt keine vor.

Materialvorlage

Bei der Vorlage der Grabbefunde wurden Geschlecht und Alter der Bestatteten der anschließenden anthropologischen Bearbeitung entnommen. Die Grabgrubentiefe ergibt sich, gemessen von der Humusoberkante, als Summe der Tiefen in Lehm und Humus. Die Größenmessung des Skelettes erfolgte im Grab durch Messen des Abstandes zwischen Schädeldach und Fersenbeinen. Bei der Angabe der Orientierung steht die erste Himmelsrichtung für die Lage des Schädels. Die Abweichung von der Idealorientierung wird als Winkel in Grad (°) angegeben, gemessen zwischen der Skelettachse[12]) oder, sofern kein Skelett vorhanden ist, zwischen der Grabachse[13]) und der S-Richtung (von S über O nach N). Die Verbindung zwischen Materialvorlage und Abbildungen ist durch die Angabe der Tafelnummer, der Grabnummer und den Zahlenteil der Inventarnum-



Mödling, Plan 1.



Mödling, Plan 2.

mer des Bezirksmuseumsvereines Mödling gegeben (dieser Zahlenteil setzt sich zusammen aus der Grabnummer und einer zweistelligen Objektnummer). Die Befunde sind im Maßstab 1 : 20, die Gegenstände auf den gezeichneten Tafeln im Maßstab 1 : 1 abgebildet. Abweichungen davon werden in der Materialvorlage in Klammer nach Angabe der Maße angegeben. Die dreistelligen Zahlen auf den Befundzeichnungen der Gräber (Abb. 3) geben die Tiefen der einzelnen Plana unter der heutigen Erdoberfläche an.

Der Fund von 1907 (Plan 1)

Grab A (Abb. 10)

Mann (bestimmt auf Grund der Beigaben), Grabgrubentiefe 120 + 60 cm, rechteckige Grabgrube 210 × 54 cm, in 180 cm Tiefe Skelett in gestreckter Rückenlage, Orientierung W–O; an der linken Seite des Bestatteten hochkantig deponierte Spatha (A 01), rechts von den Füßen Lanzenspitze (A 02), über den Knien Schildbuckel (A 03) mit Schildfesselresten (A 04).

Beigaben:

Eiserne Spatha, schräge Schultern, Griffdorn fragmentiert, parallelschneidige Klinge, die beiden Schneiden gehen abgerundet in die Spitze in Form eines gleichseitigen Dreieckes über, L 84, L d. Klinge 79, B d. Klinge 4–5 cm (Inv. Nr. A 01, Abb. 10a).

Eiserne Tüllenlanzenspitze, ovales, sich zur Spitze hin verjüngendes Blatt, Tülle schwach konisch, L 20, L d. Tülle 6,8 cm (Inv. Nr. A 02, Abb. 10b).

Eiserner Schildbuckel mit konischem Kragen, leicht gewölbter Kuppe mit flachem Spitzenknopf, Dm 18, H 8 cm (Inv. Nr. A 03, Abb. 10c).

Eiserne Schildfessel (Inv. Nr. A 04, Abb. 10d).

Die Funde von 1977 (Plan 2)

Grab 1 (Abb. 3 u. 4)

Frau, ca. 20 Jahre, L d. Skelettes 160–162 cm, Grabgrubentiefe 140 + 60 cm, in 60 cm Tiefe rechteckige Grabgrube 220 × 95 cm mit abgerundeten Ekken, in 190 cm Tiefe rechteckige Sargkontur 190 × 48 cm, in 200 cm Tiefe Bestattung in gestreckter Rückenlage, Orientierung W–O, 87° von S; rechts neben dem Skelett ein verkohltes, schräg liegendes, 110 cm langes, 10 cm breites und 1 cm starkes Sargbrett, rechts vom Unterkiefer zwei Perlenketten (LG 101, LG 102), beim Ende des rechten Unterarmes im Becken zwei Fragmente eines Eisenbleches und eine ovale Gürtelschnalle (LG 103), links vom rechten Knie Griffdornmesser mit der Schneide nach außen und der Spitze fußwärts gerichtet, in unmittelbarer Nähe des Messers Reste von Beschlagsblechen und drei Nieten von der Messerscheide (LG 104).

Beigaben:

Perlenkette aus 12 gleichen zylindrischen, doppelt eingeschnürten Bronzeperlen mit Feuervergoldung, die auf einem Flachsfaden aufgefädelt waren[15]). Dm 0,4 bis 0,45, H 0,25 bis 0,45 cm (Inv. Nr. LG 102, Abb. 4).

Perlenkette aus 15 Perlen aus undurchsichtigem Glasfluß, davon 7 weiß mit blauer Glasfadeneinlage, 8 Stück braun mit gelber Glasfadeneinlage, mehr oder weniger kugelförmig mit konischen Bohrungen, Dm 0,75 bis 0,9 cm (Inv. Nr. LG 101, Abb. 4).

Rechteckiges Eisenblech, fragmentiert mit Abdrükken eines Gewebes im Rost, Fragment 1: 4,45 × 2,25 × 0,15 cm, Fragmente 2: 2,6 × 2,25 × 0,15 cm (Inv. Nr. LG 103, Abb. 4).

Eisenschnalle, oval, 3,0 × 1,6 cm (Inv. Nr. LG 103, Abb. 4).

Eisernes Griffdornmesser, L 6,75, größte B 1,1, D d. Messerrückens 0,2 cm (Inv. Nr. LG 104, Abb. 4).

Beschlagsbleche, fragmentiert, und 3 Nieten aus Bronze, Dm d. Nietköpfe 0,5, L d. Nieten 0,4 bis 0,5 cm (Inv. Nr. LG 104, Abb. 4).

Grab 2 (Abb. 3–6)

Frau, ca. 30 Jahre, L d. Skelettes 165–167 cm, Grabgrubentiefe 260 + 60 cm, in 60 cm Tiefe rechteckige Grabgrube mit abgerundeten Ecken 270 × 140 cm, in 260 cm Tiefe Abstufung auf 205 × 40 cm, in 320 cm Tiefe Bestattung in gestreckter Rückenlage, die Schlüsselbeine unnatürlich verdreht, Schultern und Knie zusammengepreßt, die linke Hand im Becken, Orientierung W–O, 88° von S; rechts von der Wirbelsäule verkehrt liegende Scheibenfibel (LG 201), 17 cm fußwärts davon zweite Scheibenfibel (LG 202) ebenfalls rechts von der Wirbelsäule verkehrt liegend, verstreut im Brustbereich 10 Perlen (LG 203), außerhalb des rechten Oberarmes 5 Perlen und 1 Bronzedrahtring (LG 204), auf der rechten Beckenschaufel Schnalle (LG 205), rechts von der Schnalle 3 Gürtelhaften (LG 206), Eisenfragment (LG 207) links außerhalb der linken Beckenschaufel, knapp unterhalb davon Griffdornmesser (LG 208), mit dem Dorn nach außen und kopfwärts gerichtet, die Schneide nach außen, parallel dazu weiteres Griffdornmesser (LG 209), ebenfalls parallel dazu zwei Fragmente eines Griffdornmessers (LG 210), in unmittelbarer Nähe davon 3 Eisenfragmente (LG 211), unterhalb und innerhalb des rechten Oberschenkelkopfes Bügelfibel (LG 212) mit der Schauseite nach oben und der Kopfplatte kopfwärts gerichtet, fußwärts daran anschließend zweite Bügelfibel (LG 213), jedoch mit dem Fuß kopfwärts gerichtet, knapp innerhalb des linken Oberschenkels zweireihiger Dreilagenkamm, fragmentiert (LG 214), knapp oberhalb der Knie zwischen den Beinen Bronzeblechkalotte (LG 215), in deren Wölbung Bernsteinperle (LG 216), knapp unterhalb der Knie zwischen den Beinen Perle (LG 217).

Beigaben:

Rosettenförmige Scheibenfibel aus Silber, die Schauseite in Zellentechnik mit roten Glaseinlagen, unterlegt mit einem gitterartig verzierten Goldblech, das periphere Feld in dreizehn gleiche Zellen unterteilt, das Zentralfeld bestehend aus drei Zellen, die durch Überschneidung zweier Kreise zustande kommen, auf der Rückseite Nadelhalter und Öse für die Spiralenbefestigung mit Resten

der eisernen Spirale, Dm 2,8, Stärke d. Scheibe zentral 0,6, randlich 0,4 cm (1,5 : 1) (Inv. Nr. LG 201, Abb. 4).

Scheibenfibel aus Silber der gleichen Form wie 201, ohne Mitteleinlage, jedoch mit Feuervergoldung, auf der Rückseite Nadelhalter und Öse ausgebrochen, primitivere Herstellungstechnik als 201, Dm 2,8, Stärke d. Scheibe 0,4 cm (1,5 : 1) (Inv. Nr. LG 202, Abb. 4).

Perlenkette aus 10 Perlen, 8 Stück aus pastosem, einfärbigem Material, davon 3 Stück kugelig, rot, 3 Stück kugelig, gelb, 1 Stück kugelig, grau, 1 Stück walzenförmig, rot, 1 scheibenförmig, rote Pastenperle mit gelber Einlage, sowie 1 scheibenförmige Perle aus schwarzem Glasfluß mit roten Einschlüssen, die größten Dm 0,9 bis 1,2 cm (LG 203, Abb. 5).

2 genoppte Ringperlen aus braunem, durchscheinendem Glas, Dm 2,7, H 1,7 bzw. Dm 2,4, H 1,4 cm, 2 undurchsichtige Perlen aus schwarzem Glasfluß mit weißen Fadeneinlagen, Dm 1,4, H 0,7 bzw. Dm 1,3, H 0,8 cm, zylindrische Perle aus weißem pastosem Material, Dm 2,45, H 1,25 cm, Bronzedrahtring, Dm 0,75 cm (Inv. Nr. LG 204, Abb. 5).

Schilddornschnalle, gegossen aus Silber, B 3, L d. Dornes 2,9 cm (Inv. Nr. LG 205, Abb. 4).

3 Gürtelhaften aus Silber, spitz schildförmig mit seitlich jeweils zwei Einbuchtungen, auf der Rückseite mitgegossene Öse, L 2,1, B 1 bis 1,2, H 1,4 bis 1,5 cm (Inv. Nr. LG 206, Abb. 5).

Fragment aus stabförmigem Eisen mit ovalem Querschnitt, das eine Ende stark aufgebogen, L 6,3, Querschnitt 0,5 bis 0,75 cm (Inv. Nr. LG 207, Abb. 6).

Griffdornmesser aus Eisen, L 9,2, B 1,3, D d. Messerrückens 0,3 cm (Inv. Nr. LG 208, Abb. 6).

Griffdornmesser aus Eisen, L 10,3, B 1,5, D d. Messerrückens 0,2 cm (Inv. Nr. LG 209, Abb. 6).

2 Fragmente eines Griffdornmessers aus Eisen, L d. Klingenfragments 6,6, B 1,4, D d. Messerrückens 0,35, L d. Dornfragments 2,6, B 0,8, D d. Messerrückens 0,2 cm (Inv. Nr. LG 210, Abb. 6).

3 Eisenfragmente, L 4,7, 2,3, 1,7 cm (Inv. Nr. LG 211, Abb. 6).

Bügelfibel aus kupferhältigem Silber mit rechteckiger Kopfplatte und ovalem Fuß, sowie 8 mitgegossenen flachrunden Knöpfen, Kopfplatte und Fußplatte sind in Tierstilornamentik nach SALIN[16]) verziert, der Bügel weist längslaufende Parallelstege auf, die vertieften Partien zeigen Feuervergoldung, die Stege des Bügels und des Tierkopffußes sind dreiecknielliert, auf der Rückseite Nadelhalter und zwei Ösen für die Spiralenbefestigung, Eisenspirale erhalten sowie Spuren der eisernen Nadel, L 6,9, B d. Kopfplatte 3,5 cm (1,5 : 1) (Inv. Nr. LG 212, Abb. 5).

Bügelfibel, gußgleich zu 212, aus kupferhältigem Silber, eiserne Spirale auf der Rückseite nicht erhalten, L 6,9, B d. Kopfplatte 3,5 cm (1,5 : 1) (Inv. Nr. LG 213, Abb. 5).

Zweireihiger Dreilagenkamm aus Knochen, fragmentiert, die Lagen mit Eisennieten zusammengehalten, in seiner Längsachse gewölbt, erhaltene L 8,4, Stärke der Lagen 0,2, innere L d. Eisennieten 0,7 cm (Inv. Nr. LG 214, Abb. 4).

Bronzeblechkalotte, stark korrodiert, Dm 4,3 bis 4,7, H d. Aufwölbung 1 cm (Inv. Nr. LG 215, Abb. 4).

Bernsteinperle aus rötlich durchscheinendem Bernstein, Form unregelmäßig, größter Dm 1,2 cm (Inv. Nr. LG 216, Abb. 5).

Fragmentierte Perle aus demselben weißen, pastosen Material wie 204, Dm 2, H 1,2 cm (Inv. Nr. LG 217, Abb. 5).

Grab 3 (Abb. 3 u. 6)

Kind, ca. 2 bis 2,5 Jahre, L d. Skelettes ca. 80 cm, Grabgrubentiefe 220 bzw. 190 + 70 cm, in 70 cm Tiefe rechteckige Grabgrube mit abgerundeten Ecken 140 × 80 cm, in 240 cm Tiefe rechteckige Sargkontur 115 × 40 cm, in 260 cm Tiefe Bestattung in gestreckter Rückenlage, Orientierung W–O, 102° von S, Grabsohle unter Schädel in 290 cm Tiefe; rechts von der Wirbelsäule Eisenschnalle und 2 Bronzenieten (LG 301), links von der Wirbelsäule Griffdornmesser mit Griffdorn nach innen, Schneide kopfwärts (LG 302).

Beigaben

Eisenschnalle rechteckig abgerundet, L 3,9, B 2 cm, Dm d. Querschnittes 0,35 bis 0,5 cm, dazugehörig 2 Bronzenieten, Dm d. Nietkopfes 0,6, L 1 cm (Inv. Nr. LG 301, Abb. 6).

Griffdornmesser aus Eisen, L 11,3, B 1,4, D d. Messerrückens 0,2 cm (Inv. Nr. LG 302, Abb. 6).

Grab 4

Grabgrubentiefe 180 + 70 cm, in 120 cm Tiefe rechteckige Grabgrube mit abgerundeten Ecken 145 × 75 cm, Orientierung W–O, 92° von S, auf Grabsohle nur mehr Spuren von Knochen; keine Beigaben.

Grab 5

Von Grab 6 gestörte Bestattung in Bauchlage, unbekannte Zeitstellung, in 140 cm Tiefe, Grabgrubengröße nicht mehr feststellbar.

Grab 6 (Abb. 3, 6 u. 7)

Mann, ca. 30 Jahre, L d. Skelettes 176 cm, Grabgrubentiefe 200 + 60 cm, in 130 cm Tiefe rechteckige Grabgrube mit abgerundeten Schmalseiten 230 × 80 cm, in 230 cm Tiefe Sargkontur langoval 210 × 60 cm, Wandstärke des Sarges im Westteil 11 cm, im Ostteil 5 bis 10 cm, an den Langseiten 4 bis 5 cm, H d. Sarges 30 cm, in 260 cm Tiefe Bestattung in gestreckter Rückenlage, rechte Hand auf Becken, Orientierung W–O, 77° von S; rechts vom Schädel außerhalb des Sarges Lanzenspitze (LG 601), an der linken Seite des Bestatteten über den Arm gelegt Spatha (LG 602), auf der linken Seite oberhalb des Beckens unter die Spatha reichend eisernes Griffdornmesser (LG 603) mit Griffdorn nach außen und Schneide kopfwärts, unter der Spatha innerhalb des linken Oberarmes Eisenstück (LG 604), unter der Spatha im Bereich der linken Hand Beutel mit zwei Fragmenten eines Griffdornmessers (LG 605), Feuerstein (LG 606), Eisenbeschlag (LG 607), 4 Eisenfragmente (LG 608), bei Zehenknochen des linken Fußes Eisennagel (LG 609).

Beigaben

Tüllenlanzenspitze aus Eisen, Klinge weidenblattförmig mit rhombischem Querschnitt, Einziehung am Übergang zur Tülle, Tülle mit rundem Querschnitt leicht konisch, L 32,5, größte B d. Blattes 4,9, größter Dm d. Tülle 2,4, D d. Blattes 0,5 cm (1 : 3) (Inv. Nr. LG 601, Abb. 7).

Spatha aus Eisen mit pyramidenförmigem Bronzeknauf, hängende Schultern, parallelschneidige Klinge mit breiter Blutrinne, die beiden Schneiden gehen abgerundet in die Spitze in Form eines gleichseitigen Dreiecks über, L 87, L d. Klinge 75, B 4 bis 5, L d. Griffdornes 12, B d. Knaufes 3,8, D d. Klinge 0,4 cm (1 : 6) (Inv. Nr. LG 602, Abb. 7).

Griffdornmesser aus Eisen, L 10,4, B 1,9, D d. Messerrückens 0,3 cm (Inv. Nr. LG 603, Abb. 6).

Längliches Eisenstück mit zugespitztem Ende, Querschnitt dreieckig, L 18,3, größte B 2,1, D 0,8 cm (1 : 2) (Inv. Nr. LG 604, Abb. 6).

190 × 60 cm, die in 210 cm Tiefe nur mehr 135 cm lang war, in 215 cm Tiefe rechteckige Sargkontur 105 × 27 cm, in 220 cm Tiefe Bestattung in gestreckter Rückenlage, Orientierung W–O, 98° von S; links von der Halswirbelsäule Perlenkette (LG 701), rechts von der Wirbelsäule oberhalb des Beckens Gürtelschnalle (LG 702), im Bereich der linken Hand in einer Beutelverfärbung drei Fragmente eines Feuerschlägers (LG 703) und eine Schlaufe aus Eisenblech (LG 704).

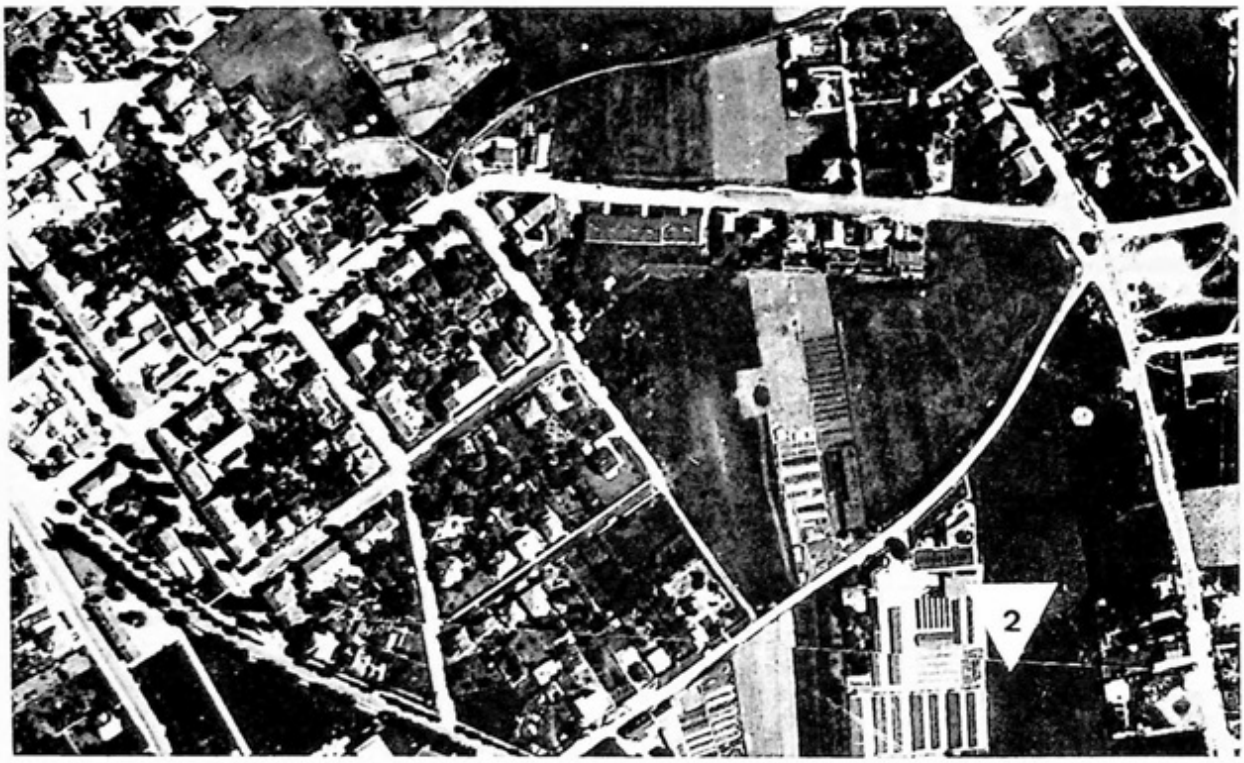


Abb. 2: Modling, Luftaufnahme.

2 Fragmente eines Griffdornmessers aus Eisen, Griffdorn nicht erhalten, L 6,6 bzw. 2,5, B 1,6 bzw. 1,5, größte D 0,3 cm (Inv. Nr. LG 605, Abb. 6).

Feuerstein aus graubraunem Silex, L 3,2 cm (Inv. Nr. LG 606, Abb. 7).

Rechteckiger Eisenbeschlag mit vier Bronzenieten, 3,5 × 2,8, D 0,3, Dm d. Nietköpfe 0,8, Dm d. Nietschäfte 0,15, L d. Niete 0,9 cm (Inv. Nr. LG 607, Abb. 6).

4 Eisenfragmente, L 2,8, 2,5, 2 und 1,7 cm (Inv. Nr. LG 608, Abb. 6).

Eisennagel mit fünfeckigem Kopf und kegelförmigem Schaft mit angerostetem Eisenfragment, L 1,3, Dm d. Kopfes 1,5, L d. angerosteten Stückes 2 cm (Inv. Nr. LG 609, Abb. 6).

Grab 7 (Abb. 3 u. 7)

Kind, ca. 4–5 Jahre, L d. Skelettes ca. 95 cm, Grabgrubentiefe 160 + 60 cm, in 130 cm Tiefe rechteckige Grabgrube mit abgerundeten Ecken

Beigaben:

Perlenkette bestehend aus 31 Perlen, 1 aus gelbem Glasfluß mit grüner Fadeneinlage, Dm 0,8 cm, 1 eingeschnürte Stangenperle aus gelbem, durchsichtigem Glas, L 1 cm, die restlichen Perlen zylindrisch bis kugelförmig, Dm 0,6 bis 0,8 cm, davon 14 aus rotem, 2 aus grünem und 13 aus gelbem Glasfluß (LG 701, Abb. 7).

Rechteckige Gürtelschnalle aus Eisen, in zwei Fragmenten erhalten, rekonstruierte L 2,8, B 1,7, Dm d. Querschnittes d. Schnalle 0,3 bis 0,5 cm (Inv. Nr. LG 702, Abb. 7).

Drei Fragmente eines Feuerschlägers aus Eisen, L 4,7, 3,2 und 3 cm (Inv. Nr. LG 703, Abb. 7).

Schlaufe aus Eisenblech, L 3,2, Dm d. Schlaufe 1,5, D d. Bleches 0,3 bis 0,5, B 0,7 bis 1,2 cm (Inv. Nr. LG 704, Abb. 7).

Grab 8 (Abb. 3)

Grabgrubentiefe 150 + 70 cm, in 180 cm Tiefe rechteckige Grabgrube mit abgerundeten Ecken

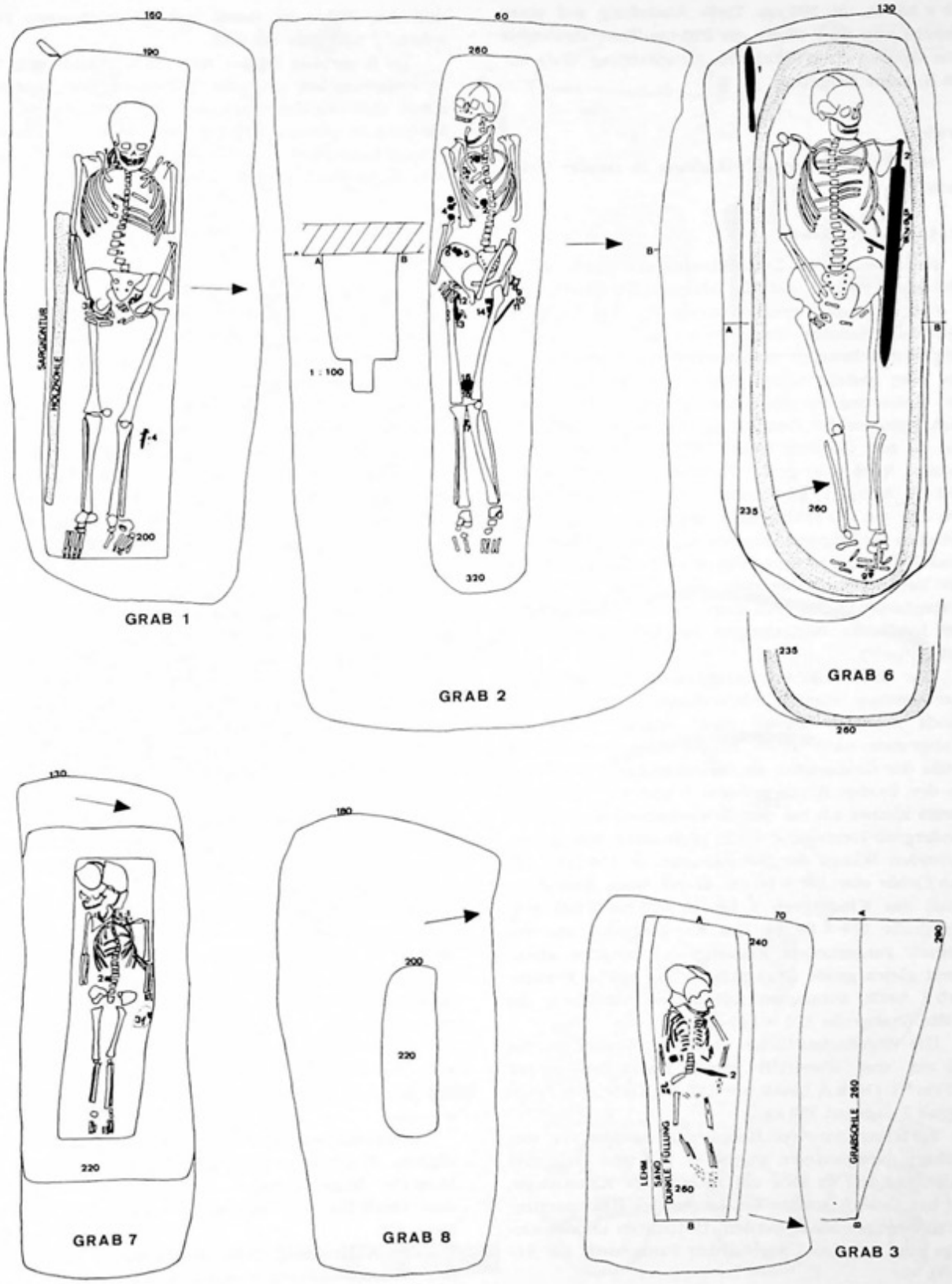


Abb. 3: Mödling, langobardische Gräber.

170 × 80 cm, in 200 cm Tiefe Abstufung auf einen Schacht von 60 × 20 cm, in 220 cm Tiefe Grabsohle ohne Spuren eines Skelettes, Orientierung W–O, 80° von S, keine Beigaben.

Grab 9

Neolithische Doppelbestattung in runder Grabgrube[17]).

Bestattungssitten

Auf Grund der Luftbildaufnahme (Abb. 2,2)[18]) läßt sich erkennen, daß das kleine Gräberfeld gezielt in eine Lehminsel gesetzt wurde, die von breccienähnlichem Schotter umgeben ist, der einer Grablegung wahrscheinlich unüberwindbare Hindernisse in den Weg gestellt hätte. Möglicherweise liegt darin eine Erklärung für die relativ geringe Zahl der Bestattungen auf der ziemlich großen untersuchten Fläche, die zum Großteil diesen Schotter als Untergrund besitzt. Auch die große Entfernung des Grabes A (600 m) (Abb. 2,1) gibt Anlaß zur Vermutung, daß es sich hier um ein sehr großflächig angelegtes, den natürlichen Bodengegebenheiten angepaßtes Gräberfeld handelt[19]). Andererseits muß aber auch die Möglichkeit berücksichtigt werden, die I. Bona für solche Gräberfelder in Betracht zieht. Er hält Friedhöfe mit vier bis sechs Bestattungen für Gräberfelder von Gutshöfen[20]).

Die Grabschächte waren rechteckig mit mehr oder weniger starken Abrundungen. Die Schachtwände verliefen immer leicht schräg, sodaß die Grabgruben nach unten zu schmäler wurden. Die Größe der Grabgruben an der Humusunterkante war bei den beiden Kindergräbern 3 und 4 erwartungsgemäß kleiner als bei den Erwachsenengräbern. Das Kindergrab 7 erreichte durch seine stark schräg verlaufenden Wände der Schmalseiten in 130 cm Tiefe eine Größe von 190 × 60 cm. Durch seine Abstufung besaß das Kindergrab 8 bis in 200 cm Tiefe eine Grabgrube 170 × 80 cm. Das Kriegergrab 6 und das ärmlich ausgestattete Frauengrab 1 besaßen annähernd gleich große Grabgruben. Das reiche Frauengrab 2 hatte zusammen mit seiner Abstufung die größte Grabgrube 270 × 140 cm.

Die durchschnittliche Tiefe der Gräber betrug 236 cm und übertrifft somit Maria-Ponsee mit 200 cm[21]). Grab A besaß nur 180 cm Tiefe, das Frauengrab 2 dagegen 320 cm.

Verfärbungen von Holzsärgen konnten in vier Gräbern nachgewiesen werden (1, 3, 6 und 7). In drei Fällen handelt es sich um rechteckige Kistensärge, nur bei Grab 6 konnte ein langovales Baumsargunterteil nachgewiesen werden. Holzkisten und Baumsärge sind bei den Langobarden Pannoniens die Regel[22]).

Allgemein waren die Toten in gestreckter Rükkenlage bestattet worden mit dem Kopf im Westen und den Füßen im Osten, mit Abweichungen zwischen 77 und 102° von Süd.

Im Gegensatz zu der fast 100% Plünderung der norddanubischen und der teilweisen der pannonischen Gräberfelder der Langobarden[23]), konnten in Mödling in keinem einzigen Fall weder ein Plünderungsschacht noch eine Dislozierung von Skeletteilen oder Beigaben festgestellt werden.

Beigaben

Die Fibeln

Das Bügelfibelpaar aus Grab 2 (Abb. 5 u. 8/4, 5) läßt sich nach J. Werner[25]) dem Typ Montale-Weimar zuordnen, vor allem, wenn wie bei H. Kühn[26]) noch der Typ Cividale San Giovanni, Grab 32 als verwandt herangezogen wird (Abb. 8/3). Die nächste Parallele des Mödlinger Paares wurde in Tamási, Grab 26 gefunden[27]). Diese Fibel ist fast identisch mit den Mödlinger Exemplaren, lediglich das tierkopfförmige Fußende weist geringe Unterschiede in der Breite der Schnauze auf. Das Fibelpaar Cividale San Giovanni, Grab 32[28]) ist von den publizierten dasjenige, das den Mödlinger Fibeln am nächsten steht.

Abgesehen von der abweichenden Größe und Proportionsgestaltung unterscheidet sich das Mödlinger Paar von diesen durch eine andere Verzierung der Fußplatte. Die Ornamentik der Kopfplatte, die den Fibeln Cividale San Giovanni, Grab 32 und Mödling, Grab 2 gemeinsam ist, besteht aus folgenden Details: an den Schmalseiten der Kopfplatte sind je zwei schlaufenartige Gebilde erkenntlich, die untereinander durch ein weiteres Band verbunden sind. Ein anderes Band verbindet schließlich die beiden Schmalseiten und kreuzt dabei die kürzeren Bänder. Die Schlaufen geben sich als Tierköpfe zu erkennen, wie sich besser an den Fibeln Fuchs-Werner A 59/60[29]) ersehen läßt.

Die Motivik der Fußplatte weist auf ein anderes Fibelpaar aus Cividale, Grab 154 hin (A 37/38, Abb. 8/2). Bügel und Kopfplatte sind jedoch ganz anders gestaltet. An den Längsseiten der Fußplatte lassen sich, ebenfalls symmetrisch angeordnet, je zwei Schlaufen erkennen, die durch zwei sich zweimal überkreuzende Bänder miteinander verbunden sind. Auf Grund des Mödlinger Neufundes kann somit folgende stiltypologische Beziehung hergestellt werden:

Gemeinsamkeiten des Mödlinger Fibelpaares bezüglich Kopfplatte: Cividale, Grab 32 (verwandt Montale); Bügel: Cividale, Grab 32; Fußplatte: Cividale, Grab 154 und Tierkopfende des Fußes: Cividale Grab 32.

Die Aufstellung dieser Beziehungen der einzelnen Ornamentelemente strebt keineswegs Vollständigkeit an, vielmehr soll die enge Beziehung zwischen den pannonischen Fibeln aus Mödling, Grab 2

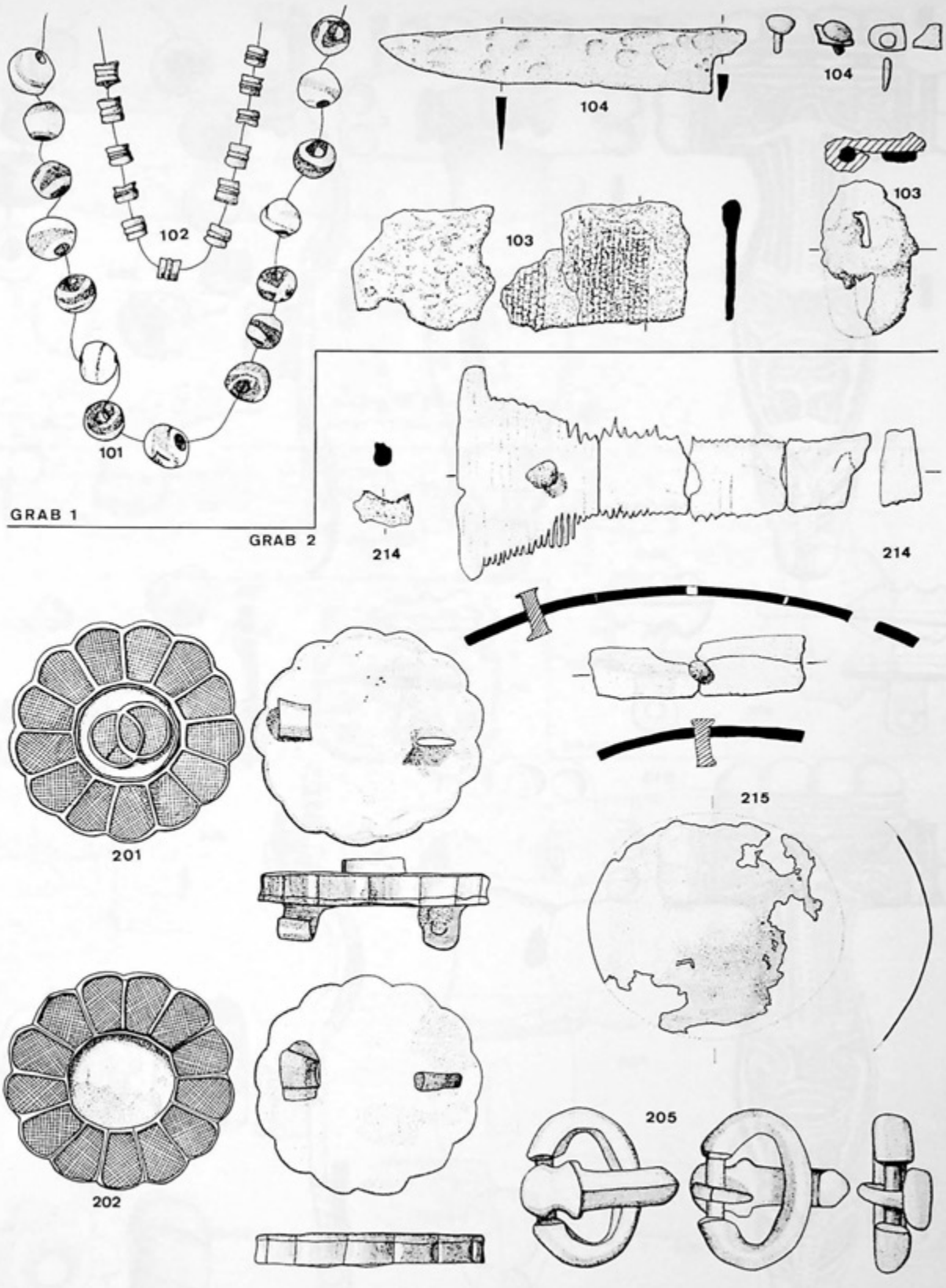


Abb. 4: Mödling, Grab 1 und 2.

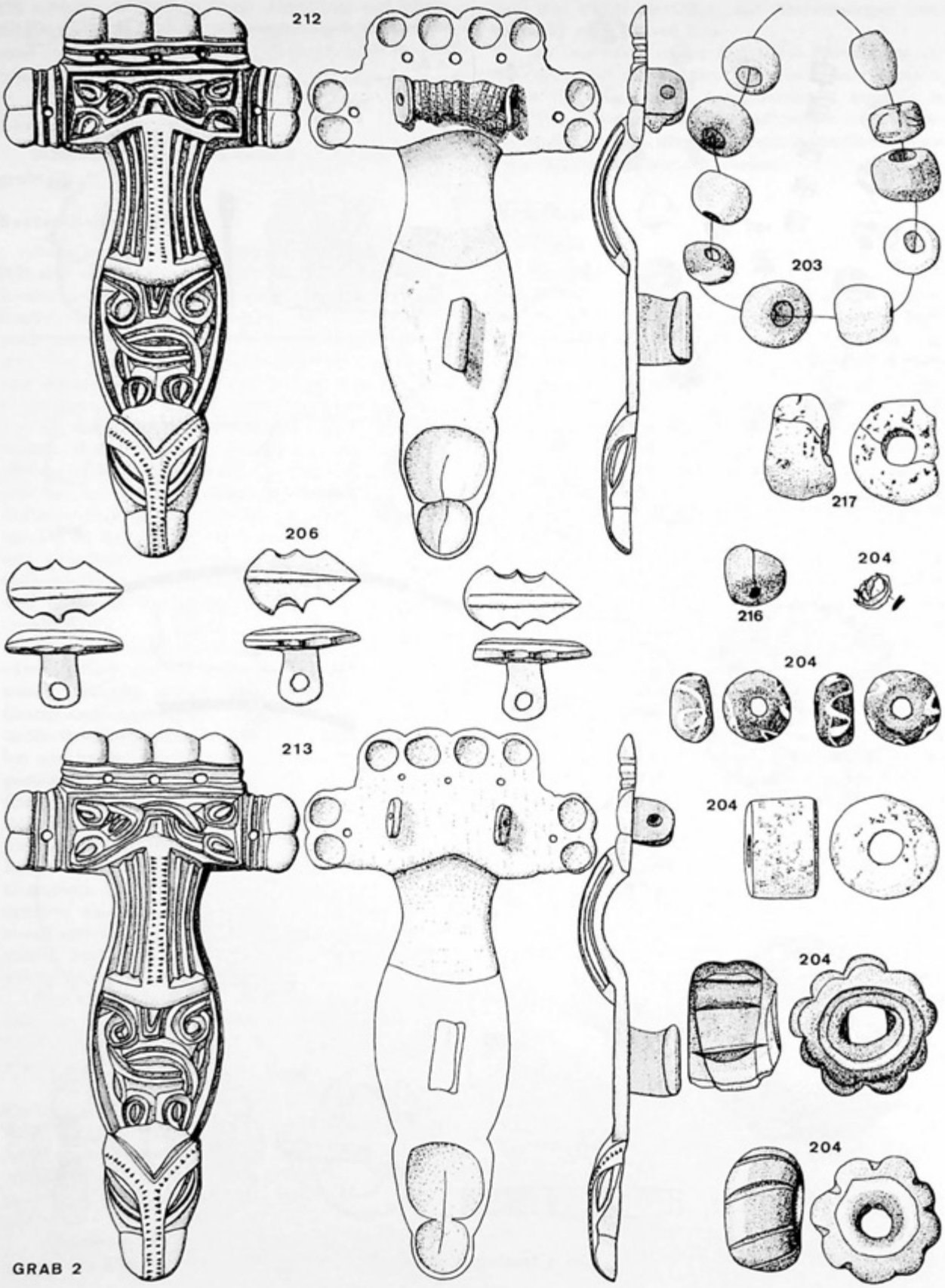


Abb. 5: Mödling, Grab 2.

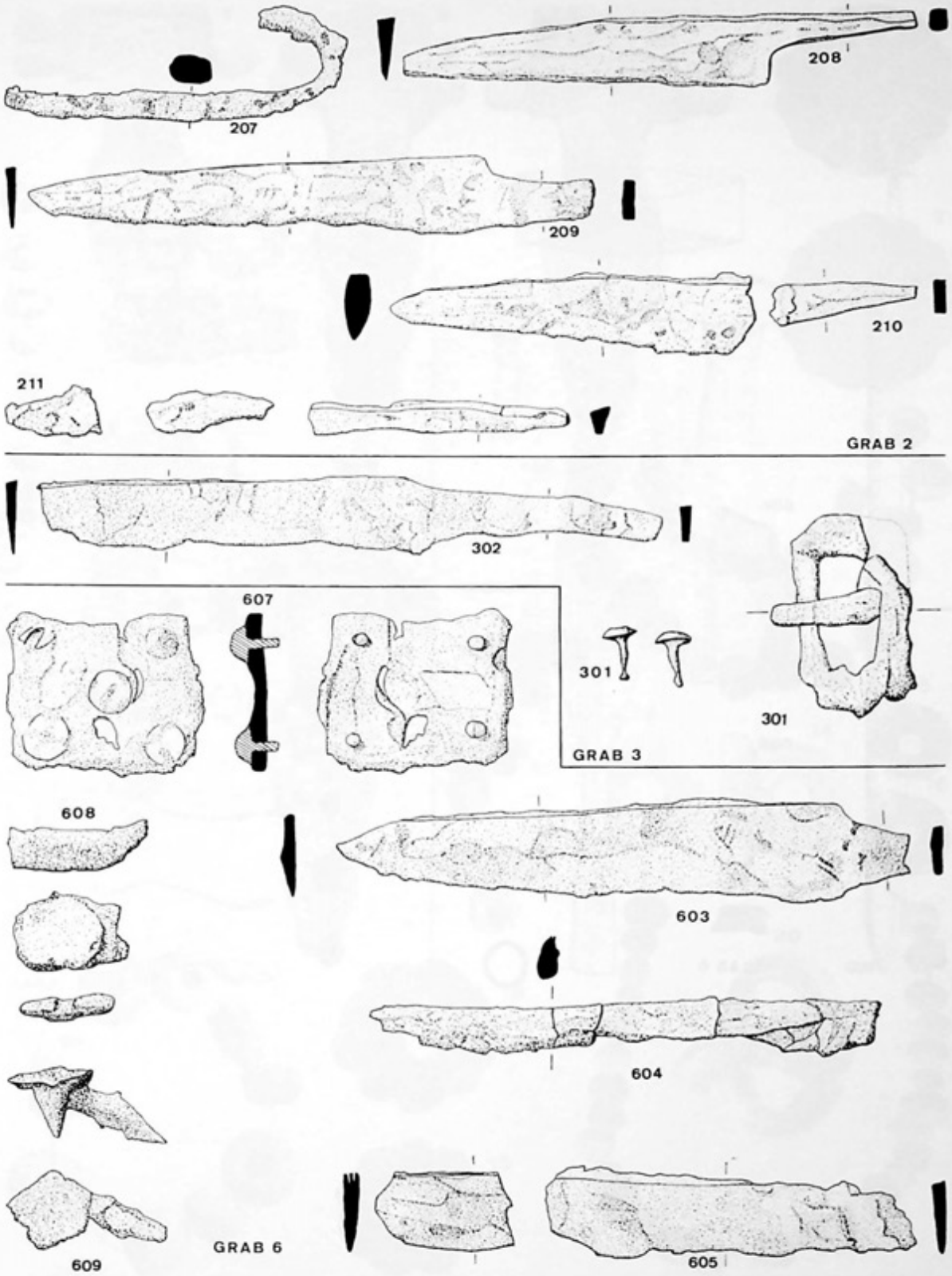


Abb. 6: Mödling, Grab 2, 3 und 6.

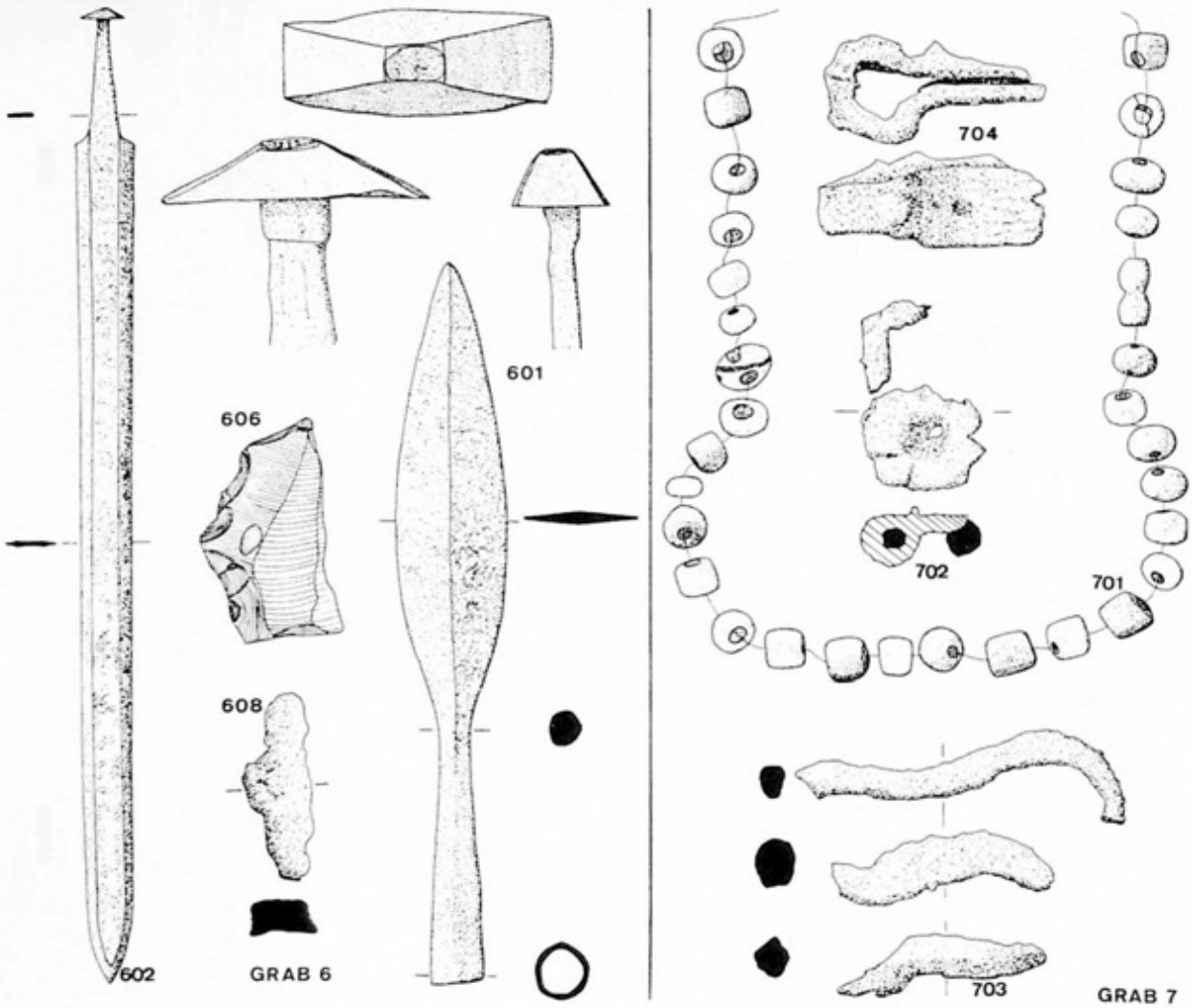


Abb. 7: Mödling, Grab 6 und 7.



Abb. 8: 1 Montale (A 14), 2 Cividale, Grab 154 (A 38), 3 Cividale, Grab 32 (A 46), alle nach FUCHS und WERNER; 4–7 Mödling, Grab 2; 8, 9 Mödling, Grab 1; 10–20 Mödling, Grab 2; 21 Mödling, Grab 7.

und Tamási, Grab 26 und Oberitalien hingewiesen werden.

H. Roth[30]) stellt die Fibeln A 14, A 37 und A 45 in seine Gruppe der Bügelfibeln mit Schlaufenornamentik, die eine Zwischenstellung zwischen Tierstil I und II nach Salin[31]) einnimmt. Der Fund aus Mödling läßt die Vermutung aufkommen, daß die massiert in Oberitalien auftretenden Stilelemente, die auf diesen Fibeln zu sehen sind, bereits in Pannonien entstanden sein mögen, also vor 568 n. Chr.

Setzt man einen totalen Abzug der Langobarden im Jahre 568 voraus und kann ferner wegen der eingehenden Beziehungen zu oberitalienischen Typen eine Datierung der Bestattung kurz vor 568 angenommen werden, so läßt sich das Mödlinger Fibelpaar auf Grund folgender Überlegungen um etwa 550 n. Chr. datieren: Die Fibelträgerin war bei ihrer Bestattung ungefähr 30 Jahre alt und hatte ihre Fibel 10 bis 15 Jahre vorher bekommen, denn das Tragen von Fibeln war mit dem Erreichen des Erwachsenenalters verbunden[32])[33]). Da die Fibeln ganz persönliche Gegenstände waren, die kaum vererbt oder verschenkt, vielmehr immer der Toten ins Grab mitgegeben wurden, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Fibeln immer als Neuanfertigungen in den Besitz der erwachsen gewordenen Mädchen gelangten. Somit kann die Fibel auf 550 bis 555 n. Chr. – spätestens – datiert werden. Bisher jedoch wurden Fibeln des Typs Montale-Weimar auf Grund der italienischen Funde nach 600 angesetzt[34]).

Wegen der beiden pannonischen Funde aus Mödling, Grab 2 und Tamási, Grab 26 muß dieser Typ früher datiert werden, also um die Mitte des 6. Jahrhunderts. Auch die Elemente der Schlaufenornamentik müssen somit vor 568 entstanden sein[35]). H. Roth[36]) sieht die Schlaufenornamentik weniger als Übergang zu Tierstil II, vielmehr als eine Degenerationserscheinung von Tierstil I an. Tierstil II, nach der erweiterten Salinschen Definition, entstand erst in Italien durch Wiederaufleben spätantiker Traditionen, vor allem durch Verwendung des Flechtbandornamentes.

Der Typ der Scheibenfibeln aus Grab 2 (Abb. 4 u. 8/6, 7) wird von I. Bóna[37]) nicht als ein langobardisches Produkt angesehen, sondern als merowingischer Import, der vor allem nur in den Gräbern der pannonischen Phase auftritt. Zu dem Mödlinger Exemplar konnte, was die beiden einander schneidenden Kreise im Zentralfeld anlangt, keine Analogie gefunden werden, auch nicht im unpublizierten Material Ungarns. Die Herstellungstechnik von LG 201 dürfte ähnlich der der Fibeln aus Szentendre, Grab 29 bzw. Kajdac, Grab 2 sein[38]). Die primitivere Machart der Fibel LG 202 läßt die Vermutung zu, daß es sich dabei um eine Imitation des merowingischen Originals handelt. Ebensolche einfachere Fibeln, die möglicherweise von Langobarden hergestellt wurden, dürften jene von Baumgarten an der March, Nikitsch und Hegykö sein[39]).

Auf Grund des Grabungsbefundes kann die bisher angenommene Tragweise der vier Fibeln bestätigt werden[40]). Die beiden Scheibenfibeln hielten – eine im Halsbereich, die andere im Brustbereich – das Oberkleid zusammen. Die Lage der Fibeln im Grab mit der Schauseite nach unten kann mit einem Kippen von der Wirbelsäule erklärt werden. Die Bügelfibeln waren an einem Band befestigt, das vom Gürtel bis in den Kniebereich gereicht haben dürfte. In Abweichung zu sonst üblichen Befunden waren die Fibeln, mit ihren Füßen zueinander orientiert, untereinander auf dem Band befestigt. Ebenfalls zu diesem Band gehörten die Bronzekalotte LG 215, die Bernsteinperle LG 216 sowie die große pastose Perle LG 217.

Die Gürtelschnalle LG 205 (Abb. 4 u. 8/20)

Schilddornschnallen dieser Form lassen sich bereits in der norddanubischen und auch noch in der pannonischen Phase recht häufig feststellen, z. B. Rohrendorf, Grab 11[41]), Nikitsch, Grab 20, 27 und 29[42]).

Die Gürtelhaften LG 206 (Abb. 5 u. 8/10–12)

Die im Männergrab von Vörs[42a]) gefundenen beiden schildförmigen Gürtelbeschläge sind die einzigen pannonischen Funktionsparallelen zu den drei Stücken aus Mödling, die ein geläufiger Typ in merowingischen Gräbern sind[43]). Auch von der Form her ähnliche Stücke treten häufig in Spanien bei den Westgoten auf[44]). Die Anordnung der Gürtelhaften in Form eines gleichschenkeligen Dreiecks läßt auf eine Funktion schließen, wie sie bei der Gürtelschnalle von Grab 20 in Nikitsch durch den dreieckigen Metallrahmen erfüllt wird. Sie dienten somit zur Befestigung des zurückgeschlagenen Riemens hinter der Schnalle[45]).

Die Perlen

Eine Sonderstellung nehmen die feuervergoldeten Bronzeperlen aus Grab 1 (Abb. 4/102 u. 8/8) ein, die in langobardischen Gräberfeldern keine Parallelen finden. Möglicherweise handelt es sich um Teile von Fibelknöpfen, wie sie bei Fibeln z. B. vom Typ Varpalota/Kapolnásnyek/Pallersdorf[46]) nach J. Werner auftreten.

Auch in Mödling läßt sich die von Beninger angesprochene Tendenz der Langobarden erkennen[47]), in der pannonischen Phase nurmehr eine geringe Zahl von Bernsteinperlen an den Halsketten zu tragen – nur an dem Fibelband von Grab 2 befand sich eine solche – und eine große Zahl von Glaspasteperlen der verschiedensten Formen und Farben zu verwenden.

Der Kamm

Relativ selten werden in Gräbern der langobardisch-pannonischen Phase zweireihige Dreilagenkämme gefunden. Das Exemplar aus Grab 2 (Abb. 4) findet im süddanubischen Siedlungsgebiet der Langobarden in Österreich Analogien in Schwechat, Grab 16[48]) bzw. Grab 35 mit spärlichen Resten eines Kammes mit Eisennieten[49]), in Oberbierbaum, Grab 81[50]) sowie Hauskirchen, Grab 1[51]). I. Bóna[52]) stellt dem westgermanischen einreihigen Kammtypus den zweireihigen Kamm aus Bezenye, Grab 53 gegenüber und hält ihn für ein von den Gepiden übernommenes Stück. Andererseits weisen die zweireihigen Kämme nach Thüringen[53]) und werden als altes Importgut eines zweiten langobardischen Schubes nach Pannonien angesehen[54]). Überraschenderweise läßt sich auch in Cividale San Giovanni, Grab 12[55]) das Fragment eines zweireihigen Kammes feststellen, obwohl sonst in Oberitalien einreihige Kämme dominieren.

Die Waffen

Schildbuckel, Schwert und Lanze aus Grab A (Abb. 10) in Mödling stellen die geläufige Bewaffnung eines langobardischen Freien (arimanni = Heermänner) dar[56]). Oft jedoch fehlen – auch in unberaubten Gräbern – Teile dieser Ausrüstung, weshalb an eine gewisse Sonderstellung der komplett ausgestatteten Gräber gedacht werden darf[57]).

Die Spathen

Aus Ungarn ist nur ein Stück bekannt, das ähnlich wie A 01 (Abb. 10a) abgeschrägte Schultern besitzt, nämlich aus Grab 25 in Varpalota[58]). Das Schwert LG 602 (Abb. 7 u. 9) mit seinem pyramidenförmigen Knauf hat in Ungarn Parallelen aus Pilisvörösvar[59]), Kajdacs, Grab 31, Szentendre, Grab 44[60]), ferner in Krainburg, Grab 6[61]) und stellt in Italien die geläufige Form dar, wie in Testona[62]) sowie in den Gräbern 42, 47 und 111 von Nocera Umbra[63]). Auf letzteren läßt sich ebenso wie auf der Mödlinger Spatha die breite Blutrinne erkennen. Diese Schwertform dürfte erst in der Spätphase der langobardischen Besiedlung in Pannonien entstanden und von dort nach Italien mitgenommen worden sein.

Die Lanzen

Die Lanze von Grab A (Abb. 10b) mit ihrem im Tüllenbereich abgerundeten, im Spitzenbereich spitzovalen Blatt läßt sich wohl am ehesten der Gruppe 3 nach Bóna[64]) zuordnen. Die Lanze LG 601 (Abb. 7 u. 9) besitzt Parallelen in Várpalota (Streufund) und Bezenye, Grab 4. Im Verband mit dem gleichen Spathentyp tritt eine Analogie in den oben angeführten Gräbern in Krainburg, Kajdacs und Szentendre auf.



Abb. 9: Mödling, Grab 6.

Der Schildbuckel

Der Schildbuckel aus Grab A (Abb. 10) stellt die geläufige Form der norddanubischen und pannonischen Phasen dar.

Zusammenfassung

Das Gräberfeld in Mödling-Leinerinnen läßt sich auf Grund der gefundenen Beigaben dem Ethnikum

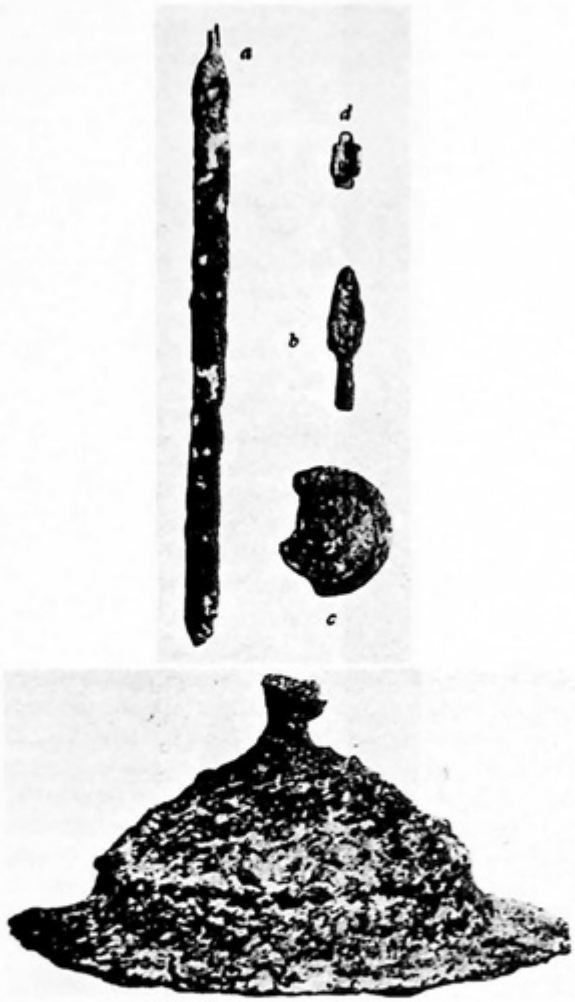


Abb. 10: Mödling, Grab A, nach Münsterberg.

der Langobarden zuordnen und zwar einer relativ unvermischten Facies, wie sie in Gräberfeldern vom Typ Szentendre und Várpalota bestattet wurden[65]). Die engen Beziehungen des Fundmaterials zu Oberitalien – Bügelfibeln aus Grab 2, Spatha und Lanze aus Grab 6 – sowie andererseits das Auftreten einer relativ alten Kammform – in Grab 2 – machen wahrscheinlich, daß es sich hier um einen Friedhof handelt, der sein Entstehen der zweiten Einwanderungswelle nach Pannonien verdankt und den kleineren Gräberfeldern vom Typ Várpalota zugehörig ist. Somit läßt sich das langobardische Gräberfeld von Mödling in das zweite Drittel des sechsten Jahrhunderts zeitlich einordnen. Die Belegung dieses wahrscheinlich zu einem Gutshof gehörigen Friedhofes dürfte mit dem Jahre 568, dem geschichtlichen Datum des Langobardenzuges nach Oberitalien, aufhören.

Anhang

Der Faserrest, der in einer Perle der vergoldeten Bronzeperlenkette von Grab I vorgefunden wurde, konnte einer genauen Untersuchung unterworfen werden. Fräulein Ursula Manhart sowie Renate Weiss sei an dieser Stelle für Anfertigung eines Prüfprotokolls sehr herzlich gedankt.

Die Faser wurde unter verschiedenen Bedingungen mikroskopisch untersucht:

1. in Wasser: Zellkanal fein und scharf abgesetzt, typische Quer- und Schrägrisse sowie knotige Anschwellungen. Zellenden und Haarenden sind vorwiegend scharf und spitz, Begrenzungsflächen sind geradlinig, Begrenzungsflächen des Lumens sind kreisrund.
2. in Chlorzinkjod: Die Faser verfärbt sich violett.
3. in Kupferoxidammoniak: Rasche Quellung und Lösung, im Inneren gewellter Plasmafaden.

Prüfergebnis ergibt eindeutig Flachs (linum sp.)[66]).

Anmerkungen

[1]) P. Stadler, FÖ 13, 1974, 23 ff.

[2]) E. Lenneis, FÖ 13, 1974, 25 f.

[3]) Dem Bauherren, Architekt Dipl.-Ing. Erwin Weiss, der Gemeinde Mödling und dem Bezirksmuseumsverein Mödling, insbesondere dem Obmann Akad. Maler Prof. Karl Matzner sei an dieser Stelle für die Ermöglichung einer systematischen Untersuchung recht herzlich gedankt.

[4]) P. Stadler, FÖ 16, 1977, 313 u. 459 f.

[5]) L. Franz, A. Neumann, Lexikon ur- und frühgeschichtlichen Fundstätten Österreichs, Wien 1965, 98.

[6]) G. Mossler, Zwei neue Fundorte frühgeschichtlicher Gräber in Niederösterreich. Österr. Ztschr. f. Kunst und Denkmalpflege 12, 1958, 108 ff.

[7]) K. Matzner, H. Schwammenhöfer, FÖ 1969 bis 1974, 1977.

[8]) R. Münsterberg, Römergrab in Mödling. Jahrb. f. Altertumskunde 1908, 41.

[9]) E. Beninger, Wie die Ostmark deutscher Volksboden wurde. Germanen-Erbe 3, 1938, 137, untere Abbildung.

[10]) Frau cand. phil. Eva Weinzinger möchte ich für die zur Verfügungstellung des Protokolls sehr herzlich danken.

[11]) E. Beninger dürfte die Abbildung vom Bezirksmuseumsverein Mödling erhalten haben, die wesentlich später als die Abbildung bei Münsterberg angefertigt worden sein muß. Die Spatha ist auf diesem Photo in zwei Teile zerbrochen, dem Schildbuckel fehlt der Knopf. Der abgebildete Topf, dessen Zugehörigkeit zu dem langobardischen Grab oben widerlegt wurde, dürfte aus dem wahrscheinlich awarenzeitlichen Grab stammen, das im Jahre 1912 an der Goldenen Stiege zerstört worden ist und eine „kleine Urne", ein eisernes Messer und einen eisernen Ring enthielt. Ange-

führt bei R. EDER, Von Gestern und Ehegestern. Gesammelte Aufsätze aus Mödlings Vergangenheit und Gegenwart, Mödling 1919, 17, mit Anmerkung.

[12]) Skelettachse: Verbindungslinie Schädel über Wirbelsäule bis zu den Fußknochen.

[13]) Grabachse: Verbindungslinie der Schmalseitenmittelpunkte der Grabgrube über der Sohle.

[14]) Die Beschreibung und Messung erfolgt auf Grund der Publikation von R. MÜNSTERBERG, s. Anm. 8.

[15]) s. Anhang.

[16]) B. SALIN, Die altgermanische Thierornamentik, Stockholm 1904.

[17]) Publikation des Autors in Vorbereitung.

[18]) Luftbild des Bundesamtes für Eich- u. Vermessungswesen, Bundesstr. 17, Nr. 67, Streif. 4/1636, Flughöhe 3180 m, 28. Mai 1967, Ausschnitt.

[19]) Ein derartiger Befund konnte bisher weder in Ungarn noch in einem anderen österreichischen Gräberfeld der Langobarden beobachtet werden.

[20]) I. BÓNA, Die pannonischen Grundlagen der langobardischen Kultur im Licht der neuesten Forschungen. Problemi de la civiltà e dell' economia Longobarda, Milano 1964, 91.

[21]) H. ADLER, Das langobardische Gräberfeld von Aspersdorf. FÖ 16, 1977, 14.

[22]) I. BÓNA, Neue Beiträge zur archäologischen Geschichte der Langobarden in Pannonien. Aus Ur- und Frühgeschichte, Berlin 1964, 106; ferner: K. SÁGI, Das langobardische Gräberfeld von Vörs. Acta Arch. Hung. 16, 1964, 395 f.

[23]) H. ADLER, Zur Ausplünderung langobardischer Gräberfelder in Österreich. MAG 100, 1970, 138–147.

[24]) S. Anm. 21, 14.

[25]) J. WERNER, Die Langobarden in Pannonien, München 1962, 169 f.

[26]) H. KÜHN, Die germanischen Bügelfibeln der Völkerwanderungszeit in Süddeutschland, Bd. 2, Graz 1974, 1130.

[27]) Unpubliziert; für die Erlaubnis, Einsicht in unpubliziertes Material zu nehmen, sei I. BÓNA an dieser Stelle herzlich gedankt.

[28]) S. FUCHS, La suppellettile rinvenuta nelle tombe della necropoli di San Giovanni a Cividale. Mem. stor. forogiulesi 39, 1943, Tav. II.

[29]) Für die behandelten Fibeln wurden die Bezeichnungen nach FUCHS–WERNER übernommen:
S. FUCHS, J. WERNER, Die langobardischen Fibeln aus Italien, Berlin 1950, Tafel 12, stellt Reproduktionen von den Fibeln A 14, A 37 und A 45 dar.

[30]) H. ROTH, Die Ornamentik der Langobarden in Italien. Antiquitas, Reihe 3, 15, 1973, 52 ff.

[31]) s. Anm. 16.

[32]) A. KISS, Das langobardische Gräberfeld von Mohács. Janus Pannonius Múzeum Evkönyve 1964, 122.

[33]) Demnach müßte die in Grab 1 ohne Fibeln Bestattete – nach der anthropologischen Bestimmung ca. zwanzigjährig – als noch nicht erwachsen angesprochen werden bzw. wären nicht alle Frauen mit Fibeln ausgestattet worden.

[34]) s. Anm. 26, 1125.

[35]) H. ROTH läßt die Schlaufenornamentik erst nach 568 beginnen: H. ROTH, L'oreficeria longobarda in rapporto con l'arte decorativa dell'epoca. Katalog d. Ausstellung I Longobardi e la Lombardia, Milano 1978.

[36]) s. Anm. 30, 71.

[37]) I. BÓNA, Die Langobarden in Ungarn. Die Gräberfelder von Várpalota und Bezenye. Acta Arch. Hung. 7, 1956, 212.

[38]) I. BÓNA, Der Anbruch des Mittelalters. Gepiden und Langobarden im Karpatenbecken, Budapest 1976.

[39]) s. Anm. 25, 74.

[40]) s. Anm. 37, 41.

[41]) F. HAMPL, Die langobardischen Gräberfelder von Rohrendorf und Erpersdorf. ArchA. 37, 1965, Taf. 2.

[42]) E. BENINGER, H. MITSCHA-MÄRHEIM, Das langobardische Gräberfeld von Nikitsch, Burgenland, Eisenstadt 1970.

[42a]) K. SÁGI, s. Anm. 22.

[43]) K. BÖHNER, Fränkische Altertümer des Trierer Landes, Text, 1958.

[44]) H. ZEISS, Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich. German. Denkmäler d. Völkerwanderungszeit 2, 1934.

[45]) s. Anm. 42.

[46]) s. Anm. 25, 39.

[47]) E. BENINGER, Die Langobarden an March und Donau. In: H. REINERTH, Vorgeschichte der deutschen Stämme 2, Leipzig 1940, 855.

[48]) A. SERACIN, Das langobardische Reihengräberfeld von Schwechat bei Wien. Mannus 28, 1936, 521 ff.

[49]) H. ADLER, Unpubliziert.

[50]) H. ADLER, FÖ 9, 1966/70, 148.

[51]) H. ADLER, FÖ 9, 1966/70, 87.

[52]) s. Anm. 37, 213.

[53]) B. SCHMIDT, Die späte Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland. Veröff. d. Landesmus. f. Vorgesch. Halle 18, 1961, 144.

[54]) H. ADLER, mündliche Mitteilung.

[55]) s. Anm. 28.

[56]) s. Anm. 38, 76.

[57]) s. Anm. 25, 80.

[58]) s. Anm. 37, 203.

[59]) s. Anm. 37, 194.

[60]) I. BÓNA, Langobarden in Ungarn. Arh. Vest. 21–23, 1970–1971, Abb. 4 u. 6.

[61]) W. ŠMID, Die Reihengräber von Krainburg. Jahrb. f. Altertumskunde 1907, Fig. 9.

[62]) CALANDRA, Di una necropoli barbarica scoperta a Testona. Atti della società di archeologia e belle arti 4, 1883.

[63]) A. PASQUI, R. PARIBENI, Necropoli barbarica di Nocera Umbra. Mon. Ant. dei Lincei 25, 1919, 237 ff.

[64]) s. Anm. 37, 205.

[64]) s. Anm. 25, 80.

[65]) s. Anm. 20, 88 ff.

[66]) M. FÜZES, Die Pflanzenfunde des langobardischen Gräberfeldes von Vörs. Acta Arch. Hung. 16, 1964, 421 ff. FÜZES konnte in mehreren Fällen Gewebereste als von linum sp. stammend identifizieren.

Anthropologischer Befund des langobardischen Gräberfeldes von Mödling, Niederösterreich

Von Maria Teschler-Nicola, Wien

I. Einleitung

Im Sommer 1977 wurde mit der Errichtung einer Wohnanlage auf der Parzelle Nr. 1348/2 der Gemeinde Mödling, Niederösterreich begonnen. Da in diesem Gebiet bereits vor Jahren eine linearkeramische Siedlung geborgen werden konnte, wurde im Einvernehmen mit der Baufirma eine planmäßige Untersuchung der Fundstelle unter der Leitung von Dipl.-Ing. P. Stadler[1]) vorgenommen. Dabei kamen insgesamt 9 Gräber zutage. Eines dieser Gräber (Nr. 9), das eine Doppelbestattung zweier erwachsener Individuen in rechtsseitiger Hockerlage barg, konnte als neolithisch bestimmt werden. Mit Ausnahme des nicht datierbaren Grabes 5 wurden die übrigen kulturgeschichtlich als langobardisch bezeichneten Gräber in das 2. Drittel des 6. Jahrhunderts gestellt.

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sind die z. T. sehr gut erhaltenen Skelettreste (Abb. 1 u. 2) der langobardischen Gräber 1, 2, 3, 6 und 7 (2 adulte weibliche, 1 adultes männliches und 2 kindliche Skelette). Die Gräber 4 und 8 wurden ohne Skelette vorgefunden.

Die Bestatteten lagen annähernd W–O orientiert in gestreckter Rückenlage mit entweder seitlich dem Körper anliegenden gestreckten oder leicht über dem Becken abgewinkelten Unterarmen. Verfärbungen von Holzsärgen ließen sich in den Gräbern 1, 3, 6 und 7 nachweisen.

Präparation der Funde: Institut für Humanbiologie.

Aufbewahrung: Bezirksmuseum Mödling.

II. Methodik

Die metrisch-morphologische Untersuchung der Skelette wurde nach den Richtlinien von R. Martin[2]) und Th. Mollison[3]) vorgenommen. Die Bestimmung der Körperhöhe erfolgte anhand der Tabellen von E. Breitinger[4]) und H. Bach[5]). Das Lebensalter der Skelette wurde nach der Methode von J. Nemeskéri, L. Harsányi und G. Acsádi[6]) geschätzt. Die Messungen am postcranialen Skelett wurden, einer Untersuchung J. Jungwirths[7]) über langobardische Skelette aus Poysdorf folgend, vorgenommen.



Abb. 1: Mödling, langobardische Bestattungen, links: Grab 7 und Grab 3, rechts: Grab 1.

III. Erhaltungszustand, Sterbealter- und Geschlechtsbestimmung

Grab 1

weiblich, an der Grenze juvenil – adult (ca. 20 Jahre)

Erhaltung: Komplettes Cranium; das übrige Körperskelett ist mit z. T. beschädigten Wirbeln, Claviculae, Scapulae, Sternum- und Rippenfragmenten, Ossa coxae so-

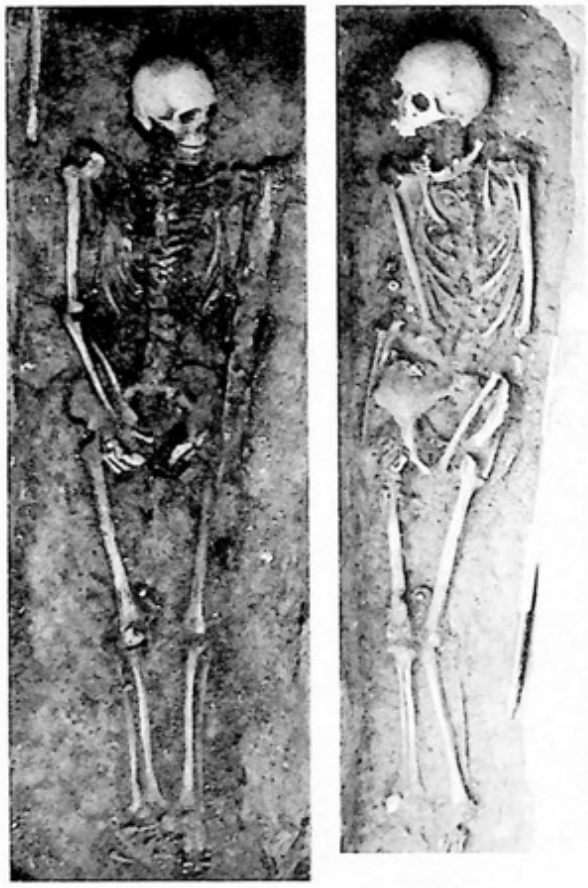


Abb. 2: Mödling, langobardische Bestattungen, links: Grab 6, rechts: Grab 2.

wie samtlichen Extremitätenknochen, Hand- und Fußwurzelknochen fast vollständig erhalten.

Sterbealter: Infolge der ekto- und endocranial offenen Hirnschädelnähte, der geringfügigen Abrasion der Molaren und offenen Apophysenfugen der Ossa coxae kann ein Sterbealter von etwa 20 Jahren angenommen werden.

Geschlecht: Alle diagnostisch bedeutsamen Merkmale sowohl am Schädel als auch am übrigen Körperskelett sind eindeutig weiblich ausgeprägt.

Grab 2

weiblich, adult (ca. 30 Jahre)

Erhaltung: Gehirnschädel mit beschädigter Basis, Teile des Os sphenoidale, Os parietale beschädigt; vom Gesichtsschädel fehlen der rechte Proc. zygomaticus, Abschnitte der Maxilla unterhalb der rechten Orbita und Proc. alveolares im Prämolaren und Molarenbereich; Mandibula mit kompletter Bezahnung erhalten; vom übrigen Körperskelett sind alle Wirbel, Knochen des Becken- und Schultergürtels sowie sämtliche Extremitätenknochen, Hand- und Fußwurzelknochen vorhanden.

Sterbealter: Aufgrund der offenen Hirnschädelnähte, der geringfügigen Abrasion der Molaren sowie der geschlossenen Epiphysenfugen der langen Röhrenknochen kann das Sterbealter von S 2 mit annähernd 30 Jahren angegeben werden.

Geschlecht: Alle diagnostischen Merkmale am Schädel und übrigen Körperskelett sind eindeutig weiblich ausgeprägt.

Grab 3

Infans I (ca. 2–2,5 Jahre)

Erhaltung: Gehirn- und Gesichtsschädel sehr schlecht erhalten; vom übrigen Körperskelett sind kleinste Wirbel- und Rippenfragmente, Claviculae, Knochenkerne der Ossa coxae, rechtes Femur, Tibiae, Humeri, Ulnae sowie der rechte Radius z. T. stark beschädigt vorhanden.

Sterbealter: Der Mineralisationsgrad einzelner Milchzähne läßt auf ein Sterbealter von etwa 2–2,5 Jahre schließen.

Geschlecht: Eine Geschlechtsbestimmung kann aufgrund des kindlichen Alters nicht vorgenommen werden.

Grab 6

männlich, adult (ca. 30 Jahre)

Erhaltung: Sehr gut erhaltenes, postmortal leicht deformiertes Cranium; vom übrigen Körperskelett sind sämtliche Wirbel, Scapulae und Claviculae, Rippenfragmente, alle Langknochen der oberen und unteren Extremität sowie Hand- und Fußwurzelknochen z. T. beschädigt vorhanden.

Sterbealter: Der Obliterationsgrad der Hirnschädelnähte (alle Nähte ektocranial noch offen, Sut. sagittalis innen im Bereich der Pars obelica leicht verstrichen), die mäßige Abrasion der Molaren sowie der Verknöcherungszustand der Epiphysenfugen der langen Röhrenknochen lassen auf ein Sterbealter von etwa 30 Jahren schließen.

Geschlecht: Alle diagnostischen Merkmale sowohl am Schädel als auch am übrigen Körperskelett sind eindeutig männlich ausgeprägt.

Grab 7

Infans I (ca. 4–5 Jahre)

Erhaltung: Fragmentarisch erhaltener Gehirn- und Gesichtsschädel; vom übrigen Körperskelett sind einige Wirbelkörper und -fortsätze, Rippenfragmente, rechte Scapula, Diaphysenbruchstücke sämtlicher Langknochen der oberen und unteren Extremität sowie einige Mittelhand- und Mittelfußknochen vorhanden.

Sterbealter: Der Mineralisationsgrad einzelner Milch- und Dauerzähne läßt auf ein Sterbealter von ungefähr 4–5 Jahren schließen.

Geschlecht: Eine Geschlechtsbestimmung kann infolge des kindlichen Alters nicht vorgenommen werden.

Tab. 1:
Maße des Gehirnschädels in mm von 5 langobardischen Skeletten aus Mödling, Niederösterreich

Nr. nach Martin	Maße	GRAB 1 frühadult ca. 20 Jahre weiblich	GRAB 2 adult ca. 30 Jahre weiblich	GRAB 3 Infans I ca. 2–2,5 Jahre	GRAB 6 adult ca. 30 Jahre männlich	GRAB 7 Infans I ca. 4–5 Jahre
1	Größte Hirnschädellänge (g-op)	179	171	148	180	(169)
2	Glabella-Inionlänge (g–i)	174	(167)	—	178	—
3	Glabella-Lamdalänge (g–l)	176	166	148	180	—
5	Schädelbasislänge (n–ba)	96	96	—	(103)	—
8	Größte Hirnschädelbreite (eu–eu)	146	133	—	149	(122)
9	Kleinste Stirnbreite (ft–ft)	98	94	—	97	—
10	Größte Stirnbreite (co–co)	120	114	(108)	120	—
11	Biauricularbreite (au–au)	129	124	—	131	—
12	Größte Hinterhauptbreite (ast–ast)	112	111	—	114	—
13	Mastoidalbreite (ms–ms)	—	101	—	106	—
13(1)	Größte Mastoidalbreite	128	121	—	128	—
17	Basion-Bregmahöhe (ba–b)	138	127	—	145	—
20	Ohr-Bregmahöhe (po–b)	119	110	—	115	—
7	Länge d. Foramen magnum (ba–o)	32	37	—	37	—
16	Breite d. Foramen magnum	27	32	—	30	—
23	Horizontaler Schädelumfang	519	492	—	525	—
24	Transversalbogen (po–po)	318	290	—	323	—
25	Mediansagittalbogen (n–o)	381	343	—	379	—
26	Frontalbogen (n–b)	122	114	—	127	—
27	Parietalbogen (b–l)	141	(120)	—	134	—
28	Occipitalbogen (l–o)	118	(106)	—	116	—
28(1)	Oberschuppenbogen (l–i)	57	(57)	—	69	—
29	Frontalsehne (n–b)	108	100	—	115	—
30	Parietalsehne (b–l)	125	(108)	—	116	—
31	Occipitalsehne (l–o)	102	(90)	—	99	—
31(1)	Oberschuppensehne d. Os Occipitale (l–i)	54	(54)	—	67	—
31(2)	Unterschuppensehne d. Os Occipitale (i–o)	59	(49)	—	45	—

IV. Metrisch-morphologischer Befund

S 1: Schädel (Abb. 3/2 u. Abb. 4 oben)

Oberansicht:

In der Norma verticalis zeigt der Schädel annähernd eine ovoide Umrißform mit mittelbreiter, kaum profilierter Stirn. Mit einem Längen-Breiten-Index von 81,6 und einem transversalen Frontoparietal-Index von 67,1 ist der Schädel brachykran und metriometop. Die seitliche Begrenzung des Stirn-Schläfenabschnittes ist fast gerade, die Tubera parietalia sind kaum betont. Das gleichmäßig, fast halbkreisförmig gerundete Hinterhaupt zeigt eine leichte Abflachung.

Seitenansicht:

In der Norma lateralis ist der Schädel mit einem Längen-Ohrhöhen-Index von 66,5 hypsikran. Der Hirnschädel ist in der Mediansagittalkurve durch ein wenig eingezogenes Nasion, eine fast unbetonte Glabella, eine steile und relativ hohe Stirn und durch einen langen und leicht ansteigenden Scheitel mit einem hinter dem Bregma liegenden Vertex charakterisiert. Das Hinterhaupt ist im Parietalbereich leicht abgeflacht, der Hinterhauptspol liegt knapp unterhalb des Lambdas. Das Planum nuchale ist relativ lang und gerade. Mit einem Ganzprofilwinkel von 85° ist das Gesicht in der vertikalen Profilierung als orthognath, knapp an der Grenze zu mesognath liegend zu bezeichnen. Das Kinn ist mittelhoch und wenig prominent, die Unterkieferäste sind mittelhoch und sehr breit.

Vorderansicht:

Mit einem Gesichts-Index von 87,8 und einem Obergesichts-Index von 52,7 ist der Schädel mesoprosop und mesen. Der Jugofrontal-Index beträgt 74,8. Der Gesichtsschädel ist in der Horizontalebene gut profiliert. Die fast quadratischen, etwas abgerundeten Augenhöhlen sind mit einem Orbital-Index von 82,0 mesokonch. Die Nase ist hoch und schmal ausgebildet, der Nasal-Index beträgt 45,1 (leptorrhin). Der Maxilloalveolar-Index ist mit 124,5 brachyuranisch, der Gaumen-Index mit 97,8 brachystaphylin. Der Breiten-Index des relativ kräftigen Unterkiefers beträgt 78,3.

Hinteransicht:

Die Schädelumrißform in der Norma occipitalis ist eine annähernd bombenförmige, die Tubera parietalia sind fast unbetont. Hinsichtlich des Breiten-Ohrhöhen-Index, der 81,5 beträgt, kann der Schädel als metriokran bezeichnet werden.

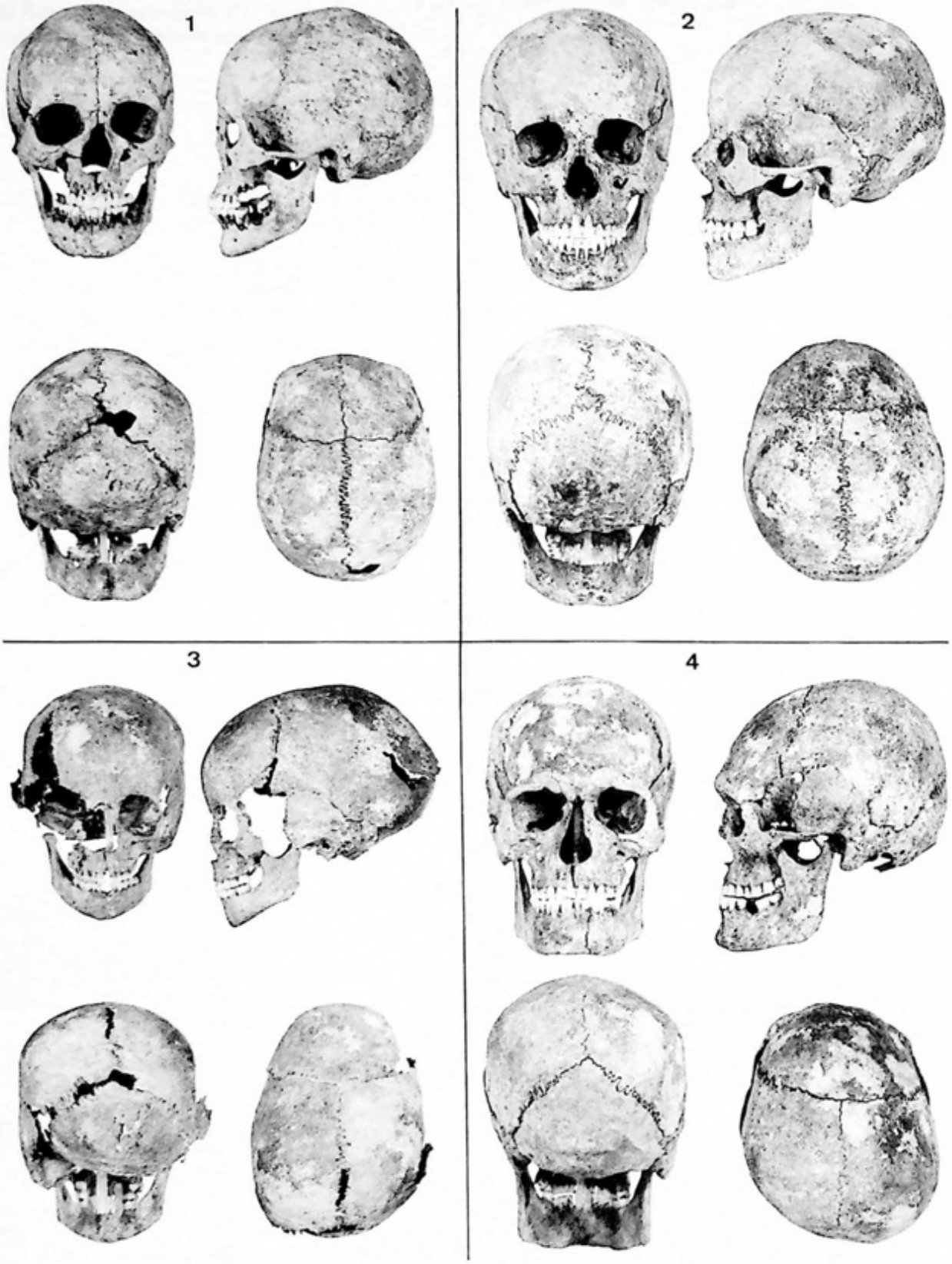


Abb. 3: Mödling, Schädel der langobardischen Bestattungen: 1 Grab 2, adult, weiblich; 2 Grab 1, juvenil-adult, weiblich; 3 Grab 7, Infans I; 4 Grab 6, adult, männlich. Maßstab etwa 1 : 4,2

Tab. 2:
Maße des Gesichtsschädels in mm und Winkel von 5 langobardischen Skeletten aus Mödling, Niederösterreich

Nr. nach Martin	Maße	GRAB 1 frühadult ca. 20 Jahre weiblich	GRAB 2 adult ca. 30 Jahre weiblich	GRAB 3 Infans I ca. 2–2,5 Jahre	GRAB 6 adult ca. 30 Jahre männlich	GRAB 7 Infans I ca. 4–5 Jahre
40	Gesichtslänge (pr–ba)	94	92	—	89	—
42	Untere Gesichtslänge (gn–ba)	106	105	—	111	—
43	Obergesichtsbreite (fmt–fmt)	102	102	—	109	—
44	Biorbitalbreite (ek–ek)	93	93	—	102	—
50	Interorbitalbreite (mf–mf)	19	21	—	—	—
45	Jochbogenbreite (zy–zy)	131	(128)	—	138	—
46	Mittelgesichtsbreite (zm–zm)	98	82	—	102	
47	Gesichtshöhe (n–gn)	115	113	—	116	86
48	Obergesichtshöhe (n–pr)	69	(66)	—	67	(53)
51	Orbitalbreite (mf–ek)	39	38	—	42	33
52	Orbitalhöhe	32	31	—	32	29
55	Nasenhöhe (n–ns)	51	48	—	50	35
54	Nasenbreite	23	22	—	25	—
60	Maxilloalveolarlänge (pr–alv)	53	—	—	55	—
61	Maxilloalveolarbreite (ekm–ekm)	66	—	—	71	(51)
62	Gaumenlänge (ol–st)	45	—	—	—	—
63	Gaumenbreite (eml–eml)	44	—	—	46	—
65	Kondylenbreite d. Unterkiefers (kdl–kdl)	120	(110)	—	116	85
66	Winkelbreite d. Unterkiefers (go–go)	94	(90)	—	101	74
69	Kinnhöhe (id–gn)	32	(30)	—	34	24
70	Asthöhe des Unterkiefers	57	57	—	72	32
71	Astbreite des Unterkiefers	35	30	—	31	25
69(1)	Höhe des Corpus mandibulae	32	(26)	—	(33)	20
32(1)	Stirnneigungswinkel	55°	51°	—	51°	—
72	Ganzprofilwinkel	85°	93°	—	94°	—

Bißform und Zahnstatus:

Die Bißform im Bereich der Frontzähne kann als labidodont bezeichnet werden. Als unmittelbare Folge dieser Artikulationsform können die an den Schneidezähnen vorliegenden leichten Abrasionskerben erklärt werden. Im Seitenzahnbereich kam es nur an den ersten Molaren zu einer punktförmigen Freilegung des Zahnbeins, während alle übrigen Zähne nur geringfügige Schliffacetten im Schmelzanteil erkennen lassen. An den sehr gut erhaltenen Zähnen konnten weder kariöse Defekte noch paradentale Veränderungen festgestellt werden. Konkrementablagerungen der Stufe 1 (ring- bzw. wulstförmig n. M. Nicola u. R. Stiebitz[8]) finden sich vor allem an den Front- und Seitenzähnen des Oberkiefers.

Postcraniales Skelett

Das postcraniale Skelett ist insgesamt grazil und zeigt keine Besonderheiten. Der Längen-Dicken-Index des Femur beträgt rechts 19,0, links 18,2, der Robustizitäts-Index rechts 12,2; der Index pilastricus wurde rechts mit 107,7, links mit 104,0 berechnet. Aus der größten Länge des rechten Humerus, den größten Längen der Femora und der medialen Länge der linken Tibia wurde eine Körperhöhe von 164,3 cm errechnet. S 1 war demnach mittelgroß.

S 2: Schädel (Abb. 3/1 u. Abb. 4 oben)

Oberansicht:

Der grazil gebaute Schädel ist mit einem Längen-Breiten-Index von 77,8 und einem transversalen Frontoparietal-Index von 70,7 mesokran und eurymetop. Seine Grundform ist in der Oberansicht als ovoid zu bezeichnen. An der im Verhältnis zur Schädelbreite relativ breiten Stirn ist eine Sutura metopica ausgebildet. Die seitliche Begrenzung des Stirn-Schläfenabschnittes ist gerade, die Jochbögen sind wenig sichtbar. Die Tubera parietalia sind nahezu unbetont, das Hinterhaupt ist gleichmäßig halbkreisförmig gerundet.

Seitenansicht:

In der Norma lateralis läßt sich der Hirnschädel mit einem Längen-Ohrhöhen-Index von 64,3 als hypsikran charakterisieren. Die Nasenwurzel ist kaum eingezogen, die Glabellarregion sehr flach, die Stirn steil und hoch. Der gerade Scheitel steigt bis zu einem deutlich betonten Vertex mäßig an. Das gleichmäßig gerundete Hinterhaupt zeigt ein langes, leicht gewölbtes Planum nuchale. Der Gesichtsschädel wirkt im Bereich des Obergesichtes sehr flach, das Gebiß ist prognath. Der Ganzprofilwinkel des Gesichtes ist mit 92,5 orthognath. Das Kinn ist mit-

Tab. 3:
Indices des Gehirn- und Gesichtsschädels von 5 langobardischen Skeletten aus Mödling, Niederösterreich

Index	GRAB 1 frühadult ca. 20 Jahre weiblich	GRAB 2 adult ca. 30 Jahre weiblich	GRAB 3 Infans I ca. 2–2,5 Jahre	GRAB 6 adult ca. 30 Jahre männlich	GRAB 7 Infans I ca. 4–5 Jahre
Längen-Breiten-Index	81,6	77,8	—	83,3	72,2
Längen-Höhen-Index	77,1	74,3	—	80,6	—
Längen-Ohrhöhen-Index	66,5	64,3	—	63,9	—
Breiten-Höhen-Index	94,5	95,5	—	97,3	—
Breiten-Ohrhöhen-Index	81,5	82,7	—	77,2	—
Transversaler Frontal-Index	81,7	82,5	—	80,8	—
Transversaler Frontoparietal-Index	67,1	70,7	—	65,1	—
Frontalwölbungs-Index	88,5	87,7	—	90,6	—
Parietalwölbungs-Index	88,7	90,0	—	86,6	—
Occipitalwölbungs-Index	86,4	84,9	—	85,3	—
Oberschuppenwölbungs-Index	94,7	94,7	—	97,1	—
Gesichtsindex	87,8	88,3	—	84,1	—
Obergesichts-Index	52,7	51,6	—	48,6	—
Orbital-Index	82,0	81,6	—	76,2	87,9
Nasal-Index	45,1	45,8	—	50,0	—
Maxilloalvoelar-Index	124,5	—	—	129,1	—
Gaumen-Index	97,8	—	—	—	—
Breiten-Index d. Unterkiefers	78,3	81,8	—	87,1	87,1
Index d. Unterkieferastes	61,4	49,2	—	43,1	78,1
Transversaler Craniofacial-Index	89,7	96,2	—	92,6	—
Frontoorbital-Index	105,4	101,1	—	95,1	—
Jugofrontal-Index	74,8	73,4	—	70,3	—
Jugomandibular-Index	71,8	70,3	—	73,2	—

telhoch und leicht vorspringend, die Unterkieferäste mittelhoch und mittelbreit, der Astwinkel relativ flach.

Vorderansicht:

Mit einem Gesichts-Index von 88,3 und einem Obergesichts-Index von 51,6 ist das Gesicht mesoprosop und mesen. Der Jugofrontal-Index beträgt 73,4. Der Gesichtsschädel ist in der Horizontalebene wenig profiliert. Die leicht abgerundeten Augenhöhlen sind außen etwas höher als innen, mit einem Orbital-Index von 81,6 sind sie mesokonch. Die Nase ist hoch und schmal, der Nasal-Index beträgt 45,8 (leptorrhin). Da die Processus alveolares im Seitenzahnbereich des Oberkiefers beschädigt waren, konnte der Maxilloalveolar-Index und der Gaumen-Index nicht ermittelt werden. Der Breiten-Index des Unterkiefers beträgt 81,8.

Hinteransicht:

Die Norma occipitalis des Schädels zeigt eine Hausform mit betontem aber abgerundetem First, leicht betonten Tubera parietalia, leicht nach außen gewölbten und nach unten konvergierenden Seitenwänden. Ein Breiten-Ohrhöhen-Index von 82,7 charakterisiert den Schädel als metriokran.

Bißform und Zahnstatus:

Die Bißform kann trotz des Vorliegens einer alveolaren Prognathie als labidodont bezeichnet werden. Von der Oberkieferbezahnung sind wahrscheinlich aufgrund kariöser Defekte alle 3 Molaren rechts sowie der 1. und 2. Molar links intra vitam ausgefallen, die Processus alveolares der Maxilla zeigen in diesem Bereich z. T. starke Reduktionserscheinungen. Frühzeitig verloren wurde auch der M 2 im Unterkiefer links. Der 2. Prämolar im Oberkiefer rechts dürfte postmortal in Verlust geraten sein. An den 2. Prämolaren und 1. Molaren des Unterkiefers ist das Zahnbein punktförmig freigelegt, an den übrigen Molaren sind die Schmelzhöcker etwas angeschliffen. Die alveolare Prognathie und Prodentie der Frontzähne des Oberkiefers ließ an diesen schräge, von lingual nach labial abfallende Abrasionsmarken mit freiliegendem Zahnbein entstehen. Im Unterkiefer liegen an M2 und M3 rechts sowie M1 und M3 links schwerste kariöse Kavitäten in Form bukkaler, z. T. auch interproximaler Zahnhalskaries vor. Außerdem läßt sich im Prämolaren- und Molarenbereich paradentaler Alveolarknochenabbau von mittlerer bis starker (n. D. R. Brothwell[9])) Ausprägung feststellen. Die Konkrementablagerungen im Ober- und Unterkiefer überziehen platten- bzw. dachziegelförmig die Zähne und entsprechen damit dem stärkst möglichen Ausprägungsgrad (Stufe 2 n. M. Nicola u. R. Stiebitz). Zusätzlich zeigt dieses stark pathologisch verformte Gebiß im Frontzahnbereich des Unterkiefers eine Eng- und Fehlstellung, wobei der rechte Caninus schräg nach vorne geneigt den 2. Schneidezahn überlagert.

Postcraniales Skelett

Das postcraniale Skelett ist grazil und zeigt außer einer Blockwirbelbildung zwischen 5. und 6. Brustwirbel keine weiteren pathologischen Veränderungen. Der Längen-Dicken-Index des Femur beträgt rechts 16,2, links 17,0; der Robustizitäts-Index wurde rechts mit 10,4 und links mit 10,9 ermittelt. Der Index pilastricus wurde rechts mit 112,5 und links mit 100,0 errechnet. Aus dem rechten Femur und den medialen Längen der Tibiae wurde die Körperhöhe des Individuums mit 166,9 cm bestimmt. Das weibliche Skelett S2 wäre demnach als übermittelgroß zu bezeichnen.

S 3:

Wegen seines sehr schlechten Erhaltungszustandes läßt sich das kindliche Skelett S3 morphologisch nicht näher charakterisieren.

S 6: Schädel (Abb. 3/4 u. Abb. 4 unten)

Oberansicht:

Die Schädelumrißform in der Norma verticalis entspricht annähernd einem Ovoid, die Vorbuchtung bzw. Verziehung des Hirnschädels im Bereich des rechten Parietale läßt sich wahrscheinlich auf eine postmortale Druckeinwirkung zurückführen. Die Stirnregion ist stark profiliert, die Arcus superciliares sind deutlich betont. Ein Längen-Breiten-Index von 83,3 und ein transveraler Frontoparietal-Index von 65,1 kennzeichnen den Schädel als brachykran und stenometop. Die seitliche Begrenzung des Stirn-Schläfenabschnittes ist rechts gerade, links im Bereich der Sutura coronalis leicht aufgewölbt. Das ungleichmäßig gerundete Hinterhaupt ist stark nach rechts verzogen.

Seitenansicht:

Mit einem Längen-Ohrhöhen-Index von 63,9 ist der Schädel in der Norma lateralis hypsikran. Die Mediansagittalkurve verläuft von einem deutlich eingezogenen Nasion über eine stark vorspringende Glabella und eine flache zurückweichende Stirn zu einem stark gewölbten bzw. gerundeten Parietale. Sie setzt sich im occipitalen Anteil in einer relativ flachen, wenig ausladenden Hinterhauptskurve fort. Der sehr robust wirkende Gesichtsschädel ist mit einem Ganzprofilwinkel von 94° hyperorthognath. Das Kinn ist hoch und vorspringend mit kräftigen Muskelansatzstellen, der Ramus mandibulae steil.

Vorderansicht:

Der Gesichtsschädel wirkt in der Norma frontalis sehr derb; er läßt sich mit einem Gesichts-Index von 84,1 und einem Obergesichts-Index von 48,6 als euryprosop und euryen beschreiben. Ein Jugofrontal-Index von 70,3 verdeutlicht den relativ breiten Bau des Gesichtes. Die rechteckigen Augenhöhlen sind außen etwas höher als innen, bei einem Orbital-Index von 76,2 sind sie als mesokonch zu bezeichnen. Der Nasal-Index beträgt 50,0, die Nase ist somit mesorrhin. Der Zahnbogen ist sehr breit und kräftig, der Maxilloalveolar-Index liegt bei 129,1 und ist damit brachyuranisch. Die Mandibula ist kräftig, der Breiten-Index des Unterkiefers ließ sich mit 87,1 ermitteln.

Hinteransicht:

Die Schädelumrißform in der Norma occipitalis läßt sich als annähernd hausförmig mit abgerundetem First beschreiben, wobei die unterschiedliche Formung der beiden Seitenwände (rechts: Parietalhöcker betont, Seitenwand fast senkrecht abfallend; links: Parietalhöcker weniger betont, Seitenwand konvex) als Folge der postmortalen Deformation anzusehen ist. Mit einem Breiten-Ohrhöhen-Index von 77,2 ist der Schädel den tapeinokranen Formen zuzuordnen.

Bißform und Zahnstatus:

Im Frontzahnbereich ist auch hier die labidodonte, an frühhistorischen Bevölkerungen sehr oft zu beobachtende Bißform festzustellen. Die mit Ausnahme des intra vitam in Verlust geratenen linken unteren M1 vollständig erhaltenen Zähne zeigen pathologische Hartgewebsdefekte in Form von a) beginnender Fissurenkaries am rechten unteren M2 und oberen M3, b) Abrasion der Frontzähne mit Ausbildung von Secundärdentin (Stufe 3 nach M. Nicola u. R. Stiebitz) und Abrasion im Seitenzahnbereich mit punktförmiger bis bandartiger Freilegung des Zahnbeins (Stufe 2). Die Ablagerung von Zahnstein ist geringfügig und entspricht etwa der Stufe 1 (ringförmig).

Postcraniales Skelett

Das postcraniale Skelett macht insgesamt einen sehr robusten Eindruck und zeigt keine pathologischen Veränderungen. Der Längen-Dicken-Index des Femur beträgt rechts 19,3, links 18,8, der Robustizitäts-Index beidseitig 12,2. Der Index pilastricus wurde rechts mit 93,3 und links mit 103,4 ermittelt. Nach der aus größter Länge des rechten Humerus, der größten Längen der Femora und medialen Längen der Tibiae errechneten Körperhöhe (173,0 cm) war S6 großwüchsig.

S 7: Schädel (Abb. 3/3)

Oberansicht:

Das sehr schlecht erhaltene Cranium des etwa 4–5jährigen Kindes dürfte in der Norma verticalis eine ovoide Grundform besessen haben. Der geschätzte Längen-Breiten-Index liegt bei 72,2 und

Tab. 4:
Maße des postcranialen Skeletts von 5 langobardischen Skeletten aus Mödling, Niederösterreich

Nr. nach MARTIN	Maße		GRAB 1 frühadult ca. 20 Jahre weiblich	GRAB 2 adult ca. 30 Jahre weiblich	GRAB 3 Infans I ca. 2–2,5 Jahre	GRAB 6 adult ca. 30 Jahre männlich	GRAB 7 Infans I ca. 4–5 Jahre
	Humerus						
1	GrößteLänge	re	313	—	—	341	—
		li	—	—	—	—	—
2	Caput-Capitulumlänge	re	310	—	—	333	—
		li	—	—	—	—	—
5	Größter Durchmesser der Mitte	re	21	(18)	—	23	—
		li	20	20	—	—	—
6	Kleinster Durchmesser der Mitte	re	15	13	—	20	—
		li	13	15	—	—	—
7	Kleinster Umfang der Diaphyse	re	57	54	—	68	—
		li	50	55	—	—	—
7a	Umfang der Mitte	re	60	(56)	—	74	—
		li	54	59	—	—	—
	Radius						
1	Größte Länge	re	240	250	—	267	—
		li	—	—	—	263	—
	Ulna						
1	Größte Länge	re	260	—	—	283	—
		li	—	(268)	—	283	—
	Femur						
1	Größte Länge	re	447	495	—	477	—
		li	449	(481)	—	483	—
2	Natürliche Länge	re	442	489	—	474	—
		li	—	(477)	—	482	—
6	Sagittaler Durchmesser d. Diaphysenmitte	re	28	27	—	29	—
		li	26	26	—	30	—
7	Transversaler Durchmesser d. Diaphysenmitte	re	26	24	—	30	—
			25	26	—	29	—
8	Umfang der Diaphysenmitte	re	85	80	—	92	—
		li	82	82	—	91	—

würde somit auf eine dolichokrane Schädelform hinweisen.

Seitenansicht:

In der Norma lateralis steigt die Mediansagittalkurve von einem flachen Nasion über eine typisch kindliche steile Stirn an und setzt sich dann in einer relativ langgezogenen gleichmäßig gewölbten Scheitel- und einer ausladenden Hinterhauptskurve fort.

Vorderansicht:

Das Gesicht ist mittelhoch bis hoch, mit fast quadratischen leicht abgerundeten hypsikonchen Augenhöhlen. Der Orbital-Index beträgt 87,9. Der Unterkiefer ist schmal, der Breiten-Index beträgt 87,1.

Hinteransicht:

Die Umrißform des Schädels in der Norma occipitalis läßt sich als annähernd hausförmig mit rundem First beschreiben.

Bißform und Zahnstatus:

Das fast vollständig erhaltene Milchgebiß (I1 im Unterkiefer ging postmortal verloren) zeigt außer einer fortgeschrittenen Abrasion im Frontzahnbereich (Freilegung von Dentin) keine weiteren pathologischen Defekte des Hartgewebes. Auch in diesem Fall läßt sich der fortgeschrittene Abkauungsgrad der Schneidezähne auf die labidodonte Bißform zurückführen.

Postcraniales Skelett

An den sehr fragmentarisch erhaltenen Teilen des postcranialen Skeletts konnten keine Maße erhoben werden.

V. Diskussion

Das einzige mit Sicherheit als langobardisch bestimmte Gräberfeld Österreichs, von dem wir auch morphometrische Untersuchungsergebnisse der Ske-

lettreste besitzen, ist Poysdorf in Niederösterreich. J. JUNGWIRTH kommt in seiner ausführlichen Arbeit zu folgendem Ergebnis: Mit einer einzigen Ausnahme, einem Skelett mit Merkmalen des cromagniden Formenkreises, zeigen alle übrigen den nordiden (leptodolichomorphen) Typus. Einer Randbemerkung

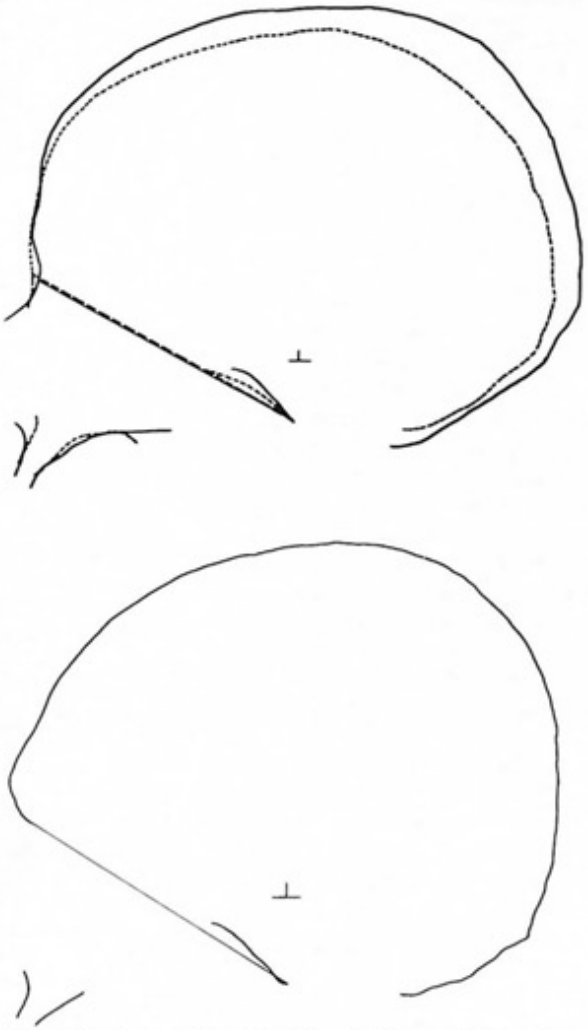


Abb. 4: Mediansagittale Schädelumrißformen der langobardischen Skelette von Mödling. Oben: Grab 1 (———) und 2 (-----), weiblich, adult. Unten: Grab 6, männlich, adult. Maßstab etwa 1 : 2,3

dieser Arbeit ist zu entnehmen, daß zumindest an einem Schädel des niederösterreichischen Gräberfeldes Oberbierbaum auch „mongolische" Merkmale diagnostiziert werden konnten.

Die im folgenden verwendeten Begriffe „nordid", „cromagnid", „dinarid" u. a. wurden hier, soweit sie für eine Gegenüberstellung der Ergebnisse einzelner Gräberfelder von Nutzen waren, von den jeweiligen Autoren übernommen. Auf die Begriffe selbst und die damit verbundene Problematik kann in dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden.

Angaben über das Skelettmaterial von zwei weiteren langobardischen Fundplätzen Niederösterreichs (Neu-Ruppersdorf und Oberhollabrunn) sowie einige Befunde über das Material aus Poysdorf finden sich auch in einer Arbeit von G. MÜLLER[10]), die sich in der Hauptsache mit der anthropologischen Auswertung der Skelette aus Nikitsch, Burgenland, befaßt. Nach H. ADLER dürfte es sich bei den letzteren, ehemals als langobardisch bestimmten Gräbern von Nikitsch zwar um Angehörige einer germanischen Bevölkerung handeln, doch müßten diese eher dem Typus Hegykö zugeordnet werden. Es kann also in diesem Fall von keiner reinen langobardischen Population gesprochen werden. Trotzdem wollen wir hier auch die Ergebnisse dieser Untersuchung berücksichtigen und in die Diskussion einbeziehen. Die Autorin stellt bei der rassischen Analyse des Fundgutes aus Nikitsch zwei in sich allerdings nicht geschlossene Gruppen fest: Gruppe A, für die sie eine „mongolische Komponente" annahm, ist durch eine relativ große Schädelbreite im Verhältnis zur Länge, eine auffallende Gesichtsflachheit und eine sehr primitive Bildung der Nase charakterisiert; auch das Vorliegen einer Schädeldeformation weist nach G. MÜLLER auf östlichen Einfluß hin, der sich auf den „engen Kontakt, der ursprünglich zwischen Hunnen und Gepiden und nachher zwischen Gepiden und Langobarden bestand", zurückführen läßt. In dem von V. LEBZELTER und G. MÜLLER[11]) verfaßten kurzen Aufsatz über die Rassengliederung der Langobarden wird ebenfalls auf „östliche Einflüsse aus der pannonischen Bevölkerung" hingewiesen. Die Skelette der Gruppe B hingegen zeichnen sich vorwiegend durch eine dolichokrane Hirnschädelform, stark ausgebildete Arcus superciliares, Breitstirnigkeit, ziemlich hohe runde Orbitae und einen hohen Körperwuchs aus und entsprechen damit nach der Verfasserin annähernd dem nordischen Rassentyp.

Im Gegensatz zu diesen beiden Formengruppen aus Nikitsch findet G. MÜLLER unter den Schädeln der langobardischen Gräberfelder Niederösterreichs mesokrane (Neu-Ruppersdorf) und extrem dolichokrane (Poysdorf und Oberhollabrunn) Typen, während brachykrane Schädelformen fehlen. Dieser Befund entspricht auch den von Poysdorf vorliegenden Untersuchungsergebnisse J. JUNGWIRTH's.

Das in der 1. Hälfte des 6. Jahrhunderts belegte Gräberfeld von Schwechat bei Wien konnte zunächst von A. SERACSIN[12]) kulturell nicht mit Sicherheit bestimmt werden; doch glaubte er, im Zusammenhang mit den historischen Ereignissen, die sich um diese Zeit auf dem Boden Niederösterreichs abspielten, am ehesten Langobarden vermuten zu können. Die Datierung konnte erst später bestätigt werden. Auch die kulturelle Stellung des Fundplatzes wurde durch die vorläufigen Ergebnisse einer im April 1979 vom Bundesdenkmalamt durchgeführten Notgrabung eines angrenzenden Areals gesichert. Die Skelettreste

Tab. 5:
Maße und Indices des postcranialen Skeletts von 5 langobardischen Skeletten aus Mödling, Niederösterreich

Nr. nach Martin	Maße		GRAB 1 frühadult ca. 20 Jahre weiblich	GRAB 2 adult ca. 30 Jahre weiblich	GRAB 3 Infans I ca. 2–2,5 Jahre	GRAB 6 adult ca. 30 Jahre männlich	GRAB 7 Infans I ca. 4–5 Jahre
	Oberer sagittaler Diaphysendurchmesser	re	23	22	—	26	—
		li	22	22	—	26	—
	Oberer transversaler Diaphysendurchmesser	re	30	31	—	36	—
		li	28	32	—	35	—
	Tibia						
1b	Mediale Länge	re	—	395	—	383	—
		li	371	392	—	387	—
8	Größter Durchmesser der Mitte	re	25	24	—	31	—
		li	25	25	—	31	—
9	Transversaler Durchmesser der Mitte	re	21	18	—	23	—
		li	20	19	—	23	—
10	Umfang der Diaphyse	re	74	66	—	87	—
		li	72	70	—	87	—
10b	Kleinster Umfang der Diaphyse	re	68	63	—	77	—
		li	69	60	—	76	—
	Körperhöhe		164,3	166,9	—	173,0	—
	Indices						
	Femur						
	Robustizitäts-Index	re	12,2	10,4	—	12,2	—
		li	—	10,9	—	12,2	—
	Index pilastricus	re	107,7	112,5	—	93,3	—
		li	104,0	100,0	—	103,4	—
	Längen-Dicken-Index	re	19,0	16,0	—	19,3	—
		li	18,2	17,0	—	18,8	—
	Platymerie-Index	re	76,7	70,9	—	72,2	—
		li	78,5	68,7	—	74,3	—
	Tibia						
	Index d. Querschnitts d. Mitte	re	84,0	75,0	—	74,2	—
		li	80,0	76,0	—	74,2	—
	Humerus						
	Längen-Dicken-Index	re	18,2	—	—	19,9	—
		li	—	—	—	—	—
	Diaphysenquerschnitt-Index	re	71,4	72,2	—	86,9	—
		li	65,0	75,0	—	—	—

der ersten Grabung, die von E. Geyer[13]) dem nordischen Typus zugeordnet wurden, weisen Ähnlichkeit mit den aus dem norddanubischen Raum stammenden auf.

Unsicher datiert sind die im Jahre 1931 von R. Egger[14]) und G. Bersu geborgenen Skelette von Duel bei Feistritz an der Drau. Die anthropologische Untersuchung[15]) der insgesamt 14 möglicherweise langobardischen Individuen brachte keine Klärung in der Frage der ethnischen Zuordnung. Nach dem Autor ist die „Annahme einer Mischpopulation nicht auszuschließen".

Der von W. Ehgartner[16]) beschriebene Schädel aus Hobersdorf wurde, wie sich später herausstellte, irrtümlich als langobardisch bestimmt und ist nach H. Mitscha-Märheim (zit. n. Jungwirth) in das 5. Jahrhundert zu stellen. Das gleiche trifft auch für die von H. Pacher[17]) bearbeiteten Skelette aus Wien 1, Salvatorgasse zu, die ebenfalls zunächst irrtümlich dem langobardischen Ethnos zugeordnet wurden. Nach einer mündlichen Mitteilung Prof. W. Friesingers handelt es sich bei dieser, dem morphologischen Erscheinungsbild nach sehr heterogenen Gruppe, um Angehörige der Heruler.

Für Vergleichszwecke haben wir zusätzlich auch einige aus dem pannonischen Raum bekannte Veröffentlichungen zu diesem Thema herangezogen. Es sind dies die Arbeiten von I. Kiszely[18]) über das Gräberfeld in Szentendre sowie von M. Malan[19]) über Skelette aus Várpalota. Várpalota stellt mit einem Umfang von 12 Individuen das kleinere und bezüglich seiner deskriptiven Merkmale auch relativ

Tab. 6:
Tabellarische Zusammenfassung der wichtigsten Indices des Gehirn- und Gesichtsschädels sowie der Körperhöhe von 4 langobardischen Skeletten aus Mödling, Niederösterreich

	S 1	S 2	S 6	S 7
Längen-Breiten-Index	brachykran	mesokran	brachykran	dolichokran
Trans. Frontoparietal-Index	metriometop	eurymetop	stenometop	—
Längen-Ohrhöhen-Index	hypsikran	hypsikran	hypsikran	—
Breiten-Ohrhöhen-Index	metriokran	metriokran	tapeinokran	—
Gesichts-Index	mesoprosop	mesoprosop	euryprosop	—
Obergesichts-Index	mesen	mesen	euryen	—
Orbital-Index	mesokonch	mesokoch	mesokonch	hypsikonch
Nasal-Index	leptorrhin	leptorrhin	mesorrhin	—
Maxilloalveolar-Index	brachyuranisch	—	brachyuranisch	—
Gaumen-Index	brachystaphylin	—	—	—
Ganzprofilwinkel	orthognath	orthognath	hyperorthognath	—
Körperhöhe	164,3	166,9	173,0	—

homogenere Gräberfeld dar. Es wurde ein Haupttyp ermittelt, der durch folgende Merkmale charakterisiert ist: „dolicho- bis mesokran, mittelhoch bis hoch, schmalschädelig, eurymetop, mittelbreitgesichtig, mittelbreiter Schädel, wenig fliehende Stirn, meistens mit nach hinten springendem Hinterhaupt, welches in einem Spitzwinkel in die fast horizontale Basis übergeht, leptoprosop, mesen, leptorrhin, nach der lateralen Seite höhere oder fast quadratische mittelhohe bis hohe Augenhöhlen ...". Innerhalb dieser Gruppe trifft der Autor eine Unterscheidung zwischen einer gracileren (nordischen) und massiveren (cromagniden) Form. Drei brachykrane Schädel werden als Grenzwerte der Variationsbreite betrachtet, da sie die untere Grenze der Brachykranie nur um einige Zehntel überschreiten. Die Kombination der Formmerkmale dieser Population ergibt einen Typus, wie er uns in den wenigen österreichischen langobardischen Fundplätzen größtenteils begegnet.

I. Kiszely verfügt bei der Bearbeitung des Gräberfeldes von Szentendre mit insgesamt 76 Gräbern über das weit umfangreichere und damit aussagekräftigere Untersuchungsgut. Auch er findet vorwiegend europide Merkmalskombinationen von nordid-cromagnider Form mit hyperdolichokephalen Schädeln. Das größte typologische Problem stellen die in Szentendre beobachteten rundköpfigen brachykranen Typen dar, die der Verfasser einerseits dem alpinen, andererseits dem lappiden Formenkreis zuordnet.

Im folgenden wird versucht, die 4 sehr gut erhaltenen und von uns untersuchten Schädeln in das bisher bekannte langobardische Fundgut einzufügen, wobei wir uns hauptsächlich auf die in Tab. 6 enthaltenen Merkmale beziehen.

Das weibliche adulte Skelett aus dem Grab 1 weicht mit seinem brachykranen (unter Berücksichtigung der absoluten Werte der größten Länge und Breite mittellang und breit) und hypsikranen Gehirnschädel, seinem mittelhohen bis hohen und breiten Gesichtsschädel mit mesokonchen Orbitae und einer leptorrhinen Nase, ferner seiner Körperhöhe von 164,3 cm von den übrigen langobardischen Skeletten, die vorwiegend dolicho- bis mesokrane leptosome Formen zeigen, ab. Allerdings finden sich brachykrane Typen, obzwar nur in einem sehr geringen Prozentsatz, sowohl in dem von I. Kiszely bearbeiteten Gräberfeld von Szentendre in Ungarn als auch in der zeitgleichen süddeutschen Reihengräberbevölkerung. Hier sind sie nach P. Kramp[20]) etwa mit einer Häufigkeit von 10% vertreten. Nach E. Hug[21]) scheint ein brachykephaler Prozentsatz von 10–15% für die Gesamtheit der frühmittelalterlichen Schädel Mitteleuropas das Übliche zu sein.

Das ebenfalls weibliche adulte Skelett S2 erinnert durch seinen meso- (unter Berücksichtigigung der absoluten Werte mittellangen und schmalen) und hypsikranen Hirnschädel mit mittelbreitem Gesicht sowie mesokonchen Orbitae und einer leptorrhinen Nase an den von M. Malan und I. Kiszely beschriebenen Haupttypus der langobardischen Gräberfelder in seiner gracileren Ausprägungsform. Für die Zugehörigkeit zu diesem Typus spräche auch die Körperhöhe dieses Skeletts, das mit 166,9 cm als übermittelgroß zu bezeichnen ist. Auffällig an dem Schädel von S2 ist nur eine das Obergesicht betreffende, für europäische Populationen uncharakteristische Flachheit (Abb. 3/1).

Auch das adulte männliche Skelett S6 weicht aufgrund seines brachykranen (unter Berücksichtigung der absoluten Werte mittellangen und breiten) hohen Gehirnschädels, seines niedrigen bis mittelhohen und breiten Gesichtes mit mittelhohen Orbitae und einer mittelbreiten Nase vom größten Teil der bekannten langobardischen Skelette ab. Nur die Körperhöhe liegt mit 173 cm im Variationsbereich der großwüchsigen zeit- und kulturgleichen Populationen.

Der an dem verzogenen Schädel des kindlichen Individuums S7 ermittelte Längen-Breiten-Index weist diesen Hirnschädel als dolichokran aus; doch läßt sich keine Aussage darüber treffen, zu welcher Form sich dieses Cranium später entwickelt hätte.

Betrachtet man die 3 Skelette S1, S2 und S6 (S7 kann infolge seines schlechten Erhaltungszustandes sowie seines kindlichen Alters in dieser Gegenüberstellung nicht berücksichtigt werden) im Hinblick auf ihre rassische Zugehörigkeit, so lassen sich zwar einzelne Maße bzw. morphologische Kriterien der Systemrassen feststellen; die Kombination der Merkmale erlaubt aber in keinem Fall eine eindeutige Zuordnung.

Die rassische Analyse der gesamten bisher bekannten langobardischen Skelette ergibt zunächst ein uneinheitliches Bild. Sieht man aber vorläufig von den Mödlinger Skeletten ab, so läßt sich ein Haupttypus herausstreichen, der im großen und ganzen ein leptodolichomorphes (nordisches) Gepräge aufweist. Die von G. Müller in Nikitsch festgestellte brachykephale „mongolische" Gruppe kann unberücksichtigt bleiben, da sie nur zwei Schädel mit meso- und einen mit hyperbrachykaphaler Form beinhaltet und da die mongolischen Merkmale dieser Gruppe von J. Jungwirth bei einer späteren Durchsicht dieses Materials nicht diagnostiziert werden konnten. Was den hyperbrachykephalen Schädel anbelangt, so wurde sein ungewöhnlicher Bau schon von G. Müller selbst weniger einer Rasseneigenart als einer pathologischen Verbildung im Sinne eines Hydrocephalus zugeschrieben. Alle übrigen Schädel dieses sowie der niederösterreichischen Gräberfelder sind meso- bis dolichokran. Mödling stellt somit, wenn man die unsicher datierten Skelettfunde aus Duel bei Feistritz unberücksichtigt läßt, das bisher einzige mit Sicherheit langobardisch bestimmte Gräberfeld Österreichs dar, in dem das Vorkommen brachykephaler hochschädeliger Formen mit niedrigem bis mittelhohem Gesicht nachgewiesen werden konnte. Wie bereits erwähnt, ließ sich dieser Typus aber auch in geringer Häufigkeit in den langobardischen Gräberfeldern Ungarns sowie den zeitgleichen im Westen angrenzenden Reihengräberpopulationen feststellen. Da unsere Untersuchungen an einer sehr kleinen Serie vorgenommen wurden, könnte u. U. auch ein Zufallsbefund vorliegen. Möglicherweise müßte bei der Interpretation der vorliegenden Befunde auch an die in der Literatur gelegentlich diskutierte Sippenbestattung gedacht werden; ein in dieser Hinsicht auffälliger Befund (Sutura metopica) konnte nur an dem weiblichen Skelett S2 sowie dem in nächster Nähe bestatteten Kinderskelett S3 beobachtet werden. Die Bergung weiterer Skelette dieses Gräberfeldes wäre wünschenswert, da diese zur Klärung der Gruppenunterschiede des bisher bekannten langobardischen Untersuchungsgutes beitragen könnten.

Zusammenfassung

An 3 adulten und 2 kindlichen langobardischen Skeletten aus Mödling, Niederösterreich wurde nach den herkömmlichen Methoden der Anthropologie eine metrisch-morphologische Untersuchung vorgenommen. Zwei der adulten Skelette konnten als weiblich, eines als männlich bestimmt werden. Auffällig an diesem sehr kleinen Untersuchungsgut ist – sieht man von den beiden schlecht erhaltenen kindlichen Cranien ab – das Fehlen leptodolichomorpher Formen, die in allen übrigen zeit- und kulturgleichen Gräberfeldern überwiegen: S1 weist einen brachy- und hypsikranen Gehirnschädel mit mesoprosoper Gesichtsbildung, S2 einen meso- und hypsikranen Gehirnschädel mit ebenfalls mesoprosopem Gesicht, S6 einen brachy- und hypsikranen Gehirn- sowie einen euryprosopen Gesichtsschädel auf.

An den postcranialen Skeletten konnte nur bei S2 eine pathologische Veränderung in Form einer Blockwirbelbildung im Bereich der Halswirbelsäule festgestellt werden.

Als Bißform wurde in allen Fällen die für frühhistorische Populationen charakteristische Labidodontie mit z. T. fortgeschrittener Abrasion der Frontzähne beobachtet. Pathologische Hartgewebsdefekte ließen sich in Form von Abkauungen und kariösen Defekten an S2 (schwerste bukkale und interproximale Zahnhalskaries) und S6 (beginnende Fissurenkaries an 2 Molaren) feststellen. Schwere paradentale Erkrankungen und Zahnstellungsanomalien wies nur das Gebiß von S2 auf: a) Atrophie des Alveolarfortsatzes im Prämolaren- und Molarenbereich des Unterkiefers von mittlerer bis starker Ausprägung und platten- bzw. dachziegelförmige Konkrementablagerungen der Stufe 2, b) alveolare Prognathie im Oberkiefer, im Unterkiefer Entstellung im Bereich der Frontzähne und Fehlstellung des rechten Eckzahns.

Anmerkungen

[1]) P Stadler, FÖ 16, 1977, 313 u. 459–460.

[2]) R. Martin u. K. Saller, Lehrbuch der Anthropologie, 3. Aufl., Jena 1957.

[3]) Th. Mollison, Spezielle Methoden anthropologischer Messung. In: Abderhaldens Handbuch biol. Arbeitsmethoden, 1938, Abt. VII, T. 2, 523–682.

[4]) E. Breitinger, Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßenknochen. Anthrop. Anz. 14, 1937, 249–274.

[5]) H. Bach, Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßenknochen weiblicher Skelette. Anthrop. Anz. 29, 1965, 12–21.

[6]) J. Nemeskéri, L. Harsányi u. G. Acsadi, Methoden zur Diagnose des Lebensalters von Skelettfunden. Anthrop. Anz. 24, 1960, 70–95.

[7]) J. Jungwirth, Skelette aus dem Langobardenfriedhof von Poysdorf. MAG 98, 1968, 15–34.

[8]) M. Nicola u. R. Stiebitz, Morphologische und pathologische Befunde von Zähnen und Kiefern aus der mittleren Bronzezeit (Pitten, NÖ). Anthrop. Anz. 37, 1979, 182–203.

[9]) D. R. Brothwell, Digging up bones. The excavation, treatment and study of human skeletal remains. London 1963.

[10]) G. Müller, Zur Anthropologie der Langobarden. MAG 66, 1936, 345–355.

[11]) V. Lebzelter u. G. Müller, Über die Rassengliederung der Langobarden. FF 11, 1935, 318–319.

[12]) A. Seracsin, Das merowingische Gräberfeld von Schwechat bei Wien (vorläufiger Grabungsbericht). MAG 59, 1929, 323–332.

[13]) E. Geyer, Die Skelettreste. In: A. Seracsin, s. Anm. 12, 330–332.

[14]) R. Egger, Der Hügel bei Duel. In: Ausgrabungen in Feistritz an der Drau, Oberkärnten. Jahresh. d. Österr. Arch. Inst. 25, 1931, 190–216.

[15]) E. M. Winkler, Die Skelettfunde des Jahres 1931 von Duel bei Feistritz a. d. Drau. Carinthia II, 167/87, 1977, 403–414.

[16]) W. Ehgartner, Zur Anthropologie des Langobardenschädels von Hobersdorf, NÖ. – Exkurs in: H. Mitscha-Märheim, Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden und Slawen im österreichischen Donauraum. Carinthia I, 143, 1953, 779–780.

[17]) H. M. Pacher, Anthropologischer Befund von S2–S4. Anhang zu: A. Neumann, Spital und Bad des Legionslagers Vindobona. Die langobardischen Gräber. Jahrb. Röm. German. Zentralmus. Mainz 12, 1965.

[18]) I. Kiszely, A szentendrei langobárd temető embertani vizsgálata. Anthrop. Közlem. 10, 1966, 57–90.

[19]) M. Malan, Zur Anthropologie des langobardischen Gräberfeldes in Várpalota. Ann. Hist. et Mus. Nat. Hung., s. n. 3, 1952, 257–275.

[20]) P. Kramp, Die bajuvarischen Reihengräberskelette vom Riegeranger in München-Giesing. Ein Beitrag zum Problem der süddeutschen Brachykephalie. Anthrop. Anz. 15, 1938, 162–204.

[21]) E. Hug, Die Schädel der frühmittelalterlichen Gräber aus dem solothurnischen Aaregebiet in ihrer Stellung zur Reihengraberbevölkerung Mitteleuropas. Ein Beitrag zum Problem der europäischen „Brachykephalie". Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. 38, 1940, 359–528.

Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung der Babenberger-Skelette im Stift Melk, Niederösterreich

Von Johann Jungwirth, Wien und Eike-Meinrad Winkler, Wien

Einleitung

Zur Identifizierung der Skelette der Babenberger im Stift Melk sind bereits im Jahre 1969 ein Arbeitsbericht von R. Engelmayer[1]) sowie in den Jahren 1971 und 1977 zwei Vorberichte von J. Jungwirth[2]) erschienen. Da die langwierigen Untersuchungen nunmehr abgeschlossen werden konnten, sind wir in der Lage, eine Zusammenschau sowohl der historischen[3]) als auch der anthropologischen Untersuchungsergebnisse vorzulegen.

Wie bereits in den Vorberichten erwähnt, kann die Abkunft der Babenberger Markgrafen von einem ostfränkischen Grafengeschlecht, das seinen Stammsitz in der Nähe von Bamberg hatte, nicht mehr als historisch gesichert angesehen werden. Von der neueren Gesichtsforschung werden die Babenberger nach Luitpold I. (Leopold I.), der im Jahre 976 der erste Markgraf Österreichs wurde und als Stammvater des Geschlechtes gilt, heute meist als Luitpoldinger bezeichnet.

Auch über die letzte Ruhestätte einiger Babenberger herrschte bis vor kurzem noch Unklarheit. Ein erster diesbezüglicher Hinweis findet sich in den Melker Annalen, einem Handschriften-Kodex des Stiftes Melk aus dem 13. Jahrhundert. In diesem Kodex sind die Inschriften der Einzelgräber sowie die Inschrift der gemeinsamen Gruft angeführt, in die die Einzelbestattungen umgebettet wurden. Da die Inschrift der Begräbnisstätte der Babenberger in den Melker Annalen Löschungen aufweist, was ihren Wert als historische Quelle herabsetzt, wurde der Versuch unternommen, mit modernen fotografischen Methoden die Urschrift sichtbar zu machen, was leider mißlang.

Die Gebeine der Markgrafenfamilie der Babenberger wurden mehrfach umgebettet. Anläßlich des Umbaues des Klosters im Jahre 1706 wurden die Gebeine zum letztenmal exhumiert und dann ohne Beisetzung fast 30 Jahre im Kloster aufbewahrt.

Im Jahre 1735 fanden sie ihre vorerst letzte gemeinsame Ruhestätte in einem barocken Sarkophag (eigentlich einer Steinkiste) aus rotem Marmor, der in einem Seitenraum der Stiftskirche in Melk links vom Hochaltar aufgestellt worden war. Auf einem hinter dem Sarkophag befindlichen Epitaph sind die Namen von elf Mitgliedern der Markgrafenfamilie angegeben, und zwar die der Markgrafen Leopold I., Heinrich, Adalbert, Ernst und Leopold II. (nach der Genealogie des Stiftes Melk als Leopold III. benannt, da ein Markgraf, der nur wenige Tage regierte, mitgezählt wird), die ihrer Frauen Richarda, Swanhild, Adelheid, Mechthild und Froiza sowie der eines Mädchen Juditha, der Schwester von Leopold dem Heiligen.

Die Richtigkeit dieser Angaben wurde jedoch von den Historikern bereits seit geraumer Zeit bezweifelt. Geschichtlichen Quellen zufolge erschien die Beisetzung von Leopold I. und Leopold II. im Stift Melk als unwahrscheinlich, obwohl die beiden Markgrafen auf dem Epitaph ausdrücklich genannt sind. Leopold I. wurde im Jahre 994 in Würzburg ermordet und im dortigen Dom beigesetzt. Urkundlich ist bewiesen, daß Leopold II. in seiner Burg Gars am Kamp begraben wurde. Weitere sichere historische Quellen geben an, daß Herzog Ernst von Schwaben im Jahre 1015 im Würzburger Dom an der Seite von Leopold I., seines im Jahre 994 ermordeten Vaters, seine letzte Ruhestätte fand. Eine Überführung der Gebeine von Leopold I. von Würzburg nach Melk – mehr als 20 Jahre nach seinem Tode – erschien von vornherein als äußerst unwahrscheinlich. Auch die historischen Quellen berichten nichts von einer Überführung der Gebeine von Leopold II. von seiner Burg Gars am Kamp nach Melk. Eine Klärung des Sachverhaltes konnte, wenn überhaupt, nur eine anthropologische Untersuchung der Knochen aus dem Sarkophag in Melk bringen. Nach jahrelangen Bemühungen durch Hofrat Prof. Dr. K. Lechner, dem bekannten Babenbergerforscher, unterstützt durch Prof. Dr. H. Mitscha-Marheim, dem Experten für die österreichische Frühgeschichtsforschung, und durch Prof. Dr. Ä. Kloiber, dem damaligen Vorstand der Abteilung für Biologie des Oberösterreichischen Landesmuseums in Linz, gab der Abt des Stiftes Melk, Dr. R. Zupancic, im Jahre 1968 die Erlaubnis zu dieser Untersuchung.

Mit den Identifizierungsarbeiten wurde Hofrat Dr. J. Jungwirth, damals Leiter der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien, vom Bundesdenkmalamt auf Vorschlag von Oberrat Dr. G. Mossler, Abteilung für Bodendenk-

malpflege, betraut. J. Jungwirth zog seinen damaligen Assistenten R. Engelmayer zu seiner Unterstützung heran und lud Ä. Kloiber zur Mitarbeit ein. Am 2. Oktober 1968 wurde im Stift Melk nach Überführung des Inhaltes des Sarkophages in einem von Abt R. Zupancic zur Verfügung gestellten Untersuchungsraum mit den Identifizierungsarbeiten begonnen. Die Zuordnung der einzelnen Knochen zu bestimmten Individuen erfolgte in gemeinsamer Arbeit durch J. Jungwirth, Ä. Kloiber und R. Engelmayer. Die Beratung auf dem Gebiete der Frühgeschichte führten H. Mitscha-Märheim und K. Lechner durch. Die fotografische Dokumentation besorgte G. Rosenberg von der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien mit Unterstützung von R. Engelmayer und Frau F. Klimek, geb. Cerny. Allen Mitarbeitern sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Die Identifizierungsarbeiten

Nach Öffnung der Steinkiste am 2. Oktober 1968 fanden sich die Knochen aller darin Bestatteten durcheinandergemischt. Die Schädel lagen an der Westseite, die langen Röhrenknochen an der Ostseite, die übrigen Skeletteile waren darüber verstreut. Ein Teil der Identifizierungsarbeiten wurde im Stift Melk durchgeführt. Um eine fotografische Dokumentation und entsprechende Spezialuntersuchungen vornehmen zu können, wurden die Skelette bzw. Skelettreste am 9. Oktober 1968 in die Anthropologische Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien überführt.

Die einzelnen Skelettelemente wurden den verschiedenen Individuen nach Alters- und Geschlechtskriterien sowie nach ihren Form- und Farbmerkmalen zugeordnet. Da sich die Skelettteile durch ihre – unter anderem auch pathologischen – Merkmalsausprägungen deutlich voneinander unterschieden, konnten sie zum größten Teil ohne Schwierigkeiten jeweils als zu einem bestimmten Individuum gehörig identifiziert werden. Lediglich die Zuordnung der Röhrenknochen von zwei weiblichen Individuen war wegen des geringen Unterschiedes hinsichtlich ihres Farb- und Formcharakters schwierig. Die von Prof. Dr. L. Psenner, Vorstand des Röntgendiagnostischen Institutes der Universität Wien, durchgeführte röntgenologische Altersdiagnose ermöglichte jedoch auch in diesem Fall eine richtige Zuordnung.

Bereits die ersten noch im Stift Melk durchgeführten Untersuchungen hatten überraschende Ergebnisse gebracht. In dem Grabmonument waren nicht 11, wie auf dem Epitaph angegeben, sondern 15 Personen beigesetzt worden. Es handelt sich dabei um die gut erhaltenen Skelette von zwei männlichen und vier weiblichen Individuen sowie um die weniger gut erhaltenen Skelette eines 17–18 Jahre alten Jünglings, dessen Knochen Brandspuren aufweisen, und eines Kindes der Altersstufe Infans II. Ferner wurden aus dem Marmorbehältnis zwei isolierte, linke, männliche Oberarmknochen geborgen, von denen einer beschädigt und angebrannt ist. Alle angeführten Skelette und Skelettreste stammen aus Gruftbestattungen. Schließlich fanden sich in der Steinkiste noch geringe Reste von fünf weiteren Personen, und zwar von zwei Männern, einer Frau und zwei Kleinkindern. Diese Skelettreste – mit Ausnahme der Reste des einen der beiden Kleinkinder – stammen, wie durch mikroskopische Untersuchungen nachgewiesen werden konnte, aus Erdbestattungen. Die unter den Skelettresten gefundenen Tierknochen, die in mittelalterlichen Friedhöfen keineswegs selten anzutreffen sind, dürften bei der Exhumierung irrtümlich mit aufgesammelt worden sein. Sie wurden von Dr. F. Spitzenberger, Leiterin der Säugetiersammlung des Naturhistorischen Museums in Wien, als von Wildschwein, Rothirsch, Hausschwein, Hausrind, Ziege und Schaf stammend identifiziert[4]).

Die gut erhaltenen Skelette von zwei männlichen Individuen konnten ohne große Schwierigkeiten voneinander getrennt werden, da an dem Skelett des älteren Mannes eine generalisierte Arthrosis diagnostifiziert wurde, die sich auf fast alle Gelenke erstreckt. Noch während der Arbeiten im Stift Melk konnte dieses Skelett aufgrund seines nach anthropologischen Merkmalen geschätzten Alters (über 60 Jahre) als das des Markgrafen Adalbert identifiziert werden. Markgraf Adalbert, der 1018 die Nachfolge seines Bruders Heinrich I. antrat, gelang es, im Kampf gegen die Tschechen und Magyaren die Grenzen der Mark bis zur Thaya, March und Leitha auszudehnen. Dies brachte ihm den Beinamen „der Siegreiche" ein.

Die vier zum Teil tödlichen Verletzungen, die das zweite gut erhaltene Männerskelett (geschätztes Alter 45–50 Jahre) aufweist, erlaubten seine Identifizierung noch während der Untersuchungen im Stift Melk. Es stammt von Markgraf Ernst, „dem Tapferen", der 1055 als Nachfolger seines Vaters die Regierung übernahm und am 9. Juni 1075 in der Schlacht bei Homburg a. d. Unstrut als Gefolgsmann Kaiser Heinrichs IV. im Kampf gegen die aufständischen Sachsen fiel.

Da die mikroskopische Untersuchung der wenigen Skelettreste von zwei männlichen Individuen ergab, daß diese ursprünglich in der Erde gelegen hatten, die Markgrafen Leopold I. und Leopold II. jedoch in Grüften beigesetzt worden waren, gibt es, wie bereits eingangs angedeutet, keine Anhaltspunkte dafür, daß die beiden Markgrafen im Stift Melk ihre letzte Ruhestätte fanden. Die historischen Berichte, daß Leopold I. im Dom von Würzburg und Leopold II. in seiner Burg Gars am Kamp bestattet wurden, finden damit ihre Bestätigung.

Obwohl die Zusammenstellung der Knochen des 17–18 Jahre alten männlichen Individuums keine besonderen Schwierigkeiten bereitete, waren eingehende Forschungen notwendig, bevor H. Mitscha-

Märheim dieses Skelett, das eine Verletzung auf dem rechten Schulterblatt aufweist, mit Wahrscheinlichkeit identifizieren konnte. Es dürfte sich um Heinrich, geboren etwa 1044, gefallen etwa 1062 im Kampf gegen die Magyaren, einen Stiefsohn des Markgrafen Ernst, handeln. Dies erklärt auch, daß Heinrich wohl mit den Babenbergern bestattet, aber auf dem Epitaph nicht namentlich vermerkt wurde. Das Kinderskelett der Altersstufe Infans II stammt einwandfrei von „Puella Juditha", der Schwester Leopolds des Heiligen, die im Alter von noch nicht ganz acht Jahren starb.

Die individuelle Trennung der gut erhaltenen Skeletteile von vier Frauen bereitete indessen wesentlich größere Schwierigkeiten als die der männlichen Skelette. Auf Grund der Altersmerkmale und der zum Teil stark ausgeprägten unterschiedlichen Farb- und Formelemente konnten jedoch – in zwei Fällen erst nach Röntgenuntersuchungen – die Knochen bestimmten Individuen zugeordnet werden.

Die Geschlechtsdiagnose war verhältnismäßig unkompliziert, da die Becken mit den typischen Geschlechtsmerkmalen vorhanden sind. Auf Grund der anthropologischen Merkmale konnte festgestellt werden, daß in dem Marmorsakophag eine Frau von etwa 55 Jahren, eine Frau von etwa 40 Jahren, eine Frau von etwas mehr als 30 Jahren und eine Frau von etwas mehr als 20 Jahren beigesetzt waren. Die Frauenskelette unterscheiden sich in typologischer Hinsicht zum Teil deutlich. Während das Skelett der 55jährigen Frau als verhältnismäßig robust bezeichnet werden muß, ist das Skelett der etwas mehr als 30 Jahre alten Frau dem hoch- und schlankwüchsigen Typus zuzuordnen. Da die Geschichte nichts über das Aussehen der vier Frauen berichtet, boten die typologischen Unterschiede keine Hilfe zu ihrer Identifizierung. Auf Grund der Altersschätzung konnte das Skelett der etwa 55jährigen Frau als das von Froiza (Dominica), der zweiten Ehefrau des Markgrafen Adalbert und Mutter des Markgrafen Ernst, identifiziert werden. Über die Identität des Skelettes der Frau von etwas mehr als 30 Jahren konnten erst die Nachforschungen von H. Mitscha-Märheim Aufklärung bringen, der im Jahre 1970 folgenden historischen Hinweis fand, den er J. Jungwirth am 17. 9. 1970 mitteilte: „Dedi genuit duas filias querum una Adelhidis nupsit Herneste marchiene de Bavaria, genuitque ei Luppoldum marchienem ..." (Tietmar von Merseburg, MGSS XXIII p. 227). Es handelt sich dabei zweifellos um Adelheid, die zweite Ehefrau des Markgrafen Ernst, die etwa 1040/41 geboren wurde und 1071 starb. Die beiden übrigen Frauenskelette konnten erst in jüngster Zeit durch H. Mitscha-Märheim identifiziert werden. Das Skelett der Frau von etwa 40 Jahren stammt von Swanhild, der ersten Ehefrau des Markgrafen Ernst, das Skelett der Frau von etwas mehr als 20 Jahren von Mechthild, der ersten Ehefrau des Markgrafen Leopold II.[5]).

Die Individuen, von denen im Stift Melk Skelette bzw. Skelettreste gefunden wurden, sind mit den Buchstaben A bis O gekennzeichnet, wobei die Reihenfolge nach einem Ordnungsprinzip erfolgte, das sich aus Erhaltungszustand und identifizierter Person ergab. Aus den arabischen Ziffern, die den Buchstaben beigegeben wurden, ist die zufällige Reihenfolge zu ersehen, in der die einzelnen Knochen den verschiedenen Individuen im Verlauf der Arbeiten im Stift Melk zugeordnet wurden. Die zusätzliche Verwendung von Nummern war deshalb erforderlich, weil nach diesen das Aufnahmematerial in der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien geordnet ist.

Die Rücküberführung der Skelette bzw. Skelettreste von Wien nach Melk erfolgte am 19. Dezember 1968.

Untersuchungsmethodik

Die Alters- und Geschlechtsdiagnose erfolgte nach den bewährten von T. W. Todd[6]), G. Olivier[10]), J. Nemeskeri[11]), D. R. Brothwell[12]) und W. H. Krogman[13]) ausgearbeiteten Methoden.

An den von J. Jungwirth, Ä. Kloiber und R. Engelmayer gemeinsam zusammengestellten Skeletten erfolgte die Erhebung der morphologischen und metrischen Befunde durch J. Jungwirth unter Assistenz von R. Engelmayer nach der von R. Martin[14]) und T. Mollison[15]) beschriebenen Schematik. Die Sagittal-Risse der Schädel fertigte F. Klimek an.

Metrischer und morphologischer Befund

Metrisch untersucht wurden nur jene Skelettelemente, die den einzelnen Individuen sicher zugeordnet werden konnten bzw. deren Erhaltungszustand eine Abnahme von Maßen zuließ. Es waren dies die Schädel, die langen Röhrenknochen und die Becken. Bei den weiblichen Individuen war eine Zuordnung wegen der größeren Zahl der Skelettelemente schwieriger, in einem Fall war die Identifizierung erst nach einer röntgenologischen Differentialdiagnose möglich. Die Maße des postkranialen Skelettes von „Puella Juditha", der Schwester Leopolds des Heiligen, konnten wegen des schlechten Erhaltungszustandes nicht abgenommen werden.

A (Nr. 3)
Markgraf Adalbert,

geboren ca. 990/92, gestorben 1055; Sohn des Markgrafen Leopold I. und seiner Ehefrau Richwara (Richarda); verheiratet in erster Ehe mit Glismod, in zweiter Ehe mit Froiza (Dominica), Tochter des Dogen von Venedig Otto Orseoli.

Tabelle 1: Maße der Hirn- und Gesichtsschädel

Maß Nr. nach MARTIN (1928)	Maß	Adalbert A (3) l/r	Ernst B (2) l/r	Heinrich C (1) (17–18 J) l/r	Froiza D (6) l/r
1.	Gr. Hirnschädellänge	196	194	—	185
5.	Schädelbasislänge	—	95	90	97
8.	Gr. Hirnschädelbreite	144	146	—	(140)
9.	Kl. Stirnbreite	93	88	—	94
10.	Gr. Stirnbreite	116	119	—	—
13 (1).	Gr. Mastoideal-Breite	126	129	(124)	(124)
17.	Basion-Bregma-Höhe	(139)	126	131	114
20.	Ohr-Bregma-Höhe	123	110	115	99
25.	Mediansagittalbogen	385	382	—	357
32 a.	Tang. Stirnwinkel (OAE)	66°	—	—	72°
40.	Gesichtslänge	—	85	85	96
42.	Untere Gesichtslänge	—	118	98	107
45.	Jochbogenbreite	133	(135)	—	126
46.	Mittelgesichtsbreite	90	93	—	94
47.	Gesichtshöhe	123	127	105	121
48.	Obergesichtshöhe	—	72	66	76
50.	Vord. Interorbitalbreite	(16)	18	—	18
51.	Orbitalbreite	48/47	43/44	—	43/44
52.	Orbitalhöhe	34/36	35/33	—	38/38
54.	Nasenbreite	26	24	—	26
55.	Nasenhöhe	51	53	(49)	54
60.	Maxilloalveolarlänge	(51)	50	(45)	56
61.	Maxilloalvealarbreite	(65)	66	—	67
65.	Kondylenbreite	117	125	—	(117)
66.	Winkelbreite	103	103	—	98
69.	Kinnhöhe	34	36	27	34
70.	Asthöhe	73/72	70/69	—	—/64
70 a.	Asthöhe	64	59	—	59
71.	Astbreite	31/31	30/30	—	33/34
72.	Ganzprofilwinkel	—	91°	—	84°
73.	Nasaler Profilwinkel	98°	97°	—	88°
74.	Alveolarer Profilwinkel	—	72°	—	72°
78.	Sagitt. Orbitawinkel	—	—	—	—
79.	Astwinkel	125°	125°	—	120°

() = geschätzte Werte
32a = nach MOLLISON (1938)

Identifikation

Aufgrund des aus den Urkunden bekannten Sterbealters ist Adalbert der Älteste unter den beigesetzten Babenbergern. Neben den der Norm entsprechenden physiologischen Altersveränderungen waren es vor allem pathologische Veränderungen an sämtlichen Gelenksflächen des postkranialen Skelettes (generalisierte Arthrosis), die eine Identifikation und Zusammenstellung der Skelettelemente erleichterten.

Erhaltungszustand

Kranium mit Beschädigungen im Bereich der Basis, des Gaumendaches, der Jochbögen, der Stirnregion, der Nasenbeine und der rechten Orbita.

In der rechten Oberkieferhälfte sind post mortem alle Zähne, in der linken Oberkieferhälfte der zweite Schneidezahn und der dritte Molar verlorengegangen. Die geschlossenen Alveolen des ersten Schneidezahnes und des dritten Molaren der linken Oberkieferhälfte weisen darauf hin, daß diese Zähne schon zu Lebzeiten ausgefallen sind.

In der rechten Unterkieferhälfte finden sich noch der erste Prämolar und der zweite Molar. Alle übrigen Zähne sind bis auf den intra vitam ausgefallenen ersten Schneidezahn post mortem verlorengegangen.

In der linken Unterkieferhälfte sind bis auf die drei Molaren keine Zähne mehr vorhanden. Auch hier sind mit Ausnahme des ersten Schneidezahnes sämtliche Zähne post mortem verlorengegangen. Das postkraniale Skelett liegt bis auf einige leichtere Beschädigungen an den Enden der Langknochen vollständig vor. Aufgrund des mikroskopischen Befundes, der das Fehlen jeglicher Erdspuren ergab, konnte erwiesen werden, daß eine Gruftbestattung vorliegt.

Morphologischer Befund

Der dolichokrane Hirnschädel ist im Bereich des rechten Scheitelhöchers geringfügig verzogen. Sein

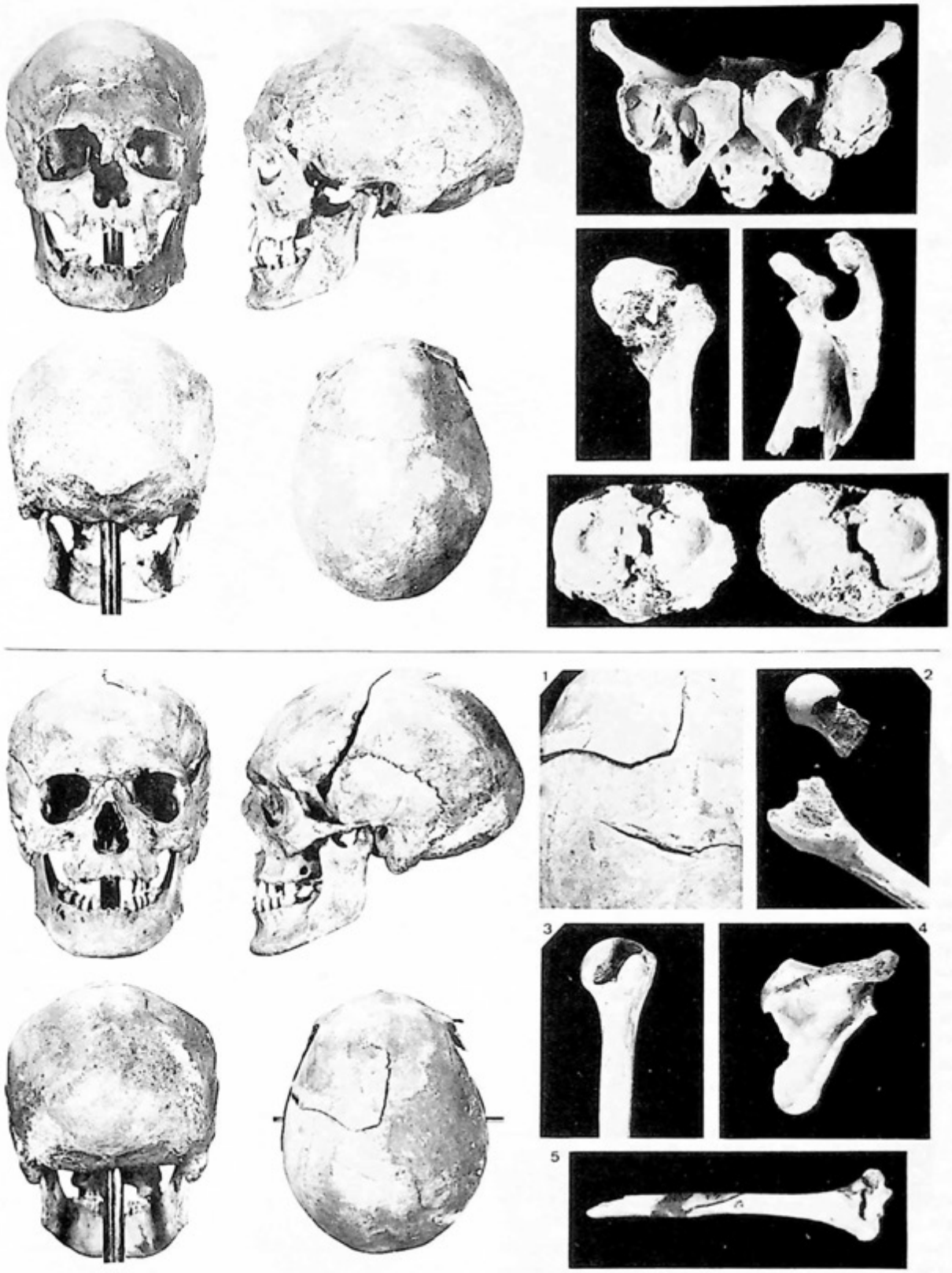


Abb. 1: Oben: Schädel des Markgrafen Adalbert und arthrotische Veränderungen an seinem Skelett. Unten: links: Schädel des Markgrafen Ernst, rechts: 1–3 Verletzungen des Markgrafen Ernst, 4 Schulterblatt Heinrichs, Stiefsohn Ernsts, 5 Oberarmknochen von Markgraf Heinrich I. (?).

Tabelle 2: Maße der Hirn- und Gesichtsschädel

Maß Nr. nach Martin (1928)	Maß	Swanhild E (7) l/r	Adelheid F (4) l/r	Mechthild G (5) l/r	Juditha H (8) (Inf. II) l/r
1.	Gr. Hirnschädellänge	168	167	173	(160)
5.	Schädelbasislänge	87	89	94	77
8.	Gr. Hirnschädelbreite	134	141	141	—
9.	Kl. Stirnbreite	88	93	92	—
10.	Gr. Stirnbreite	111	113	115	—
13 (1).	Gr. Mastoideal-Breite	115	122	(125)	—
17.	Basion-Bregma-Höhe	110	123	122	(121)
20.	Ohr-Bregma-Höhe	103	108	104	(110)
25.	Mediansagittalbogen	335	347	343	348
32 a.	Tang. Stirnwinkel (OAE)	—	—	70°	—
40.	Gesichtslänge	86	82	81	(65)
42.	Untere Gesichtslänge	111	102	100	79
45.	Jochbogenbreite	123	128	130	—
46.	Mittelgesichtsbreite	91	90	90	(76)
47.	Gesichtshöhe	114	113	114	98
48.	Obergesichtshöhe	72	68	71	(61)
50.	Vord. Interorbitalbreite	20	18	15	—
51.	Orbitalbreite	37/40	42/42	41/41	—
52.	Orbitalhöhe	34/35	32/32	36/38	—
54.	Nasenbreite	26	(25)	23	23
55.	Nasenhöhe	53	51	53	43
60.	Maxilloalveolarlänge	52	45	44	—
61.	Maxilloalveolarbreite	66	(64)	65	—
65.	Kondylenbreite	(118)	123	(121)	—
66.	Winkelbreite	92	101	95	—
69.	Kinnhöhe	29	27	25	24
70.	Asthöhe	62/—	61/60	59/59	—
70 a.	Asthöhe	57	56	55	—
71.	Astbreite	31/30	27/27	28/27	—
72.	Ganzprofilwinkel	87°	88°	90°	—
73.	Nasaler Profilwinkel	93°	93°	93°	—
74.	Alveolarer Profilwinkel	67°	74°	79°	—
78.	Sagittl. Orbitawinkel	—	—	—	—
79.	Astwinkel	128°	131°	125°	—

() = geschätzte Werte
32a = nach Mollison (1938)

Längen-Höhen- bzw. Breiten-Höhen-Index weisen ihn ebenso wie sein Längen-Ohr-Höhen- bzw. Breiten-Ohr-Höhen-Index als orthokran und metriokran aus. Er kann als normalstirnig bezeichnet werden, sein transversaler Frontoparietal-Index beschreibt ihn als stenometop (Abb. 1 oben). In der Norma verticalis zeigt der mäßig sphänozyge Hirnschädel eine ovoide Form (nach Sergi[16]). Die Kranznaht ist bis zu den Lineae temporales offen, die Pfeilnaht nur in den Abschnitten des Pars bregmatica und der Pars vertica.

Die Norma lateralis macht den betont männlichen Verlauf der Median-Sagittal-Kontur deutlich. Die mächtig entwickelte Überaugengegend und Glabella (V nach Broca[17]) setzt sich in ein fliehendes Stirnprofil und weiter in einer regelmäßig gewölbten Scheitelkontur fort. Das ausladende Hinterhaupt ist durch eine stark ausgeprägte Protuberantia occipitalis externa (Ansatz zu einem Torus occipitalis) gekennzeichnet. Die kräftigen Warzenfortsätze sind kurz und breit. Die Nahtkombination der Pterionregion kann nicht beurteilt werden, da bis auf die Sutura parietotemporalis (Form A nach Villiers[18]) alle Nähte verstrichen sind.

In der Norma occipitalis kann der Hirnschädel am ehesten der Hausform zugeordnet werden. Das Planum nuchale ist stark reliefiert und deutet wie die prominente Protuberantia occipitalis externa auf eine sehr kräftige Nackenmuskulatur hin. Die Form des großen Hinterhauptloches kann wegen der Beschädigungen an der Basis nicht rekonstruiert werden.

Der Gesichtsschädel ist leptoprosop, das Obergesicht hoch, die Orbitae sind mesokonch. Die knöcherne Nasenöffnung ist mesorrhin, ihr Unterrand zeigt die typisch anthropine Ausprägung (Form 3 nach Hovorka[19]).

Die Incisurae malares sind stark, die Fossae caninae tief. Die Maxilla ist ihrem Index nach brachyuran, der Zahnbogen ist paraboloid. Der sehr kräftige Unterkiefer ist durch am Angulus lateral

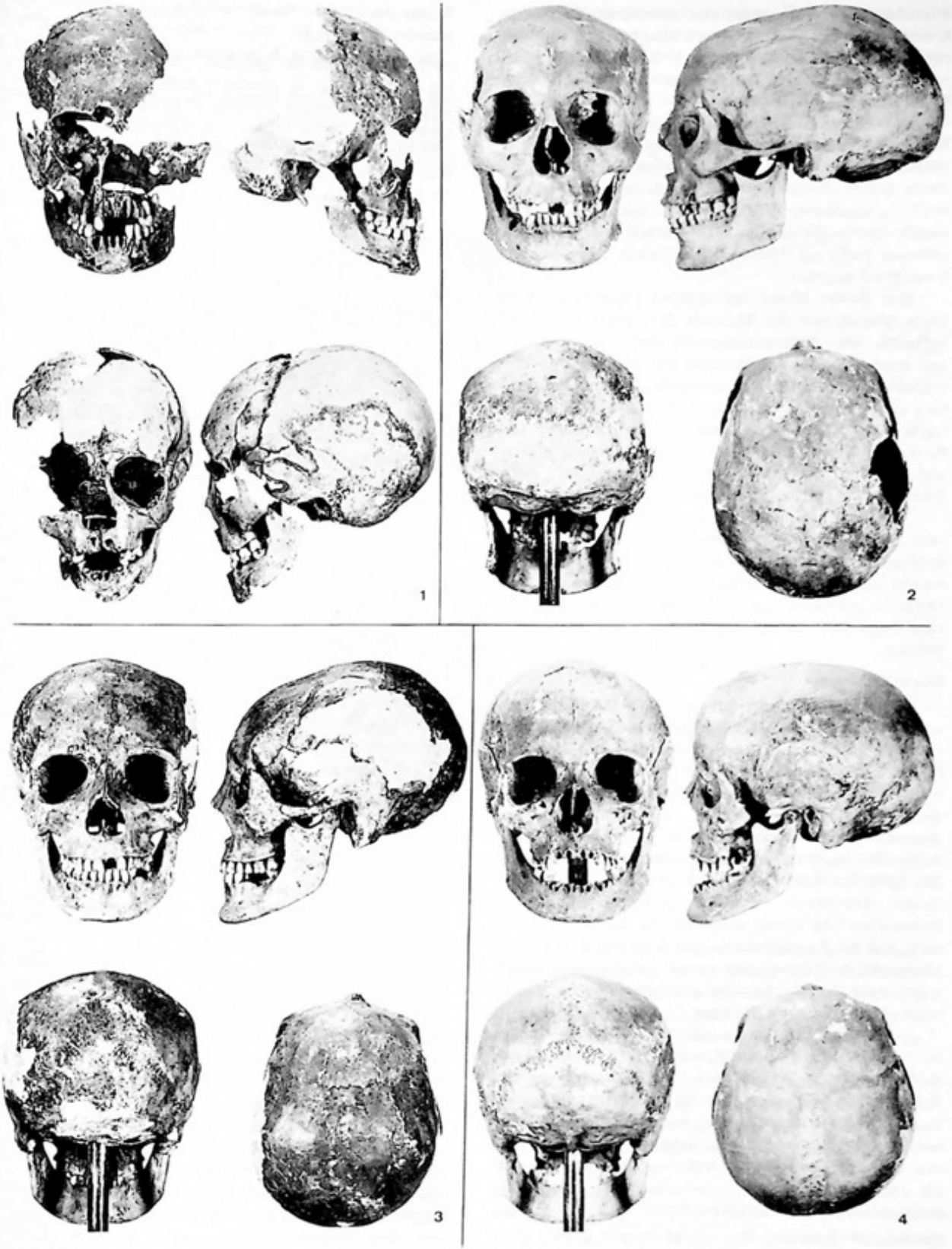


Abb. 2: 1 oben: Heinrich, Stiefsohn des Markgrafen Ernst, unten: Juditha, Schwester von Leopold dem Heiligen; 2 Froiza, Ehefrau des Markgrafen Adalbert; 3 Swanhild, erste Ehefrau des Markgrafen Ernst; 4 Adelheid, zweite Ehefrau des Markgrafen Ernst.

ausladende Muskelansätze und eine rundliche Unterkontur des Corpus sowie durch eine betonte Kinnpyramide und mäßig entwickelte Tubera mentalia charakterisiert. Bißform war höchstwahrscheinlich der Regelbiß (leichter Überbiß).

Die extreme Abrasion des ersten Molaren der linken Oberkieferhälfte (Eröffnung der Pulpa) entspricht der Stufe 6, die des zweiten Molaren der Stufe 4–5[20]). Letzterer weist neben einem (abgeheilten?) periapikalen Prozeß distal auch eine mäßig starke Zahnhalskaries auf. Die Anlagerung von Konkrement kann als leicht („slight" nach Brothwell[21])) bezeichnet werden.

Der zweite Molar der rechten Unterkieferhälfte weist ebenso wie die Molaren der linken Unterkieferhälfte den Abkauungsgrad 5 auf. Karies wurde nur mesial am ersten Molaren der linken Unterkieferhälfte festgestellt. Ein periapikaler Prozeß am ersten Molaren der rechten Unterkieferhälfte hatte noch intra vitam die Zerstörung der buccalen Lamelle zur Folge. Der Zahnsteinbesatz kann ebenso wie der im Oberkiefer als leicht („slight" nach Brothwell) klassifiziert werden.

Das postkraniale Skelett des Markgrafen Adalbert ist robust, die Muskelansätze lassen auf einen kräftigen Körperbau schließen. Die Körperhöhe wurde nach der Methode von Breitinger[22]) auf 180,5 cm geschätzt und muß, verglichen mit zeitgleichen Populationen, als ungewöhnlich groß bezeichnet werden.

Besonderheiten

Markgraf Adalbert litt an einer generalisierten Arthrosis, die, mehr oder weniger stark, alle Gelenke, von der Verbindung des Schädels mit den Halswirbeln bis zu den Zehengelenken erfaßt hatte (Abb. 1 oben). Außerdem sind an zahlreichen Teilen des Skelettes Exostosen ausgebildet, insbesondere an den Segmenten der Wirbelsäule. Das linke Hüftgelenk zeigt die stärksten pathologischen Veränderungen. Die Gelenkspfanne ist infolge von Knochenauflagerungen deformiert, der Kopf des linken Oberschenkelknochens ist blasig aufgetrieben. Es ist anzunehmen, daß die Beweglichkeit des Gelenkes durch diese schmerzhafte Erkrankung immer mehr eingeschränkt wurde und den Markgrafen schließlich an einer normalen Fortbewegung hinderte.

Auffallend ist der im Hinblick auf das fortgeschrittene Alter des Markgrafen gute Erhaltungszustand der Zähne. Er läßt neben genetischen Faktoren auf eine gesunde, ausgeglichene Ernährung schließen, was mit dem sozialen Status des Markgrafen zusammenhängen dürfte. Im allgemeinen weisen Skelette von Individuen dieser Altersklasse aus dem 10. und 11. Jahrhundert infolge der einseitigen Ernährung einen schlechteren Zahnbefund auf.

Sterbealter: frühsenil (um das 60. Lebensjahr)
Geschlecht: männlich

B (Nr. 2)
Markgraf Ernst,

geboren ca. 1025/28, gefallen 1075 in der Schlacht bei Homburg a. d. Unstrut; Sohn des Markgrafen Adalbert und seiner zweiten Ehefrau Froiza (Dominica), Tochter des Dogen von Venedig Otto Orseoli; verheiratet in erster Ehe mit Swanhild, Witwe des Markgrafen Siegfried, in zweiter Ehe mit Adelheid, Tochter des Markgrafen Dedis von Meissen.

Identifikation

Einerseits durch das urkundlich überlieferte Sterbedatum, andererseits durch die in der Schlacht an der Unstrut erlittenen tödlichen Verletzungen.

Erhaltungszustand

Kranium mit beschädigtem rechten Jochbogen. In der rechten Oberkieferhälfte sind die beiden Prämolaren und der erste und zweite Molar, in der linken Oberkieferhälfte der zweite Schneidezahn, der Eckzahn, der erste Prämolar und der erste Molar erhalten. Alle übrigen Zähne des Oberkiefers sind post mortem verlorengegangen. In der rechten Unterkieferhälfte befinden sich außer dem ersten Schneidezahn, dem zweiten Prämolaren und dem zweiten Molaren, in der linken Unterkieferhälfte außer den beiden Schneidezähnen und dem zweiten Molaren sämtliche Zähne. Die fehlenden Zähne sind post mortem verlorengegangen.

Das postkraniale Skelett liegt bis auf ein Sprungbein vollständig vor. Sein guter Erhaltungszustand läßt wie bei Markgraf Adalbert auf eine Gruftbestattung schließen.

Morphologischer Befund

Der Index-Wert des sphänozygen Hirnschädels liegt an der Grenze der Mesokranie zur Dolichokranie. Seine Längen-Höhen- bzw. Breiten-Höhen-Verhältnisse charakterisieren ihn als chamaekran und tapeinokran. Der transversale Frontal-Index beschreibt ihn als kugelstirnig, der transversale Frontoparietal-Index als stenometop (Abb. 1 unten).

In der Aufsicht ähnelt er einem Birsoid (nach Sergi). Kranz- und Pfeilnaht sind vollständig verstrichen, ebenso die Lambdanaht bis auf die Pars asterica.

In der Seitenansicht steigt von der prominenten Überaugenregion und Glabella beginnend (Form V nach Broca), die regelmäßig gewölbte Kontur des Stirnbeins und der Scheitelbeine an, die in einem ausladenden Hinterhaupt endet. Die Protuberantia occipitalis externa ist nur schwach entwickelt (Variante 1 nach Broca). Die Processus mastoidei sind ungewöhnlich kräftig, wie auch der Schädel im ganzen dem klassischen männlichen Formtypus entspricht. Die Nahtkonfiguration der Schläfengrube ist

infolge des weitgehenden Nahtverschlusses nicht mehr zu erkennen. Der Verlauf der Sutura parietotemporalis kann der Variante A nach VILLIERS zugeordnet werden.

In der Hinteransicht kommt der Hirnschädel der Hausform am nächsten. Die Muskelansätze am Planum nuchale sind mäßig ausgeprägt. Das Foramen magnum ähnelt mit seinem stumpfen ventralen und kräftige Muskelmarken sichtbar. Das Kinn ist durch eine niedrige Pyramide und kräftige Tubera mentalia gekennzeichnet, ohne ein ausgesprochenes Lateralkinn zu bilden. Bißform ist der Regelbiß.

Die Abrasion des ersten und zweiten Molaren der rechten Oberkieferhälfte entspricht der Stufe 2–3, die des ersten Molaren der linken Oberkieferhälfte der Stufe 3 nach BROTHWELL. Letzterer weist distal eine

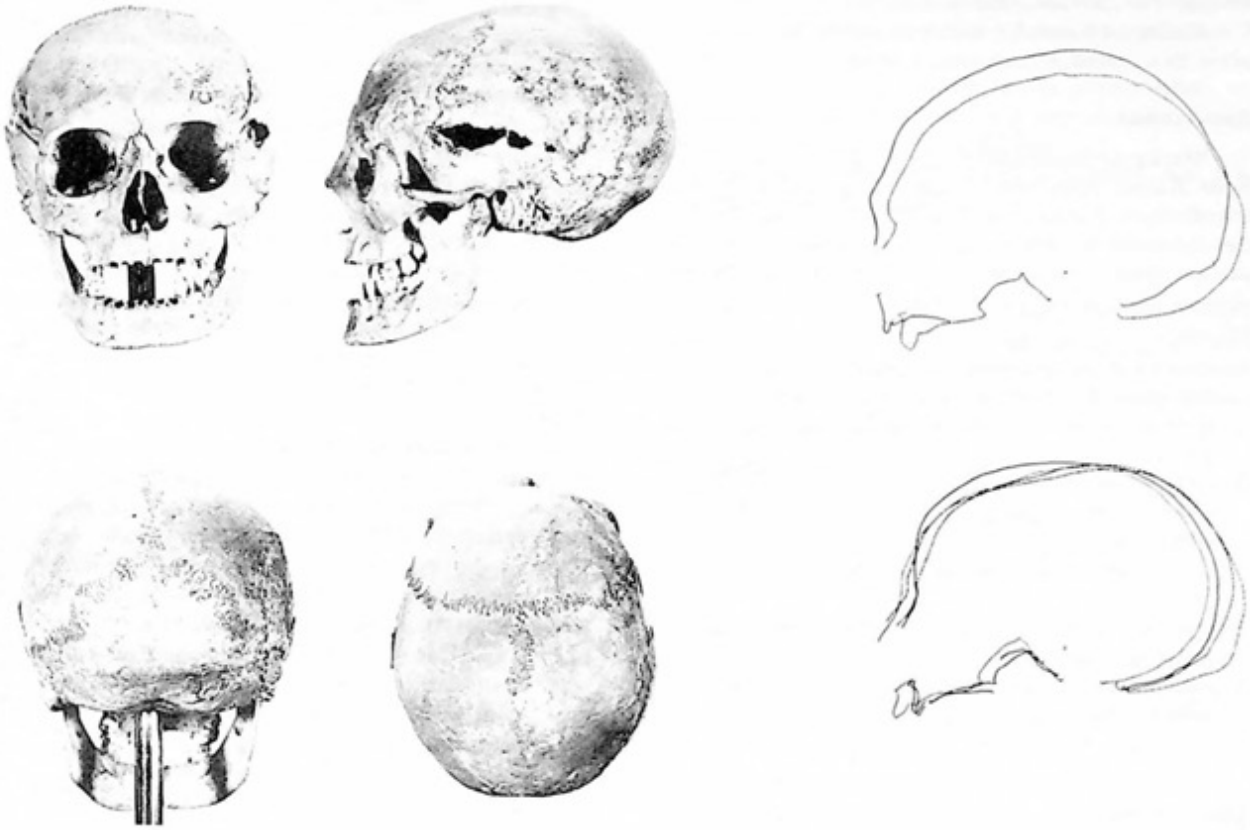


Abb. 3: links: Schädel von Mechthild, erste Ehefrau von Markgraf Leopold II. (III.); rechts oben: Median-Sagittal-Risse der Schädel von Markgraf Adalbert (——) und Markgraf Ernst (---), unten: Median-Sagittal-Risse der Schädel von Froiza (-.-.-), Adelheid (——), Mechthild (---) und Swanhild (. . .).

sich zuspitzenden dorsalen Abschnitt der Form 3 nach OETTEKING[23]).

Der Gesichtsschädel des Markgrafen Ernst ist leptoprosop, das Obergesicht mesen, die Orbitae sind chamaekonch. Die Apertura piriformis ist leptorrhin, der vordere Nasenstachel ist nur mäßig entwickelt (Form 2 nach BROCA). Der Unterrand der knöchernen Nasenöffnung zeigt die typisch anthropine Form (nach HOVORKA). Die Incisurae malares sind sehr stark ausgeprägt, die Eckzahngruben sind sehr tief. Der Oberkiefer ist brachyuran, der Zahnbogen vom paraboloiden Typus. Aufgrund des Ganzprofilwinkels kann der Gesichtsschädel als orthognath bezeichnet werden.

Der Unterkiefer ist kompakt, am Angulus sind leichte Karies auf. Am zweiten Molaren der rechten Oberkieferhälfte ist es als Folge eines periapikalen Prozesses zu einem Durchbruch der buccalen Lamelle gekommen. Zahnsteinbesatz wurde buccal und lingual vornehmlich in oder nahe der Zahnhalsregion festgestellt.

Die Abrasion des ersten und dritten Molaren der rechten Unterkieferhälfte entspricht der Stufe 1 nach BROTHWELL. Der erste Molar der linken Unterkieferhälfte weist den Abkauungsgrad 3, der dritte Molar den Abkauungsgrad 1 (nach BROTHWELL) auf. Am ersten Molaren der rechten Unterkieferhälfte wurde distal eine starke Approximalkaries festgestellt. Ein periapikaler Prozeß am dritten Molar dieser Unterkieferhälfte dürfte die Ursache für die an zwei Stel-

len sichtbare Auflösung der buccalen Lamelle gewesen sein. Der Zahnsteinbesatz im Unterkiefer kann als mäßig („medium" nach BROTHWELL) eingestuft werden.

Das postkraniale Skelett des Markgrafen Ernst ist wie das seines Vaters sehr robust, die Muskelmarken lassen auf eine intensive körperliche Betätigung während seines Lebens schließen. Die aus den Abmessungen der Langknochen geschätzte Körperhöhe beträgt 180 cm (nach BREITINGER).

Markgraf Ernst ist damit, wie sein Vater, als für seine Zeit überdurchschnittlich groß zu bezeichnen.

Besonderheiten

Markgraf Ernst nahm, wie schon erwähnt, an der Seite Kaiser Heinrichs IV. am Kampf gegen die aufständischen Sachsen teil. Er ist am 9. Juni 1075 in der Schlacht bei Homburg a. d. Unstrut gefallen. An seinem Skelett sind vier, zum Teil tödliche, Verletzungen nachzuweisen, und zwar handelt es sich dabei um

1. eine 11 cm lange, scharf begrenzte Hiebwunde, die das linke Scheitelbein durchschlug und eine Aufsprengung der Hirnschale bis in das Stirnbein bewirkte (Abb. 1/1)
2. eine 4 cm lange Hiebwunde mit auslaufenden Rändern im Bereich des Endabschnittes der Pars vertica der Pfeilnaht auf der linken Schädelhälfte, die jedoch das Schädeldach nicht durchschlug (Abb. 1/1).
3. eine 4 × 2 cm große Aussprengung am Gelenkskopf des linken Humerus (Abb. 1/3)
4. eine scharf begrenzte Schnittwunde am Hals des linken Femur, die zu einer Abtrennung des Femurhalses führte (Abb. 1/2)

Um eine möglichst wahrheitsgetreue Rekonstruktion des Kampfes geben zu können, dem Markgraf Ernst in der Schlacht a. d. Unstrut zum Opfer fiel, ist eine Kenntnis der von den Sachsen im 11. Jahrhundert verwendeten Waffen erforderlich. Da keine zeitgenössischen Waffen erhalten geblieben sind, wurde auf Anraten von Hofrat Dr. Bruno THOMAS, ehemals Direktor der Waffensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien, der Teppich von Bayeux als historische Vergleichsunterlage herangezogen. Auf diesem Teppich ist die Schlacht bei Hastings dargestellt, in der König Harald im Jahre 1066, also nur neun Jahre vor der Schlacht bei Homburg a. d. Unstrut, im Kampf gegen Herzog Wilhelm von der Normandie unterlag und sein Leben verlor. Aufgrund von Expertenaussagen kann es als sicher angenommen werden, daß die Sachsen auf dem Festland mit den gleichen Waffen kämpften, wie die auf dem Teppich von Bayeux dargestellten Sachsen in England.

Wie die Darstellungen auf dem Teppich von Bayeux zeigen, verwendeten Sachsen wie Normannen als Fernwaffen Speere sowie Pfeil und Bogen, bei den Sachsen dienten Streitkolben zusätzlich als Wurfkeulen. Die bevorzugten Nahkampfwaffen der Sachsen waren Schwerter und Streitkolben. Zu ihren gefürchteten Spezialwaffen gehörten außerdem langschäftige Streitäxte. Als Schutzwaffen dienten auf beiden Seiten Schild, Sturmhaube und Panzerhemd.

Markgraf Ernst, der sicherlich beritten war, dürfte als erste und zugleich tödliche Verletzung eine Durchschlagung der linken Schädelhälfte durch eine langschäftige Streitaxt erhalten haben. Nach der Lage der Verletzung wurde ihm diese durch einen zu Fuß kämpfenden Krieger zugefügt. Eine ähnliche Kampfszene ist auch auf dem Teppich von Bayeux abgebildet. Da die Verletzung scharf begrenzt ist und sich nicht zum Jochbogen hin fortsetzt, kann sie nur durch eine Streitaxt und nicht durch ein Schwert verursacht worden sein. Die beiden Begrenzungen geben die Breite der Axtschneide an. Die Innenseite des Schädels zeigt die bei solchen Verletzungen üblichen Knochenaussprengungen. Durch die Wucht des Hiebes wurde der Schädel zum Stirnbein hin aufgesprengt. Es ist anzunehmen, daß dem Markgrafen durch diesen Hieb die Sturmhaube vom Kopf gerissen wurde.

Am Schädeldach ist eine Knochenrinne mit auslaufenden Rändern zu sehen, die offensichtlich von einem Schwerthieb stammt, der dem Markgrafen nach Verlust der Sturmhaube zugefügt wurde.

Was die Verletzung am Kopf des linken Oberarmknochens betrifft, so dürfte diese von einem Streitkolben herrühren. Da die Sachsen solche Streitkolben sowohl als Fernwaffen als auch als Nahkampfwaffen verwendeten, ist es nicht möglich anzugeben, ob der Markgraf diese Verletzung noch vor Beginn des Nahkampfes erhielt.

Als vierte Verletzung zeigt Markgraf Ernst eine Durchtrennung des linken Oberschenkelhalses durch einen Schwerthieb. Der Oberschenkel muß dem Markgrafen abgetrennt worden sein, als er vom Pferde sank oder gesunken war, da diese Art der Verletzung nur bei geschlossenen Beinen möglich ist. Bei einem Reiter mit gegrätschten Beinen wäre das Becken in Mitleidenschaft gezogen worden. Dieses ist jedoch unversehrt geblieben.

Markgraf Ernst muß seinen schweren Verletzungen sehr bald, vielleicht sogar noch auf dem Kampfplatz, erlegen sein. Es erscheint wenig glaubhaft, wenn eine geschichtliche Quelle berichtet, daß er erst am nächsten Tage starb „. . . et cum in castra semivivus relatus fuisset, postere die expiravit . . .". Alle anderen historischen Berichte, soweit sie überhaupt mehr als das Sterbejahr angeben, sprechen vom Tod des Markgrafen am 9. Juni 1075, also dem Tag der Schlacht an der Unstrut. Markgraf Ernst hat alle Verletzungen von vorne erhalten. Er dürfte keinen Versuch gemacht haben zu fliehen und ist dort, wo er sich der feindlichen Übermacht stellte, im Kampf ge-

fallen. Dies hat ihm von der Nachwelt den Beinamen „der Tapfere" eingebracht.
Sterbealter: matur (45.–50. Lebensjahr)
Geschlecht: männlich

C (Nr. 1)
Heinrich,

Stiefsohn des Markgrafen Ernst, geboren etwa um 1044, gefallen 1062 im Kampf gegen die Magyaren, Sohn des Markgrafen Siegfried und seiner Ehefrau Swanhild.

Identifikation

Schon bei der Zusammenstellung der Skelette im Untersuchungsraum des Stiftes Melk wurde von K. Lechner die Vermutung ausgesprochen, daß es sich bei dem Skelett dieses Jünglings um die Reste eines nahen Verwandten der Babenberger handeln könnte. Es war ihm jedoch nicht möglich, das Skelett mit einer historischen Persönlichkeit in Verbindung zu bringen. Erst H. Mitscha-Märheim[24]) gelang es, das Skelett mit Wahrscheinlichkeit zu identifizieren. Zum Mittelpunkt seiner historischen Forschungen wurde die unverheilte Hiebverletzung auf dem rechten Schulterblatt des Jünglings (Abb. 1/4). Da keine Kallusbildung erfolgte, muß der Jüngling während des Kampfes oder bald danach an dieser Verletzung oder an einer am Skelett nicht feststellbaren Verwundung gestorben sein.

H. Mitscha-Märheim konnte nachweisen, daß Heinrich, der Sohn des rheinländischen Markgrafen Siegfried und seiner Ehefrau Swanhild, 1062 im Kampf gegen die Magyaren gefallen ist. Nach dem Tode Siegfrieds heiratete seine Witwe Swanhild den Markgrafen Ernst. Dies erklärt, warum Heinrich, als Stiefsohn des Markgrafen, im Sarkophag der Babenberger beigesetzt wurde, am Epitaph jedoch nicht genannt ist. Wie bei den beiden zuvor beschriebenen Skeletten handelt es sich um eine Gruftbestattung.

Erhaltungszustand

Unvollständiges, stark zerbrochenes Kranium, im wesentlichen bestehend aus der rechten Hälfte des Stirnbeines, Teilen der rechten und linken Maxilla, aus der Pars basilaris des Hinterhauptbeines, dem rechten Schläfenbein mit anschließenden Teilen des Keilbeines, Resten des linken Schläfenbeines und des linken Keilbeines sowie aus dem stark beschädigten Unterkiefer. Die Sphenobasilarfuge ist offen (Abb. 2/1).

In der rechten Unterkieferhälfte gingen der Caninus sowie der erste Schneidezahn, in der linken Oberkieferhälfte die beiden Schneidezähne, der Caninus sowie der zweite Prämolar post mortem verloren. In der rechten Unterkieferhälfte sind beide Schneidezähne und der Caninus, in der linken Unterkieferhälfte der erste Schneidezahn post mortem ausgefallen. Der dritte Molar war nicht angelegt. Bißform war der Scherenbiß. Karies konnte keine festgestellt werden. Die Abrasion der Molaren kann als geringgradig bezeichnet werden (1–2 nach Brothwell), d. h. die Schmelzhöcker waren angeschliffen bzw. eingeebnet.

Der schlechte Erhaltungszustand erlaubte es nur wenige Schädelmaße abzunehmen, eine über die bekannten Geschlechtsmerkmale hinausgehende morphologische Beurteilung wurde daher unterlassen. Lediglich der Gesichtsschädel kann als orthognath bezeichnet werden.

Das postkraniale Skelett ist im wesentlichen erhalten geblieben. Die Epiphyse der meisten Langknochen sind aber stark beschädigt.

Die Körperhöhe (173 cm) wurde nach der Methode von Breitinger geschätzt.

Besonderheiten

Das rechte Schulterblatt zeigt eine unverheilte Hiebverletzung (Abb. 1/4). An einigen Knochen sind Brandspuren festzustellen, wahrscheinlich verursacht durch den Klosterbrand 1297, bei dem die Stiftskirche vollkommen zerstört wurde.

Sterbealter: juvenil (17.–18. Lebensjahr)
Geschlecht: männlich

D (Nr. 6)
Froiza (Dominica),

geboren ca. 1010, gestorben nach 1060; Tochter des Dogen von Venedig Otto Orseoli; verheiratet mit dem Markgrafen Ernst; Froiza ist eine Übersetzung des gleichbedeutenden romanischen Namens Dominica.

Identifikation

Aufgrund des annähernd bekannten Geburts- und Sterbedatums.

Erhaltungszustand

Kranium mit beschädigtem rechtem Scheitel- und Keilbein. In der rechten Oberkieferhälfte sind beide Schneidezähne und der dritte Molar, in der linken Oberkieferhälfte der erste Schneidezahn und der erste Prämolar post mortem verlorengegangen.

In der rechten Unterkieferhälfte sind intra vitam der zweite Prämolar, post mortem der erste und zweite Molar verlorengegangen. Der dritte Molar ist nicht durchgebrochen. Die Zähne der linken Unterkieferhälfte sind vollständig erhalten.

Im ganzen gesehen kann der Erhaltungszustand der Zähne als sehr gut bezeichnet werden.

Bis auf wenige leichte Beschädigungen liegt das postkraniale Skelett vollständig vor.

Das Skelett der Froiza gelangte aus einer Gruftbestattung in den Sarkophag.

Morphologischer Befund

Der dickwandige, sphänozyge Hirnschädel liegt mit seinem Indexwert an der unteren Grenze der Mesokranie zur Dolichokranie. Bezogen auf seine Längen-Höhen- und Breiten-Höhen-Verhältnisse ist er chamaekran und tapeinokran. Nach seinem transversalen Frontoparietal-Index kann er als metriometop klassifiziert werden (Abb. 2/2).

In der Aufsicht entspricht der Hirnschädel dem Birsoid nach Sergi. Die Kranznaht ist in der Pars bregmatica und Pars temporalis vollständig verstrichen, in der Pars complicata ist links noch ein Nahtrest festzustellen. Die Pfeil- und Lambdanaht ist innen und außen obliteriert.

In der Seitenansicht kommen die nur mäßig steile Stirn, die gleichmäßig zum Vertex aufsteigende Scheitellinie und das ausladende Hinterhaupt zum Ausdruck. Die Überaugengegend ist zart, die Glabellarentwicklung entspricht der Stufe II nach Broca. Die Protuberantia occipitalis externa ist mäßig entwickelt (Variante 2 nach Broca). Die Warzenfortsätze sind kurz, die Nahtkombination der Schläfengrube und die Sutura parietotemporalis sind wegen der fortgeschrittenen Verknöcherung nicht zu beurteilen.

In der Ansicht von hinten entspricht der Hirnschädel gemäß der Lage seiner größten Breite der Hausform. Das Planum nuchale ist mäßig skulpturiert, die Form des großen Hinterhauptloches kann wegen leichter Beschädigungen der Basis nicht beurteilt werden.

Der Gesichtsschädel ist hyperleptoprosop, das Obergesicht ist hyperlepten, die Orbitae sind hypsikonch. Die mittelhohe (mesorrhine) knöcherne Nasenöffnung hat die typische anthropine Form 3 nach Hovorka, der vordere Nasenstachel die Form 2 nach Broca. Die Incisurae malares sind stark ausgeprägt, die Eckzahngruben tief. Der Oberkiefer ist brachyuran, der Zahnbogen hat eine paraboloide Form.

Aufgrund des Ganzprofilwinkels ist der Gesichtsschädel als mesognath einzustufen.

Der Unterkiefer ist für das weibliche Geschlecht auffallend derb, die Muskelrauheiten an den Gonien sind stark ausgeprägt. Das Kinn ist durch eine niedrige Pyramide und schwach entwickelte Tubera mentalia charakterisiert. Bißform ist der Regelbiß.

Die Abrasion des ersten bzw. zweiten Molaren der rechten Oberkieferhälfte entspricht der Stufe 2 bzw. 1–2, die drei Molaren der linken Oberkieferhälfte weisen in der Reihenfolge M1–M3 die Abrasionsgrade 3, 2–3 und 1 auf (nach Brothwell).

Am zweiten Praemolaren der linken Oberkieferhälfte ist eine starke Karies festzustellen, die die Krone fast völlig zerstört hat. Ein zusätzlicher periapikaler Prozeß hat zu einem Durchbruch der buccalen Lamelle im Bereich der Iuga alveolaria geführt. Der Zahnsteinbesatz des Oberkiefers kann als mäßig („medium" nach Brothwell) bezeichnet werden.

In der rechten Unterkieferhälfte ist die Zerstörung der äußeren Lamelle unter dem ersten Molaren auf einen periapikalen Prozeß zurückzuführen.

Die Molaren der linken Unterkieferhälfte weisen in der Reihenfolge M1–M3 die Abkauungsgrade 3, 2–3 und 1 auf (nach Brothwell). Karies ist nur buccal am zweiten Molaren nachzuweisen.

Der Zahnsteinbesatz des Unterkiefers entspricht dem des Oberkiefers.

Das postkraniale Skelett der Froiza ist verhältnismäßig robust bei eindeutig weiblicher Ausprägung der Beckenmerkmale. Das schmale Schambein zeigt eine nahezu glatte Symphysis ossis pubis. Die Körperhöhe wurde nach der Methode von Bach[25]) auf 162 cm geschätzt.

Besonderheiten

Eckiger Zahnbogen, Zahnengstand rechts oben und unten, Torus palatinus.

Sterbealter: spätmatur (etwa 55. Lebensjahr)
Geschlecht: weiblich

E (Nr. 7)
Swanhild,

geboren ca. 1025, gestorben ca. 1062/65; erste Ehefrau des Markgrafen Ernst, Witwe des Markgrafen Siegfried, wie dieser aus dem Rheinland stammend.

Identifikation

Wie bei D (Nr. 6) erfolgte die Identifikation allein aufgrund des historisch bekannten Sterbealters.

Erhaltungszustand

Vollständiges Kranium; die äußere Tafel ist an der rechten Hirnschädelseite und im Bereich des Planum nuchale abgemürbt.

Im Oberkiefer sind bis auf den post mortem verlorengegangenen ersten linken Schneidezahn alle Zähne vorhanden.

In der rechten Unterkieferhälfte sind alle Zähne, in der linken Unterkieferhälfte alle bis auf den zweiten Praemolaren und den ersten Molaren (beide post mortem ausgefallen) erhalten. In Ober- und Unterkiefer sind die dritten Molaren nicht durchgebrochen.

Bis auf einige Rückenwirbel sowie die Sprung- und Fersenbeine liegt das postkraniale Skelett vollständig vor.

Das Skelett Swanhilds stammt aus einer Gruftbestattung.

Morphologischer Befund

Der Längenbreiten-Index des dünnwandigen, kryptozygen Hirnschädels liegt an der oberen Grenze der Mesokranie zur Brachykranie. Der Hirnschädel

Tabelle 3: Maße der postkranialen Skelette

Maß Nr. nach Martin (1928)	Knochen u. Maße	Adalbert (A 3) l/r	Ernst (B 2) l/r	Heinrich (C 1) 17–18 J l/r
	HUMERUS (Oberarmbein)			
1.	Gr. Länge	—/362	365/369	—/320
4.	Untere Epiphysenbreite	—/—	67/67	—/—
5.	Gr. Durchm. Mitte	—/26	23/25	21/23
6.	Kl. Durchm. Mitte	—/20	19/20	18/18
7.	Kl. Umfang d. Diaphyse	—/67	65/69	60/65
	RADIUS (Speiche)			
1.	Gr. Länge	263/265	265/265	—/—
	ULNA (Elle)			
1.	Gr. Länge	—/—	283/—	—/—
	OS SACRUM (Kreuzbein)			
2.	Vord. gerade Länge	141	136	—/—
5.	Vord. obere gerade Breite	106	117	96
10.	Untere gerade Breite	—/—	51	—/—
	PELVIS (Becken)			
1.	Beckenhöhe	224/226	236/236	—/—
2.	Gr. Beckenbr. (Cristalbreite)	298	292	—/—
5.	Vord. obere Spinalbr. (Sp. il. ventr.)	260	243	192
12.	Darmbeinbreite	162/164	169/170	—/—
23.	Sagitt. Durchm. d. Beckeneinganges	130	121	(93)
24.	Querdurchm. d. Beckeneing.	134	142	112
	FEMUR (Schenkelbein)			
1.	Gr. Länge	—/533	521/519	480/481
2.	Ganze Länge in nat. Stllg.	—/531	519/517	479/479
6.	Sagitt. Durchm. d. Diaphysenmitte	35/37	34/34	31/30
7.	Transv. Durchm. d. Diaphysenmitte	29/30	29/30	26/24
8.	Umfang d. Diaphysenmitte	100/102	98/99	90!88
9.	Oberer transv. Diaphysendm.	31/32	33/33	30/31
10.	Oberer sagitt. Diaphysendm.	30/32	30/30	28/29
	TIBIA (Schienbein)			
1.	Ganze Länge (lat. Kond.-mall. tib.)	417/420	394/392	375/373
8.	Gr. sagitt. Durchm. d. Mitte	33/32	32/34	26/25
8a.	Gr. Durchm. in Niveau d. For. nutr.	37/35	37/36	34/35
9.	Gr. transv. Durchm. d. Mitte	24/26	25/24	22/22
9a.	Transv. Durchm. in Niveau d. For. nutr.	26/29	27/26	24/26
10b.	Kl. Umfang d. Diaphyse	79/83	78/78	72/72

ist, bezogen auf seine Basion-Bregma-Höhe, chamaekran und tapeinokran, hinsichtlich seiner Ohr-Bregma-Höhe kann er als ortho- und tapeinokran bezeichnet werden. Er ist kugelstirnig, sein transversaler Frontoparietal-Index charakterisiert ihn als stenometop.

In der Norma verticalis entspricht er einem Ovoid (nach Sergi)[48]. Kranz- und Labdanaht sind vollständig offen, die Pfeilnaht ist im Bereich der Pars bregmatica, vertica und obelica verstrichen (Abb. 2/3).

In der Norma lateralis zeigt sich die regelmäßige Wölbung der Median-Sagittal-Kontur mit den schwach entwickelten Stirnhöckern und dem auslaufenden, curvoccipitalen Hinterhaupt. Die Überaugengegend ist schwach entwickelt, die Glabella tritt nur wenig hervor (II nach Broca). Die Nahtkonfiguration der Schläfengrube entspricht der Varietät a nach Martin und Saller[26]). Die Sutura parietotemporalis entspricht dem Typus A nach Villiers. Die Warzenfortsätze sind spitz und für das weibliche Geschlecht relativ groß. Die Protuberantia occipitalis externa ist nahezu nicht ausgeprägt (Form o nach Broca).

In bezug auf die Norma occipitalis läßt sich der Hirnschädel der Bombenform zuordnen. Das Planum nuchale ist kaum skulpturiert. Das große Hinterhauptloch kann als nahezu kreisrund bezeichnet werden (Form 4 nach Oetteking).

Tabelle 4: Maße der postkranialen Skelette

Maß Nr. nach MARTIN (1928)	Knochen u. Maße	Froiza (D 6) l/r	Swanhild (E 7) l/r	Adelheid (F 4) l/r	Mechthild (G 5) l/r
	HUMERUS (Oberarmbein)				
1.	Gr. Länge	297/299	293/295	—/344	325/326
4.	Untere Epiphysenbreite	53/54	49/51	—/51	56/56
5.	Gr. Durchm. Mitte	20/21	19/21	18/18	19/20
6.	Kl. Durchm. Mitte	15/15	15/15	14/15	15/15
7.	Kl. Umfang d. Diaphyse	52/55	54/57	52/52	51/52
	RADIUS (Speiche)				
1.	Gr. Länge	220/222	220/227	235/238	230/232
	ULNA (Elle)				
1.	Gr. Länge	241/—	234/—	—/—	—/253
	OS SACRUM (Kreuzbein)				
2.	Vord. gerade Länge	—/—	—/—	129	—/—
5.	Vord. obere gerade Länge	117	115	112	—/—
10.	Untere gerade Breite	—/—	—/—	—/—	—/—
	PELVIS (Becken)				
1.	Beckenhöhe	—/185	186/189	200/195	—/—
2.	Gr. Beckenbreite (Cristalbreite)	256	267	271	—/—
5.	Vord. obere Spinalbreite (Sp. il. ventr.)	205	228	257	—/—
12.	Darmbeinbreite	135/134	147/151	153/151	—/—
23.	Sagitt. Durchm. d. Beckeneinganges	113	102	(119)	—/—
24.	Querdurchm. d. Beckeneing.	143	145	142	—/—
	FEMUR (Schenkelbein)				
1.	Gr. Länge	420/418	425/425	492/488	460/456
2.	Ganze Länge in nat. Stellg.	414/413	423/423	489/484	456/452
6.6.	Sagitt. Durchm. d. Diaphysenmitte	26/27	27/29	24/23	23/25
7.	Transv. Durchm. d. Diaphysenmitte	22/23	25/27	25/24	23/24
8.	Umfang d. Diaphysenmitte	75/78	82/87	75/74	73/75
9.	Oberer transv. Diaphysendurchm.	24/24	27/28	29/27	29/31
10.	Oberer sagitt. Diaphysendurchmesser	24/24	26/26	23/25	25/28
	TIBIA (Schienbein)				
1.	Ganze Länge (lat. Kond.-mall. tib.)	342/342	337/339	384/389	376/378
8.	Gr. sagitt. Durchm. d. Mitte	24/25	27/28	24/26	24/25
8a.	Gr. Durchm. in Niveau d. For. natr.	26/26	31/31	31/31	28/30
9.	Gr. transv. Durchm. d. Mitte	20/20	20/21	21/21	21/21
9a.	Transv. Durchm. in Niveau d. For. nutr.	22/22	23/23	22/23	23/23
10b.	Kl. Umfang d. Diaphyse	65/65	70/71	67/67	67/65

Der sphänoprosope Gesichtsschädel ist leptoprosop, das Obergesicht seinem Index nach lepten, das Untergesicht kann als schmal bezeichnet werden. Die rundlichen Orbitae sind hypsikonch, die knöcherne Nasenöffnung ist mesorrhin, ihr Unterrand hat die Form 3 nach HOVORKA mit einer angedeuteten Fossa praenasalis. Der vordere Nasenstachel ist als mäßig prominent (Form 2 nach BROCA) zu bezeichnen. Die Incisura malaris ist stark eingezogen, die Eckzahngrube ist tief.

Was den Ganzprofilwinkel betrifft, so ist der Gesichtsschädel als mesognath einzustufen. Die Maxilla ist brachyuran, der Zahnbogen paraboloid. Am harten Gaumen ist ein breitrückiger Torus palatinus zu beobachten. Die mäßig konvergierenden Äste des Unterkiefers sind schmal, sein Muskelrelief schwach entwickelt, das Kinn ist pyramidenförmig. Bißform ist der Regelbiß.

Die Abrasion der ersten Oberkiefermolaren entspricht der Stufe 4, die der zweiten Oberkiefermolaren der Stufe 3 nach BROTHWELL. In der rechten Oberkieferhälfte ist am zweite Praemolaren und ersten Molaren eine distale Aproximalkaries festzustellen. Der Zahnsteinbesatz kann als mäßig („medium" nach BROTHWELL) klassifiziert werden.

Der erste und zweite Molar der rechten Unterkieferhälfte weist die Abrasion 4–5, der zweite Molar der linken Unterkieferhälfte ebenfalls die Abrasionsstufe 4–5 nach BROTHWELL auf. Der zweite Praemolar der rechten Unterkieferhälfte weist distal, der erste Molar medial eine tiefe Aproximalkaries auf. Bei beiden Zähnen kam es auf Grund eines periapicalen

Prozesses zu einer Perforation der buccalen Lamelle im Bereich der Iuga alveolaria.

Das postkraniale Skelett kann allgemein als grazil bezeichnet werden. Von den geschlechtsspezifischen Merkmalen des Beckens seien der weite Arcus pubis, die weite Incisura ischiadica major, das dreieckige Foramen obturatum und der breite Beckeneingang erwähnt. Die Symphysis ossis pubis ist nahezu glatt. Die Knorpelbrücken an den Rippen sind zum größten Teil verknöchert. Die geschätzte Körperhöhe beträgt 161,5 cm (nach Bach).

Sterbealter: spätadult (35.–40. Lebensjahr)
Geschlecht: weiblich

F (Nr. 4)
Adelheid,

geboren ca. 1040/41, gestorben 1071; Tochter des Markgrafen Dedis von Meissen und seiner Ehefrau Oda; zweite Ehefrau des Markgrafen Ernst.

Identifikation

Aufgrund des historischen Geburts- und Sterbedatums.

Erhaltungszustand

Kranium mit Beschädigungen am rechten und linken Jochbogen sowie am linken Unterkieferast.

In der rechten Oberkieferhälfte sind beide Schneidezähne sowie der erste Molar post mortem verlorengegangen. Der dritte Molar ist zwar angelegt, aber nicht durchgebrochen. In der linken Oberkieferhälfte sind beide Schneidezähne und der dritte Molar post mortem, der zweite Molar bereits intra vitam ausgefallen.

In der rechten Unterkieferhälfte sind bis auf den zweiten Praemolaren und den ersten Molaren, in der linken Unterkieferhälfte bis auf den ersten und den dritten Molaren sämtliche Zähne post mortem verloren gegangen.

Das postkraniale Skelett ist bis auf die rechte Ulna und einige Wirbel vollständig. Vor ihrer Beisetzung in dem Melker Sarkophag war Adelheid in einer Gruft bestattet.

Morphologischer Befund

Der Längen-Breiten-Index des Hirnschädels lokalisiert diesen an der oberen Grenze der Brachykranie zur Hyperbrachykranie. Der Längen-Höhen- bzw. Breiten-Höhen-Index kennzeichnet ihn als orthokran bzw. tapeinokran, der Längen-Ohr-Höhen- bzw. Breiten-Ohr-Höhen-Index als hypsikran bzw. tapeinokran. Mit einem Index-Wert von 82,3 kann er als normalstirnig bezeichnet werden, der transversale Frontoparietal-Index beschreibt ihn als stenometop (Abb. 2/4). In der Norma verticalis ähnelt der sphänozyge Hirnschädel einem Sphenoid (nach Sergi). Die Stirnhöcker sind betont. Die Kranznaht ist in der Pars temporalis, die Pfeilnaht in der Pars vertica und obelica, die Lambdanaht in der Pars media verstrichen. Die Norma lateralis zeigt die steile Stirnkontur, die in der regelmäßigen Wölbung der Scheitellinie in ein kurvoccipitales Hinterhaupt übergeht. Die Überaugengegend ist nur sehr schwach entwickelt, die Glabella entspricht der Form II nach Broca. Die Inion-Region ist kaum ausgeprägt (1 nach Broca), die Warzenfortsätze sind kurz und kräftig. Die Nahtkonfiguration der Schläfengrube ist der Variante a nach Martin und Saller[27]), der Verlauf der Sutura parietotemporalis der Variante A nach Villiers zuzuordnen.

In der Norma occipitalis weist der Hirnschädel mit dem gewölbten Scheitel und den gekrümmten Seitenwänden die Bombenform auf. Die Muskelrauheiten des Planum nuchale sind mäßig entwickelt, das Foramen magnum bildet ein unregelmäßiges Rund. Der Gesichtsschädel ist mittelhoch (mesoprosop), das Obergesicht mesen, die Orbitae mesokonch. Der Unterrand der mesorrhinen Nasenöffnung hat die typisch anthropine Form 3 nach Hovorka , der vordere Nasenstachel ist abgebrochen, dürfte aber der Variante 2 nach Broca entsprochen haben.

Die Incisurae malares sind mäßig ausgeprägt, die Fossae caninae seicht. Die brachyurane Maxilla besitzt einen paraboloiden Zahnbogen. Der Unterkiefer ist grazil, das niedrige Kinn zeigt die typisch weibliche Form. Bißform ist der Regelbiß.

Die Abrasion des zweiten Molaren der rechten Oberkieferhälfte entspricht den Stufen 2–3, die des ersten Molaren der linken Oberkieferhälfte den Stufen 3–4 nach Brothwell. Am zweiten Praemolaren der rechten Oberkieferhälfte ist eine Karies festzustellen, die den Zahn weitgehend zerstört hat.

In der rechten Unterkieferhälfte entspricht die Abrasion des ersten Molaren der Stufe 3, in der linken Unterkieferhälfte die des ersten Molaren der Stufe 3, die des dritten Molaren der Stufe 1 nach Brothwell. Ein kariöser Prozeß ist nicht festzustellen.

Der Zahnsteinbesatz kann im Ober- und Unterkiefer als gering („slight" nach Brothwell) bezeichnet werden.

Adelheid dürfte aufgrund ihres grazilen postkranialen Skelettes hochschlankwüchsig gewesen sein. Sie weist mit 171 cm (geschätzt nach Bach) die größte Körperhöhe der im Stift Melk beigesetzten Frauen auf.

Besonderheiten

Extrem schmales Os pubis mit fast glatter Symphysenoberfläche.

Sterbealter: adult (etwa 30. Lebensjahr)
Geschlecht: weiblich

G (Nr. 5)
Mechthild,

geboren ca. 1052, gestorben ca. 1074/75; Tochter des Grafen Rapoto von Cham; erste Ehefrau des Markgrafen Leopold II. (nach der Melker Zählung III.).

Identifikation

Aufgrund des ungefähr errechneten Geburts- und Sterbejahres.

Erhaltungszustand

Kranium mit leichten Beschädigungen der Temporalschuppen. In der rechten und linken Oberkieferhälfte sind bis auf die post mortem verlorengegangenen Schneide- und Eckzähne sämtliche Zähne vorhanden. Die dritten Molaren haben die Kaufläche noch nicht erreicht. In der rechten Unterkieferhälfte sind bis auf die beiden Praemolaren und den ersten Molaren, in der linken Unterkieferhälfte bis auf den ersten und zweiten Molaren sämtliche Zähne post mortem ausgefallen. Die dritten Molaren sind beidseits noch nicht durchgebrochen.

Bis auf einige leichte Beschädigungen liegt das postkraniale Skelett vollständig vor.

Das Skelett Mechthilds stammt aus einer Gruftbestattung.

Morphologischer Befund

Der brachykrane Hirnschädel ist in bezug auf seine Längen-Höhen- bzw. Breiten-Höhen-Proportionen orthokran bzw. tapeinokran. Er kann gemäß seiner Indices als normalstirnig und stenometop bezeichnet werden.

In der Aufsicht ist er formal zwischen dem Ovoid und dem Ellipsoid (nach Sergi) einzuordnen. Sämtliche Schädelnähte sind offen. In der Seitenansicht zeigt sich neben der zarten Überaugengegend und einer wenig prominenten Glabella (Form II nach Broca) eine mäßig steile Stirnkontur, die gleichförmig zum Scheitel aufsteigt, um in ein kurvoccipitales Hinterhaupt überzugehen. Die Protuberantia occipitalis externa ist nur angedeutet (Form 1 nach Broca), die Warzenfortsätze sind sehr kurz. Die Beschädigungen im Bereich der Schläfengrube lassen die Nähte des Pterion nicht mehr mit Sicherheit beurteilen, die Sutura parietotemporalis dürfte der Variante A nach Villiers entsprechen (Abb. 3).

In der Hinteransicht zeigt sich die Bombenform. Das Planum nuchale ist deutlich abgesetzt, die Muskelrauheiten sind jedoch nur mäßig entwickelt. Die Form des großen Hinterhauptloches ist kurz elliptisch, die Sphenobasilarfuge geschlossen.

Der Gesichtsschädel der Mechthild ist mesoprosop, das Obergesicht mittelhoch (mesen), die Orbitae hypsikonch. Die leptorrhine knöcherne Nasenöffnung hat den für die Anthropinen typischen Unterrand (3 nach Hovorka), der vordere Nasenstachel ist prominent (4 nach Broca). Die Incisurae malares sind stark ausgeprägt, die Eckzahngruben tief. Der Oberkiefer ist brachyuran, der Zahnbogen vom paraboloiden Typus.

Der Ganzprofilwinkel charakterisiert den Gesichtsschädel als orthognath.

Der Unterkiefer ist wie der gesamte Schädel grazil, das Kinn ist durch eine kaum betonte Pyramide und sehr schwache Tubera mentalia gekennzeichnet. Bißform war wahrscheinlich der Regelbiß.

Die Abrasion der ersten Molaren des Oberkiefers entspricht der Stufe 1, die der zweiten Molaren der Stufe 0–1 und die der dritten Molaren der Stufe 0 nach Brothwell. Karies wurde nur an der Krone des zweiten Praemolaren der rechten Oberkieferhälfte festgestellt. In der rechten Unterkieferhälfte erreichte die Abkauung des ersten Molaren die Stufe 2, in der linken die Stufe 2–3. Der zweite Molar der linken Unterkieferhälfte weist die Abrasionsstufe 1 nach Brothwell auf.

Der Zahnsteinbesatz im Ober- und Unterkiefer kann als leicht („slight" nach Brothwell) bezeichnet werden. Das postkraniale Skelett der Mechthild ist grazil, die Symphysen- und Apophysenfugen sind z. T. noch gut sichtbar. Die Körperhöhe (geschätzt nach Bach) beträgt 167 cm.

Sterbealter: frühadult (22.–24. Lebensjahr)
Geschlecht: weiblich

H (Nr. 8)
„Puella Juditha"

Schwester von Leopold dem Heiligen

Identifikation

Alle historischen Unterlagen sagen aus, daß „Puella Juditha" vor Erreichung des achten Lebensjahres starb und in Melk beigesetzt wurde. Die am Skelett erhobenen Befunde stimmen mit den historischen Unterlagen überein.

Erhaltungszustand

Stark zerbrochenes Kranium, im wesentlichen bis auf die linke Hälfte des Gehirnschädels, Teile der rechten und linken Maxilla sowie des rechten Os zygomaticum und des rechten Unterkieferastes vollständig.

Im Ober- und Unterkiefer sind bis auf die beiden Milchmolaren und die ersten Dauermolaren alle Zähne post mortem verlorengegangen. Die ersten Dauermolaren haben die Kauebene erreicht, die zweiten Dauermolaren befinden sich noch in den Alveolen. Der erste Incisivus ist bereits durchgebrochen, der zweite Incisivus ist knapp vor dem Durchbruch.

Da wegen starker Beschädigungen nur ein klei-

Tab. 5: Indices der Hirn- und Gesichtsschädel

Maß Nr. nach Martin (1928)	Index	Adalbert A(3)	Ernst B(2)	Heinrich C(1)	Froiza D(6)	Swanhild E(7)	Adelheid F(4)	Mechthild G(5)	Juditha H(8)
1.	Längen-Breiten-I. (8 : 1)	73,5	75,3	—	75,7	79,7	84,4	81,5	—
2.	Längen-Höhen-I. (17 : 1)	70,9	64,9	—	61,1	65,5	73,7	70,5	75,6
3.	Breiten-Höhen-I. (17 : 8)	96,5	86,3	—	81,4	82,1	87,2	86,5	—
4.	Längen-Ohr-Höhen-I. (20 : 1)	62,8	56,7	—	53,5	61,3	64,7	60,1	68,8
5.	Breiten-Ohr-Höhen-I. (20 : 8)	85,4	75,3	—	70,7	76,9	76,6	73,8	—
—.	Bogen-Basis-I. (5 : 25)	—	24,9	—	27,2	25,9	25,6	27,4	22,1
—.	Transv. Parietom. I. (13 (1) : 8)	87,5	88,4	—	88,6	85,8	86,5	88,7	—
12.	Transv. Frontal-I. (9 : 10)	80,2	73,9	—	—	79,3	82,3	80,0	—
13.	Transv. Frontopar. I. (9 : 8)	64,6	60,3	—	67,1	65,7	65,9	65,2	—
38.	Gesichts.I. (47 : 45)	92,5	94,1	—	96,0	92,7	88,3	87,7	—
—.	Jugofrontal-I. (9 : 45)	69,9	65,2	—	74,6	71,5	72,7	70,8	—
39.	Obergesichts-I. (48 : 45)	—	53,3	—	60,3	58,5	53,1	54,6	—
40.	Jugomandibular-I. (66 : 45)	77,4	76,3	—	77,8	74,8	78,9	73,1	—
42.	Orbital- I. (52 : 51)	76,6	75,0	—	86,4	87,5	76,2	92,7	—
48.	Nasen-I. (54 : 55)	50,9	45,3	—	48,1	49,1	49,0	43,4	53,5
54.	Maxilloalveolar-I. (61 : 60)	127,5	132.0	—	119,6	126,9	142,2	144,4	—
60.	Kiefer-I. (40 : 5)	—	89,5	94,4	98,9	98,9	92,1	86,2	84,4
63.	I. d. Unterkieferastes (71 : 70)	43,1	43,5	—	53,1	—	45,0	45,8	—
64.	Breiten-I. (66 : 65)	88,0	82,4	—	83,8	77,9	82,1	78,5	—
69	Long. Craniofacial-I. (40 : 1)	—	43,8	—	51,9	51,2	49,1	46,8	40,6
70.	Vert. Craniofac. I. mod. (48 : 17)	—	57,1	50,4	66,7	65,5	55,3	58,2	50,4

ner Teil der Schädelmaße abgenommen werden konnte, ist eine eingehendere morphologische Beurteilung nicht möglich. Der kindliche Schädel von H (Nr. 8) ist daher nur durch wenige Indices als hypsikran, chamaerrhin und orthognath charakterisierbar (Abb. 2/1 unten).

Das postkraniale Skelett ist im wesentlichen bis auf die Clavicula, beide Ulnae und einige Wirbel vollständig. Die Epiphysen der Schulterblätter und der meisten Langknochen sind verlorengegangen, da sie zum Zeitpunkt des Todes noch nicht vollständig mit den Diaphysen verwachsen waren.

Es handelt sich um eine Gruftbestattung.

Sterbealter: Infans II (7.–8. Lebensjahr)
Geschlecht: weiblich

I (Nr. 10)

Isolierter, beschädigter linker Oberarmknochen eines männlichen Individuums (adult-matur) aus einer Gruftbestattung. Die vorhandenen Brandspuren sind wahrscheinlich auf den Klosterbrand 1297 zurückzuführen (Abb. 1/5).

Im Zusammenhang mit der Frage nach der Herkunft dieses Knochens taucht die Vermutung auf, daß Markgraf Heinrich I., der, wie historisch belegt werden kann, im Stift Melk beigesetzt wurde, als eigentlicher Gründer des Stiftes in einem Hochgrab bestattet war, das dem Klosterbrand im Jahre 1297 zum Opfer fiel. Möglicherweise handelt es sich bei diesem angebrannten Oberarmknochen um den letzten nach dem Brand geborgenen Rest von Heinrich I.

Folgende metrische Merkmale des Oberarmknochens I (Nr. 10) konnten erhoben werden: Untere Breite 67 mm. Kleinster Umfang der Diaphyse 63 mm.

J (Nr. 12)

Es handelt sich um den isolierten, unversehrten linken Oberarmknochen eines männlichen Individuums (adult-matur) aus einer Gruftbestattung. Wie bei dem beschädigten und angebrannten linken Oberarmknochen I (Nr. 10) ist auch bei diesem Knochen die Deutung seiner Herkunft schwierig.

Mehrere Möglichkeiten lassen sich in diesem Zusammenhang diskutieren:

1. Nicht der Oberarmknochen I (Nr. 10), sondern der unversehrte Oberarmknochen J (Nr. 12) stammt von Markgraf Heinrich.
2. Es kann eine symbolische Umbettung der Gebeine von Leopold I. von Würzburg nach Stift Melk durchgeführt worden sein. Zu diesem Zweck wurde der linke Oberarmknochen als pars pro toto ausgewählt. Da jedoch der Dom von Würzburg und mit ihm das Grab von Leopold I. im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden, kann diese Annahme nicht mehr auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft werden.
3. Der Humerus stammt von einer symbolischen Überführung der Gebeine des Markgrafen Leopold II. von seiner Burg Gars am Kamp nach Stift Melk.
4. Der Oberarmknochen J (Nr. 12) stammt von einer Reliquie, die den Gebeinen der Babenberger beigefügt wurde.

Tab. 6: Indices der postkranialen Skelette

Index	Adalbert A (3) l/r	Ernst B (2) l/r	Heinrich C (1) l/r	Froiza D (6) l/r	Swanhild E (7) l/r	Adelheid F (4) l/r	Mechthild G (5) l/r
HUMERUS							
Längendicken-I. (7 : 1)	—/18,5	17,8/18,7	—/20,3	17,5/18,4	18,4/19,3	—/15,1	15,7/15,9
Diaph.-Querschn.-I. (6 : 5)	—/76,9	82,6/80,0	85,7/78,3	75,0/71,4	78,9/71,4	77,8/83,3	78,9/75,0
PELVIS							
Breitenhöhen-I. (1 : 2)	75,2/75,8	80,8/80,8	—/—	—/72,3	69,7/70,8	73,8/71,9	—/—
Beckeneingangs-I. (23 : 24)	97,0	85,2	83,0	79,0	70,3	83,8	—
Breiten-I. (24 : 2)	44,9	48,6	—	55,8	54,3	52,4	—
FEMUR							
Robustizitäts-I. (6 + 7 : 2)	—/12,6	12,1/12,4	11,9/11,3	11,6/12,1	12,3/13,2	10,0/ 9,7	10,1/10,8
Index pilastricus (6 : 7)	120,7/123,3	117,2/113,3	119,2/125,0	118,2/117,4	108,0/107,4	96,0/95,8	100,0/104,0
Index platymericus (10 : 9)	96,8/100,0	90,9/90,9	93,3/93,5	100,0/100,0	96,3/92,9	79,3/92,6	86,2/90,3
TIBIA							
I. d. Querschn. Mitte (9 : 8)	72,7/81,3	78,1/70,6	84,6/88,0	83,3/80,0	74,0/75,0	87,5/80,8	87,5/84,0
Index cnemicus (9a : 8a)	70,3/82,9	72,9/72,2	70,6/74,3	84,6/84,6	74,2/74,2	70,9/74,2	82,1/76,7
Längendicken-I. (10b : 1)	18,9/19,8	19,8/19,9	19,2/19,3	19,0/19,0	20,8/20,9	17,4/17,2	17,8/17,2

Obwohl es sich bei diesen Deutungsversuchen um reine Spekulationen handelt, dürfte der letzten Möglichkeit die größte Wahrscheinlichkeit zukommen.

Folgende metrische Merkmale des Oberarmknochens J (Nr. 12) konnten erhoben werden: Größte Länge 318 mm, untere Breite 67 mm, größter Durchmesser der Mitte 22 mm, kleinster Durchmesser der Mitte 17 mm, kleinster Umfang der Diaphyse 61 mm.

K (Nr. 9)

Bruchstücke des Hirn- und Gesichtsschädels, des linken Schlüsselbeines, des linken und rechten Femurs sowie der rechten Tibia eines männlichen Individuums (frühadult) aus einer Erdbestattung, nicht identifizierbar.

Folgende metrische Merkmale des linken Femurs konnten erhoben werden: Sagittaler Diaphysendurchmesser 28 mm, transversaler Diaphysendurchmesser 27 mm, Umfang der Diaphysenmitte 88 mm, oberer transversaler Diaphysendurchmesser 28 mm, oberer sagittaler Diaphysendurchmesser 28 mm.

L (Nr. 11)

Reste des Hirn- und Gesichtsschädels eines männlichen Individuums (matur) aus einer Erdbestattung, nicht identifizierbar.

M (Nr. 13)

Erhalten sind ein beschädigter rechter Humerus, der kraniale Teil des Kreuzbeines, die Diaphyse eines rechten Femurs sowie Rippen- und Schlüsselbeinfragmente eines weiblichen Individuums (adult-matur) aus einer Erdbestattung. Diese Skelettreste könnten möglicherweise von Richwara (Richarda), der Ehefrau des Markgrafen Leopold I. stammen. Der historische Nachweis einer Umbettung aus einem Erdgrab in die Babenberger Gruft müßte jedoch erst erbracht werden.

Folgende metrische Merkmale konnten erhoben werden: Vordere obere gerade Breite des Sacrum 115 mm.

Am rechten Femur: Sagittaler Diaphysendurchmesser 27 mm, transversaler Diaphysendurchmesser 27 mm, Umfang der Diaphysenmitte 85 mm, oberer transversaler Diaphysendurchmesser 30 mm, oberer sagittaler Diaphysendurchmesser 29 mm.

N (Nr. 14)

Hirnschädel- und Fibulafragmente eines Kleinkindes (Infans I) aus einer Erdbestattung, nicht identifizierbar.

O (Nr. 15)

Hirnschädel- und Tibiabruchstücke eines Kleinkindes (Infans I) aus einer Gruftbestattung, nicht identifizierbar.

Gruppencharakteristik und morphometrischer Vergleich

Die durch ihre Skelettreste am vollständigsten repräsentierten Männer, die im Stift Melk beigesetzt wurden, sind Markgraf Adalbert, sein Sohn Markgraf Ernst und Heinrich, der Stiefsohn des Markgrafen Ernst. Mit Ausnahme des Letzteren, der das Erwachsenenalter bei seinem Tode noch nicht erreicht hatte, zeichnen sie sich durch besondere Robustizität der Knochen, sehr kräftige Muskelmarken und eine für ihre Zeit ungewöhnlich große Körperhöhe aus. Sowohl Markgraf Adalbert als auch Markgraf Ernst haben auf Grund der am Skelett festgestellten Merkmale einen athletischen Körperbau besessen.

Die Ansicht der Historiker, daß es sich bei den Markgrafen Adalbert und Ernst um waffentüchtige,

für ihre Aufgabe, die Verteidigung der Mark, hervorragend geeignete Männer gehandelt hat, unterliegt aus humanbiologischer Sicht keinem Zweifel. Die durch die anthropologische Untersuchung erwiesene Tatsache, daß Markgraf Ernst seine tödlichen Verletzungen von vorne erhalten hat, zeigt, daß er sich dem Schlachtgetümmel nicht durch die Flucht entzog und daher seinen Beinamen „der Tapfere" nicht unverdient erhalten hat. Auch sein Stiefsohn Heinrich ist im Kampf gefallen. Diese Tatsachen decken sich mit der Ansicht der Historiker, daß die männlichen Mitglieder der führenden Geschlechter im 10. und 11. Jahrhundert im allgemeinen ihre Verpflichtung darin sahen, im Kampf als Vorbild für Mut und Einsatzfreudigkeit zu gelten.

Markgraf Ernst, der seinen Tod in der Schlacht an der Unstrut fand, hat ein Alter von etwa 45–50 Jahren erreicht. Sein Vater Markgraf Adalbert ist über 60 Jahre alt geworden, seine Mutter Froiza etwa 55 Jahre. Das durchschnittliche Sterbealter der damaligen Bevölkerung (z. B. im mittelalterlichen England 38 Jahre[28])) ist von Adalbert und Froiza also deutlich überschritten worden. Die Frage, warum dies für die Frauen Swanhild, Mechthild und Adelheid nicht zutrifft, bleibt offen. Juditha, die Schwester von Leopold dem Heiligen, ist als Kind gestorben. Markgraf Ernst und sein Stiefsohn Heinrich müssen beim Altersvergleich außer Betracht bleiben, da sie eines gewaltsamen Todes starben.

Der allgemein gute Zustand der Zähne (mäßiger Zahnsteinbesatz) und das Fehlen von rachitischen Veränderungen bei den Babenbergern des 10. und 11. Jahrhunderts lassen neben genetischen Faktoren auch die Milieu-Komponente erkennen. Zweifellos haben die besseren Ernährungs-, Hygiene- und Wohnverhältnisse entscheidend zu einem besseren Gesundheitszustand der privilegierten Schichten beigetragen. Neben dem Skelett des Markgrafen sind in der Steinkiste auch die Skelette seiner Eltern, des Markgrafen Adalbert und seiner Ehefrau Froiza, erhalten geblieben. Es liegt daher nahe, die Merkmale des Markgrafen Ernst mit denen seiner Eltern zu vergleichen, um die Frage nach eventuell nachweisbaren Familienähnlichkeiten beantworten zu können.

Mit dem Problemkreis der Vererbung metrischer und morphologischer Skelettmerkmale hat sich die anthropologische Forschung bisher nur wenig beschäftigt, Untersuchungen an Zwillingen liegen allerdings schon vor[29]). Die methodischen Probleme werden noch grundsätzlich diskutiert[30]). Ein von Dr. Josef Wastl, dem damaligen Direktor der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien, im Zweiten Weltkrieg gesammeltes, familienmäßig aufgegliedertes Skelettmaterial ist in den Wirren der Nachkriegszeit leider verlorengegangen und so der anthropologischen Forschung entzogen worden.

Ein Vergleich der Skelettmerkmale des Markgrafen Ernst mit den Merkmalen seiner Eltern ergibt Ähnlichkeiten sowohl in den Schädel-Indices, insbesondere im Längen-Breiten-Index, als auch hinsichtlich der Gesamtform des Schädels. Zur Verdeutlichung der Formbeziehungen zwischen den drei genannten Personen wurden vor allem die Median-Sagittal-Risse der Schädel herangezogen (Abb. 3). Auffallende Ähnlichkeiten mit seinem Vater zeigt Markgraf Ernst hinsichtlich seiner großen Körperhöhe (seine Mutter Froiza ist auch unter Berücksichtigung des Geschlechtsunterschiedes wesentlich kleiner) und der athletischen Gestalt. Weitere Ähnlichkeiten mit seinem Vater weist Markgraf Ernst in der Ausbildung der Glabellarregion und in der Konfiguration der Stirn, aber auch in der Form des Unterkiefers auf. Seiner Mutter gleicht Markgraf Ernst in bezug auf die Form der Incisura malaris, die Auswölbung des Hinterhauptes und vor allem hinsichtlich der geringen Ohrhöhe. Zwischen dem Markgrafen Ernst und den Frauen Swanhild, Mechthild und Adelheid bestehen keine familienmäßig interpretierbaren Ähnlichkeiten. Auch untereinander zeigen die vier Frauen aus dem Sarkophag, ihrer verschiedenen Herkunft entsprechend, keine derartigen Übereinstimmungen.

Ein Verwandtschaftsbeweis zwischen dem Markgrafen Ernst und seinen Eltern im Sinne eines erbbiologischen Gutachtens kann zwar im Hinblick auf die ungelösten methodischen Probleme nicht erbracht werden, doch sind die aufgezeigten Ähnlichkeiten zwischen dem Markgrafen Ernst und dem Markgrafen Adalbert bzw. dessen Ehefrau Froiza neben den Altersangaben als weitere Indizien für eine richtige Identifikation der genannten Personen zu werten.

Zusammenfassung

Die anthropologische Untersuchung der in dem Grabmonument der Babenberger im Stift Melk vorgefundenen Gebeine ergab, daß es sich um die Skelettreste von 15 Individuen handelt. Von diesen konnten 8 identifiziert werden. Es sind dies Markgraf Adalbert, dessen Ehefrau Froiza, deren beider Sohn Markgraf Ernst, die Frauen Swanhild, erste Ehefrau des Markgrafen Ernst, Adelheid, zweite Ehefrau des Markgrafen Ernst, Mechthild, erste Ehefrau des Markgrafen Leopold II. (nach Melker Zählung III.) sowie Juditha, die Schwester von Leopold dem Heiligen. Obwohl nicht am Epitaph genannt, wurde auch Heinrich, der Stiefsohn des Markgrafen Ernst (Sohn des Markgrafen Siegfried und seiner Ehefrau Swanhild) identifiziert. Es konnte nachgewiesen werden, daß Markgraf Ernst und sein Stiefsohn Heinrich im Kampf gefallen sind.

Die restlichen Skelettelemente konnten nur mutmaßlich oder überhaupt nicht zugeordnet werden. Der metrische und morphologische Vergleich er-

gab familienmäßig interpretierbare Ähnlichkeiten im Formtypus zwischen den Skeletten von Adalbert, Froiza und deren beider Sohn Ernst.

Anmerkungen

[1]) R. Engelmayer, Wissenschaftliche Untersuchungen an Skeletten der Babenberger. Mitt. ehem. Melker Studenten 118, 1969.

[2]) J. Jungwirth, Die Identifizierung der in Melk beigesetzten Mitglieder der Markgrafenfamilie der Babenberger. In: Österr. Arbeitsgem. f. Ur- u. Frühgeschichte Jahrestagung 1969. – Ders., Die Babenbergerskelette im Stift Melk und ihre Identifizierung. Annalen Naturhist. Mus. 75, 1971. – Ders., Die Skelette der Babenberger im Stift Melk. Katalog zur NÖ. Jubiläumsausst. „1000 Jahre Babenberger in Österreich". 1., 2. u. 3. verb. Aufl. 1976. – Ders., Fortschritte bei der Identifizierung der in Melk beigesetzten Babenberger. MAG 107, 1977.

[3]) H. Mitscha-Märheim, Babenberger und Ebersberger und ihre Erben in und um das Poigreich. Jahrb. f. Landeskde. v. NÖ. 1976.

[4]) F. Spitzenberger, Die Tierknochen aus der Babenbergergruft der Melker Stiftskirche. Annalen Naturhist. Mus. 78, 1974.

[5]) H. Mitscha-Märheim, s. Anm. 3.

[6]) T. W. Todd, Age change in the pubic bone. American Journal Phys. Anthrop. 3, 1920.

[7]) H. V. Vallois, La durée de la vie chez l'homme fossile. L'Anthropologie 47, 1937.

[8]) R. Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 2. Aufl., Jena 1928.

[9]) G. Hansen, Die Altersbestimmung am proximalen Humerus- und Femurende im Rahmen der Identifizierung menschlicher Skelettreste. Wiss. Zeitschr. d. Humboldt-Univ. Berlin, Math.-naturwiss. Reihe 3/1, 1953/54.

[10]) G. Olivier, Practique anthropologique. Paris 1960.

[11]) J. Nemeskeri, L. Harasanyi und G. Acsadi, Methode zur Diagnose des Lebensalters von Skelettfunden. Anthrop. Anz. 24, 1960.

[12]) D. R. Brothwell, Digging up bones. London 1963.

[13]) W. M. Krogman, The human skeleton in forensic medicine. Springfield/Illinois 1962.

[14]) R. Martin, s. Anm. 8.

[15]) T. Mollison, Spezielle Methoden der anthropologischen Messung. In: Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. VII, Methoden der vergleichenden morphologischen Forschung, Teil 2, Heft 3, 1938.

[16]) In: R. Martin, s. Anm. 8.

[17]) A. a. O.

[18]) H. de Villiers, Sexual dimorphism of the South African Bantu-Speaking Negro. South Afr. J. Sci. 64, 1968, 118–124.

[19]) In: R. Martin, s. Anm. 8.

[20]) D. R. Brothwell, s. Anm. 12.

[21]) A. a. O.

[22]) E. Breitinger, Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßenknochen. Anthrop. Anz. 14, 1937.

[23]) B. Oetteking, Craniology of the North Pacific Coast. The North Pacific Expedition. Mem. Am. Mus. Nat. Hist. New York 11/1, 1930.

[24]) H. Mitscha-Märheim, s. Anm. 3.

[25]) H. Bach, Zur Berechnung der Körpergröße aus den langen Gliedmaßenknochen weiblicher Skelette. Anthrop. Anz. 29, 1965.

[26]) R. Martin und K. Saller, Lehrbuch der Anthropologie. 3. Aufl., Stuttgart 1959.

[27]) A. a. O.

[28]) G. Kurth, Bevölkerungs- und stammesgeschichtliche Aspekte bevölkerungsbiologisch-demographischer Kriterien. In: Bevölkerungsbiologie. Beiträge zur Struktur und Dynamik menschlicher Populationen in anthropologischer Sicht. Hrsg. v. W. Bernhard u. A. Kandler, Stuttgart 1974.

[29]) R. Routil, Ein Beitrag zur Frage der Vererbung der Schädelform. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. 40, 1942, 80–91.

[30]) B. Patzig, Zur Vererbung der Schädelformen. Deutsche Ges. f. Vererbungswiss. Bericht über d. 12. Jahresvers. in Frankfurt/Main. Hrsg. v. P. Hertwig. Leipzig 1937.

Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik von der Taverne Oberrain, K. G. Unken, p. B. Zell am See, Land Salzburg

zugleich ein Beitrag zum Corpus der Passauer Schwarzhafnerei

Von Richard Pittioni, Wien

1. Fundgeschichte und Fundort

Am 17. August 1977 informierte mich Herr Tierarzt Helmut Adler, Lofer 123 davon, daß im Verlaufe des vorangegangenen Juli sowie in der ersten Augusthälfte 1977 anläßlich von Bauarbeiten unterhalb des Schlosses Oberrain in Unken, p. B. Zell am See, ein größerer Bestand an spätmittelalterlicher und neuzeitlicher Schwarzhafnerei gesammelt worden war. Anläßlich der am gleichen Tag vorgenommenen Besichtigung der Fundstelle konnte die folgende Aufschlußsituation festgestellt werden:

Die ehemalige Taverne, das jetzige Schloß Oberrain, das derzeit als Erholungsheim für Kinder des Landes Salzburg dient, liegt auf der Höhe der alten Saalach-Terrasse westlich des Flußlaufes hoch oberhalb der heutigen Bundesstraße. In etwa halber Höhe zwischen Terrassen- und Straßen-Niveau ist in die Terrasse ein kleines Gebäude – das ehemalige Badhaus – eingebaut worden. In der oben angegebenen Zeit hatte man neben diesem Gebäude ein zweites zu errichten begonnen, wobei man zum Erzielen einer ausreichenden Baufläche einen Teil der Terrassen-Basis entfernen mußte (Abb. 1 u. 2). Bei dieser Gelegenheit kamen zahlreiche Keramikbruchstücke zutage, die von einem Mitarbeiter von H. Adler und von ihm selbst sowie von der Schloßverwaltung gesammelt wurden. Bei der Besichtigung der Fundstelle konnte festgestellt werden, daß man diese keramischen Reste – wohl von der Küche der Taverne aus – seinerzeit über den Abhang hinabgeworfen hatte, wo sie im Lauf der Zeit mit Erde und Schotter vermischt worden waren. Der etwa 5 m lange Fundaufschluß liegt im Bereich der Parz. Nr. 6/1, 662/2 und 3/2 der K. G. Unken; sie sind Eigentum des Landes Salzburg. Auf der Österreich-Karte 1 : 50.000 befindet sich die Fundstelle 21,9 cm vom linken Rand und 23,5 cm vom oberen Rand der Karte entfernt. Beim Besuch der Fundstelle konnten noch mehrere Scherben in situ festgestellt werden.

Herrn Tierarzt H. Adler habe ich für die Übergabe des von ihm geretteten Fundgutes zur Veröffentlichung bestens zu danken, Herrn und Frau Heimleiter Karl Mittergeber bin ich für die Nennung der Parz. Nummern ebenso zu Dank verpflichtet wie für das von ihnen geborgene Material.



Unken bei Lofer, p. B. Zell/See, Salzburg. Verkleinerter Ausschnitt aus der Österreich-Karte 1 : 50.000. Reproduktion genehmigt vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, Landesaufnahme, November 1978. Die Fundstelle befindet sich östlich vom n des Namens Oberrain oberhalb des S von Schl.

Bereits eine erste Durchsicht des gesamten Bestandes ließ seine besondere Bedeutung für die Kenntnis der Passauer Schwarzhafnerei erkennen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, es im größtmöglichen Umfang zeichnerisch zu erfassen und damit ausreichend zu dokumentieren. Um die hiefür notwendigen Mittel aufzubringen, habe ich mich am

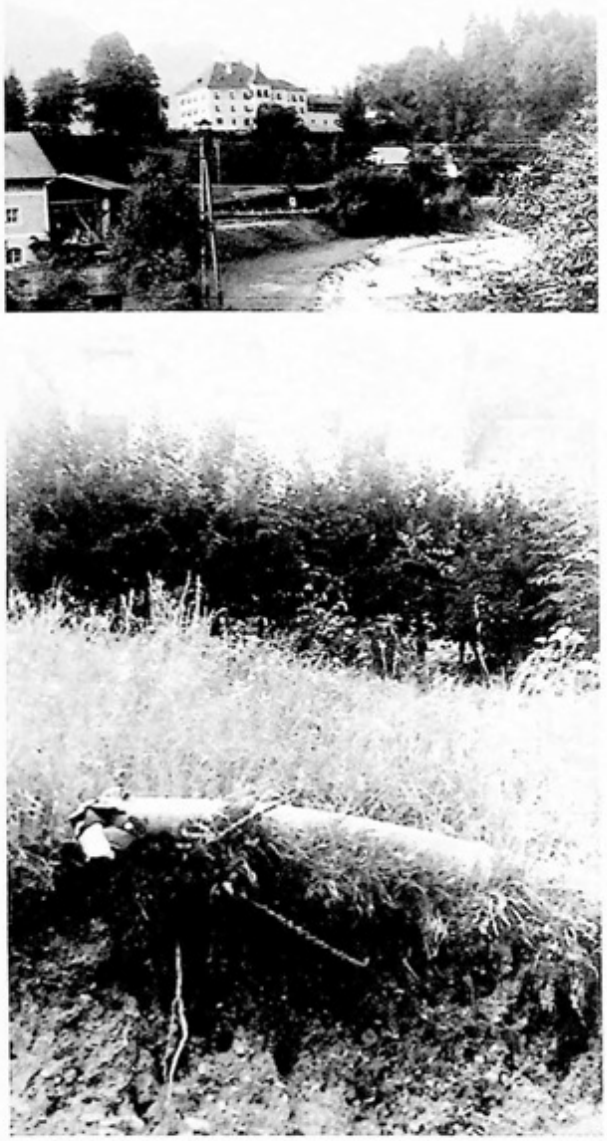


Abb. 1: Schloß Oberrain, Unken, p. B. Zell/See, Salzburg. Oben: Blick von Süden. Die Fundstelle befindet sich links des von Bäumen teilweise verdeckten Hauses an der Basis der Schloßterrasse. – Unten: Blick von der Fundstelle auf die Vorderfront des Schlosses, von wo aus der keramische Abfall über den Abhang geworfen worden war. – Photo R. Pittioni.

14. 11. 1977 an den Herrn Landeshauptmann von Salzburg, Dr. W. Haslauer, mit dem Ansuchen um Gewährung einer finanziellen Beihilfe von S 15.000,– gewandt. Bereits am 24. 11. 1977 erhielt ich von ihm die verbindliche Zusage zur Genehmigung des Betrages für 1978 und am 17. 4. 1978 konnte ich ihn über die Quästur der Universität Wien überwiesen erhalten.

Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Herrn Landeshauptmann Dr. W. Haslauer für die verständnisvolle und vor allem so rasche Unterstützung bei der Bearbeitung des Fundmaterials meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Die Zeichnungen selbst hat Herr Leo Leitner wieder in bewährter Weise angefertigt, wofür ich ihm ebenfalls danken möchte. Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich jedoch



Abb. 2: Schloß Oberrain, Unken, p. B. Zell/See, Salzburg. Oben: Blick auf die Fundstelle neben und hinter dem neu errichteten Gebäude. – Unten: Im Vordergrund links mit Kulturresten vermischtes dunkleres Material mit einigen Gefaßbruchstücken in situ. Photo R. Pittioni.

Herrn Tierarzt H. Adler dafür, daß er mir diesen umfangreichen Bestand an Passauer Schwarzhafnerei für die Veröffentlichung anvertraut hat. Weiters danke ich Herrn Dozent Dr. W. Kiesl (Analytisches Institut der Universität Wien) für die chemische Untersuchung von verkohlten Speiseresten, die sich auf den keramischen Objekten erhalten hatten.

Das gesamte Fundmaterial aus Oberrain wurde nach der Bearbeitung dem Museum Carolino-Augusteum in Salzburg übergeben. Die in der Fundbeschreibung vor jedem Stück stehende Zahl dient der Identifizierung für die noch vorzunehmende Inventarisierung durch das Museum.

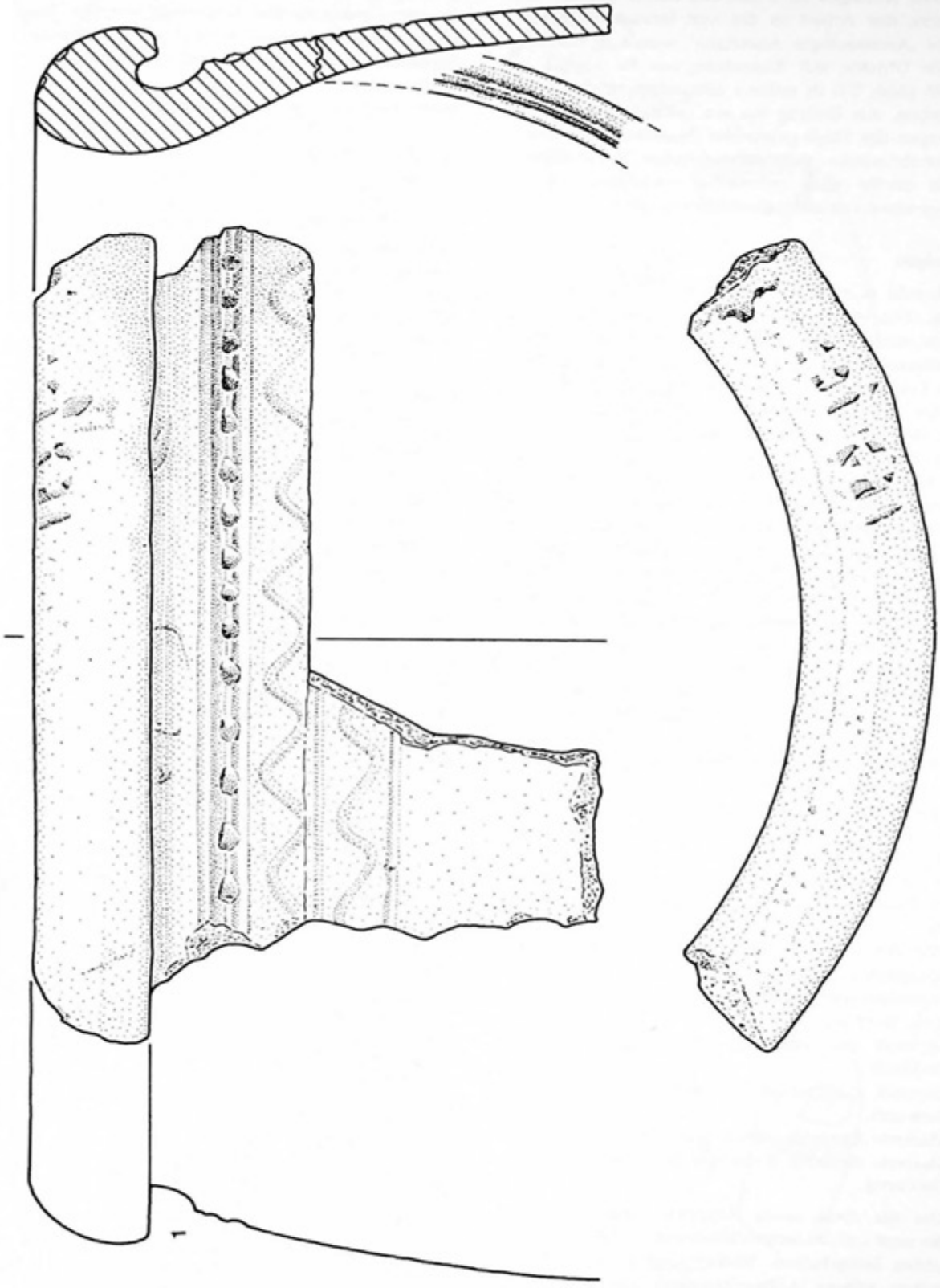


Abb. 3. Oberrain bei Unken, Salzburg. ½ n. Gr.

Herrn Kollegen H. Friesinger danke ich für die Aufnahme der Arbeit in die nun formatmäßig vergrößerte ‚Archaeologia Austriaca', womit es möglich war, die Objekte mit Ausnahme von Nr. 1 (Abb. 3) und 108 (Abb. 23) in nahezu natürlicher Größe wiederzugeben. Als Beitrag für ein noch zu erarbeitendes Corpus der Erzeugnisse der Passauer, über mehrere Jahrhunderte sich erstreckenden Keramikproduktion dürfte diese aufwendig erscheinende Darstellungsweise vielleicht gerechtfertigt sein.

2. Fundgut

Obwohl es sich bei ihm zweifellos nur um einen kleinen Teil eines viel umfangreicheren Bestandes handeln dürfte, ist er im Vergleich zu anderen Fundaufschlüssen doch so groß, daß er als das derzeit größte Fundgut zu werten ist. Bei näherer Durchsicht gestattet dies auch eine Aufgliederung in mehrere Arten, die sowohl chronologisch wie auch materialmäßig voneinander abgehoben werden können. Als Basis für eine Beurteilung ist auf die bisherigen Erfahrungen zurückzugreifen, die einerseits mit der graphitversetzten Ware des Passauer Bereiches[1]), andererseits mit jener der jüngeren und auch grundsätzlich anders ausgefertigten Ware des Kröninger Gebietes[2]) gesammelt werden konnten. Besondere Bedeutung kommt hiebei allerdings der Passauer Töpferei zu, da deren kennzeichnende keramotechnische Eigenart in Verbindung mit den an ihr angebrachten Töpfermarken die Möglichkeit bietet, Erzeugnisse anderer Qualitäten davon eindeutig abzusetzen. Daraus ergeben sich Anhaltspunkte für den Nachweis von Töpferwerkstätten außerhalb des Passauer Gebietes, in denen aber gleichfalls eine, dem Gesamtbereich der Schwarzhafnerei zuzuordnende Ware hergestellt worden ist. Da diese aber keine kennzeichnende Magerung, bzw. einen systematischen Tonzusatz aufweist, ist auch für solche Materialien kaum ein näherer Herstellungsbereich anzugeben.

Für die folgende Fundbeschreibung sind sechs Hautgruppen zu unterscheiden:

A. Dunkelgrau-schwarze Graphitton-Keramik Passauer Herkunft
B. Keramik aus anderen Tongattungen Passauer Herkunft
C. Keramik aus grauem Ton vermutlich Salzburger Herkunft
D. Glasierte Keramik einheimischer Herkunft
E. Glasierte Keramik Kröninger Herkunft
F. Steinzeug.

Die für diese sechs Gruppen aussagekräftigen Stücke sind auf den angeschlossenen Tafeln in je drei Ansichten festgehalten. Hiebei muß auch den Töpfermarken nähere Aufmerksamkeit geschenkt werden, da diese ihrerseits wieder die Verbindung zu jenen Passauer Erzeugnissen herstellen, die nicht aus dem spezifisch dunkelgrau-tiefschwarzen, mit viel Graphit versetzten Ton hergestellt wurden. Man erkennt daraus die enge Verbindung von Tonart und Töpfermarke als entscheidende Elemente für die Herkunftsbestimmung von Passauer Erzeugnissen, deren Hauptmenge im vorliegenden Fall leider nur in Bruchstücken erhalten geblieben ist. Nur aus den wenigen Beispielen ganzer Töpfe kann man auch die formale Gestaltung dieser Hauptform der Passauer Werkstätten erschließen. So zeigt der Topf des Werfener Münzschatzes[3]) die kennzeichnende zylindrisch-plumpe Form, die auch für die Oberrainer Topfreste wird anzunehmen sein. Hingegen fällt auf, daß in diesem Fundbestand keine Reste der hohen Krüge mit Stabhenkel und der darauf angebrachten Marke vorhanden sind.

A. Dunkelgrau-schwarze Graphitton-Keramik Passauer Herkunft

Als Kurzbezeichnung kann von „Passauer Ware" gesprochen werden. Sie besteht aus kompaktem, dunkel- bis schwarzgrauem, manchmal fast schwarzem Ton, dem reichlich aufbereiteter, d. h. planmäßig zerkleinerter Graphit beigemengt und dem außerdem ein variierend großer Zusatz von zerkleinerten, matten Quarzitkörnchen zugegeben wurde. Diese Tonzusammensetzung ist auch an der Gefäßoberfläche gut zu erkennen, da diese nicht mit einem Schlicker überzogen wurde. Besonders betont werden muß die absichtliche Zerkleinerung des Graphits als spezifisches Unterscheidungsmerkmal zu der aus Niederösterreich bekannten Ware mit unaufbereitetem Graphit- und Steinchenzusatz.

Das hieher zu stellende Fundgut von der Taverne Oberrain umfaßt den nachfolgend genannten Bestand, von dem die entscheidenden Stücke beschrieben und gezeichnet wurden.

a) Randstücke mit Töpfermarke

(1) Großes Randstück eines faßförmigen Topfes mit 1,5 cm dicker Wand. Ausgeprägter Schulterabsatz, sehr niederer Hals, Halsrand keilförmig verdickt, Rand mit deutlichem Randknick nach außen umgebogen. Unterhalb der Schulter zwischen zwei flachen Tonleisten eine Reihe von rechts nach links geführten kerbartigen Eindrücken. Darunter ein steiles, schwach eingerissenes Wellenband mit unterer Begrenzung durch eine flache Rille. In einem 2,6 cm breiten, durch eine weitere Rille nach unten begrenzten Streifen ein zweites Wellenband eingerissen. Zur Gefäßherstellung: Schulter und Topfrand getrennt angefertigt, wobei die obere Begrenzung der Wand in lederhartem Zustand mit zwei, durch eine Rippe voneinander getrennten Rillen versehen wurden. In diese wurden die entsprechenden, an der Basiskante des Halsteiles angebrachten Negative eingesetzt. Beide Teile nur schwach miteinander verbunden, daher Entstehen einer waagrechten Bruchfläche. Auf der Oberseite des Randwulstes Reste der Töpfermarke – zwei nebeneinander stehende Kreuze mit Querbalken – erkennbar. Die Unterseite des Randwulstes durch Unterstützen mittels zweier Finger beim Eindrücken der Marke zweimal etwas ausgelappt, die Marke und die Randoberfläche stark abge-

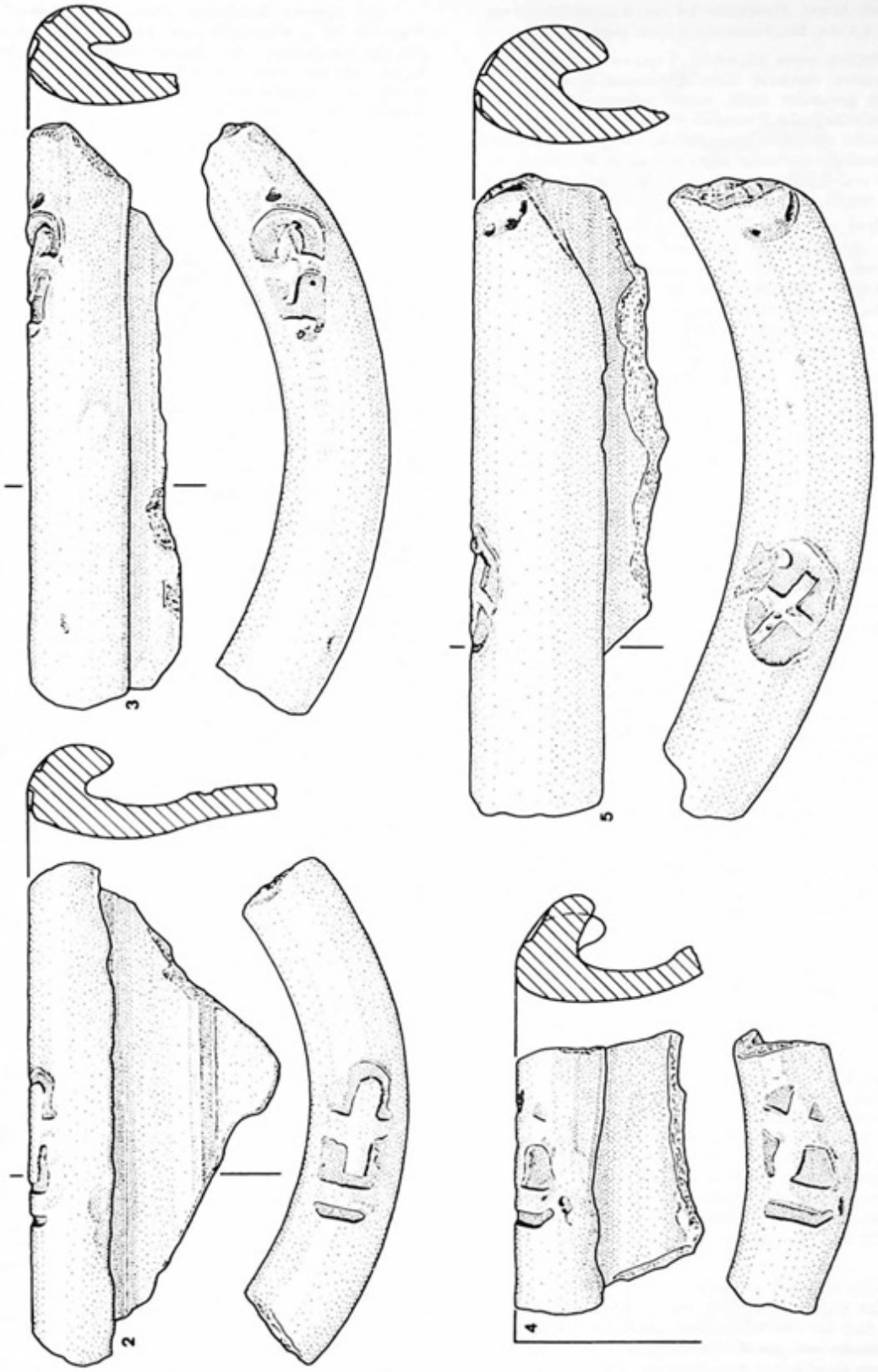


Abb. 4. Oberrain bei Unkn, Salzburg. Fast n. Gr.

scheuert. Mdm. 38 cm, Randhöhe 4,6 cm, Randdicke 4,8 cm. Markenlänge 3,2 cm, Markenbreite 2,2 cm (Abb. 3).

(2) Randstück eines kleineren Topfes. Schwach ausgeprägte Schulter, niederer Hals, Halswand zum Rand zu verdickt und gerundet nach außen umgebogen. Untere Randkante unterhalb des Stempels etwas ausgebogen. Ovale Marke senkrecht von oben eingedrückt: langer Längs- und kurzer Querbalken, darunter Querbalken in Markenbreite. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 1,6 cm, Randdicke 2 cm, Markenlänge 3,5 cm, Markenbreite 1,4 cm (Abb. 4).

(3) Randstück eines kleineren Topfes. Halswand zum Rand etwas verdickt und gerundet umgebogen. Untere Randkante unterhalb des Stempels etwas ausgebogen. Stempel ungleichmäßig von innen nach außen eingedrückt: annähernd gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken darunter. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2 cm, Markenlänge 2,7 cm, Markenbreite 1,6 cm (Abb. 4).

(4) Kleines Randstück eines Topfes. Schwach ausgeprägte Schulter, niederer Hals, Halswand zum Rand zu etwas verdickt und mit deutlicher Randkante nach außen umgeschlagen. Untere Randkante unterhalb des Töpferstempels etwas ausgebuchtet. Stempel ungleichmäßig von innen nach außen eingedrückt: annähernd gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken darunter. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 1,7 cm, Randdicke 2 cm, Markenlänge 3,2 cm, Markenbreite ca. 2 cm (Abb. 4).

(5) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, Halswand kräftig zum Rand verdickt, Rand nach außen gerundet umgebogen. Stempel von innen nach außen schief über die Randrundung eingedrückt: ungleichschenkeliges Kreuz mit Knopf im linken oberen Stempelsektor. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 2,7 cm, Markenlänge ca. 2,8 cm, Markenbreite 2 cm (Abb. 4).

(6) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, Wand gegen den Rand zu verdickt und mit deutlicher Randkante nach außen umgebogen. Auf der Randoberfläche parallel zum Rand senkrecht eingedrückter Stempel: ungleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken darunter. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2,4 cm, Markenlänge 4,1 cm, Markenbreite 1,8 cm (Abb. 5).

(7) Randstück eines großen Topfes. Schwacher Schulterabsatz, auf ihr selbst zwei umlaufende seichte Rillen, niederer Hals, Halswand zum Rand sehr stark verdickt. Rand mit schwacher Kante breit nach außen umgebogen. Auf der äußeren gerundeten Randfläche Oberteil einer kräftig eingedrückten Marke mit vermutlich gleichschenkeligem Kreuz, vor dem angefügten Querbalken abgebrochen. Randkante unterhalb der Marke ausgebuchtet. Mdm. 32 cm, Randhöhe 3,5 cm, Randdicke 3,3 cm, Markenbreite 2,1 cm (Abb. 6).

(8) Randstück eines großen Topfes. Dicke Wand, runde Schulter durch schwachen Absatz betont, darunter ein 0,7 cm breiter Streifen mit unregelmäßigen, von rechts nach links eingedrückten Kerben. Niederer Hals mit schwach hervortretendem Wulst, seine dicke Wand zum Rand verdickt, dieser gerundet nach außen umgebogen. Auf dem linken Ende des Randes Rest einer Töpfermarke mit runder Kerbe. Gerundete Randfläche stark abgescheuert. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 3,7 cm, Randdicke 4,2 cm (Abb. 5).

(9) Randstück eines kleinen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu verdickt und gerundet nach außen umgebogen. Auf der Oberfläche Rest einer von oben eingestempelten Marke mit gleichschenkeligem Kreuz, vor dem dazu gehörigen Querbalken abgebrochen. Untere Randkante unterhalb der Marke etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 1,7 cm, Randdicke 2 cm (Abb. 5).

(10) Kleines Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand kräftig verdickt und mit gut ausgeprägter Randkante scharf nach außen umgebogen. Auf gerundeter Randfläche zwei nebeneinander von innen nach außen eingedrückte Stempel, der vordere ganz erhalten, der rückwärtige vor dem dazu gehörigen Querbalken abgebrochen. Untere Randkante schwach ausgebuchtet. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 2,9 cm, Randdicke 2,6 cm, Markenlänge 3,1 cm, Markenbreite 1,7 cm (Abb. 5).

(11) Kleines Randstück eines kleinen Topfes. Schwach ausgeprägte Schulter, niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu verdickt, Rand mit schwacher Randkante schief nach außen umgebogen. Auf der Randaußenfläche Rest einer tief eingedruckten Marke in Gestalt einer Segmentfurche. Untere Randkante unterhalb der Marke ausgebuchtet. Auf der Innenfläche verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 2,2 cm (Abb. 6).

(12) Randstück eines großen Topfes. Gerundete Schulter durch eine umlaufende, etwa 3 mm breite Rille betont. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu stark verdickt, Rand mit deutlicher Innenkante scharf nach außen umgebogen. Auf gewölbter Randfläche von innen nach außen zwei Marken ungleichmäßig eingedrückt, die vordere ganz erhalten, die rückwärtige vor dem Querbalken abgebrochen. Untere Randkante unterhalb der Marken etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3,1 cm, Markenlänge 3,5 cm, Markenbreite 2,4 cm (Abb. 7).

(14) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu verdickt und gerundet nach außen umgebogen. Auf der Randrundung Marke von oben eingedruckt, durch die Verwendung des Topfes in den Konturen verschwommen: zwischen zwei klammerartigen Segmentfurchen ein nicht näher bestimmbares Zeichen (T?). Untere Randkante unterhalb der Marke ausgebuchtet. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 1,9 cm, Randdicke 2 cm, Markenlänge 2,9 cm, Markenbreite 1,7 cm (Abb. 7).

(15) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Gerundete Schulter schwach abgesetzt und mit zwei parallelen tiefen Rillen versehen. Niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu verdickt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen scharf umgebogen. Auf der gerundeten Randfläche eine von innen nach außen eingedrückte Kreuzmarke, etwa zur Hälfte abgebrochen. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,2 cm, Markenbreite ca. 1,5 cm.

(16) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schulter durch umlaufende Rille betont, niederer Hals, dicke Halswand gegen den Rand zu schwach verdickt, Rand mit deutlicher Innenkante nach außen zum Hals umgebogen. Auf der Randrundung von innen nach außen ungleichmäßig eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken darunter. Untere Randkante etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,5 cm, Randdicke 2,4 cm, Markenlänge 3 cm, Markenbreite 2,1 cm (Abb. 8).

(17) Randstück eines großen Topfes. Gerundete Schulter durch einen umlaufenden Wulst betont. Niederer Hals, starke Halswand gegen den Rand zu verstärkt und gerundet nach außen umgebogen. Bei der rechten Gefäßbruchkante Rest einer Töpfermarke, wahrscheinlich eines gleichschenkeligen Kreuzes mit zugehörigem Querbalken. Untere Randkante schwach ausgebuchtet. Mdm. 28 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3 cm (Abb. 9).

(18) Randstück eines großen Topfes. Schulter durch kräftigen Absatz vom Hals abgesetzt. Dicke Halswand gegen Rand zu stark verdickt, Rand mit schwacher Innenkantung scharf nach außen umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen zwei gleiche Marken kräftig einge-

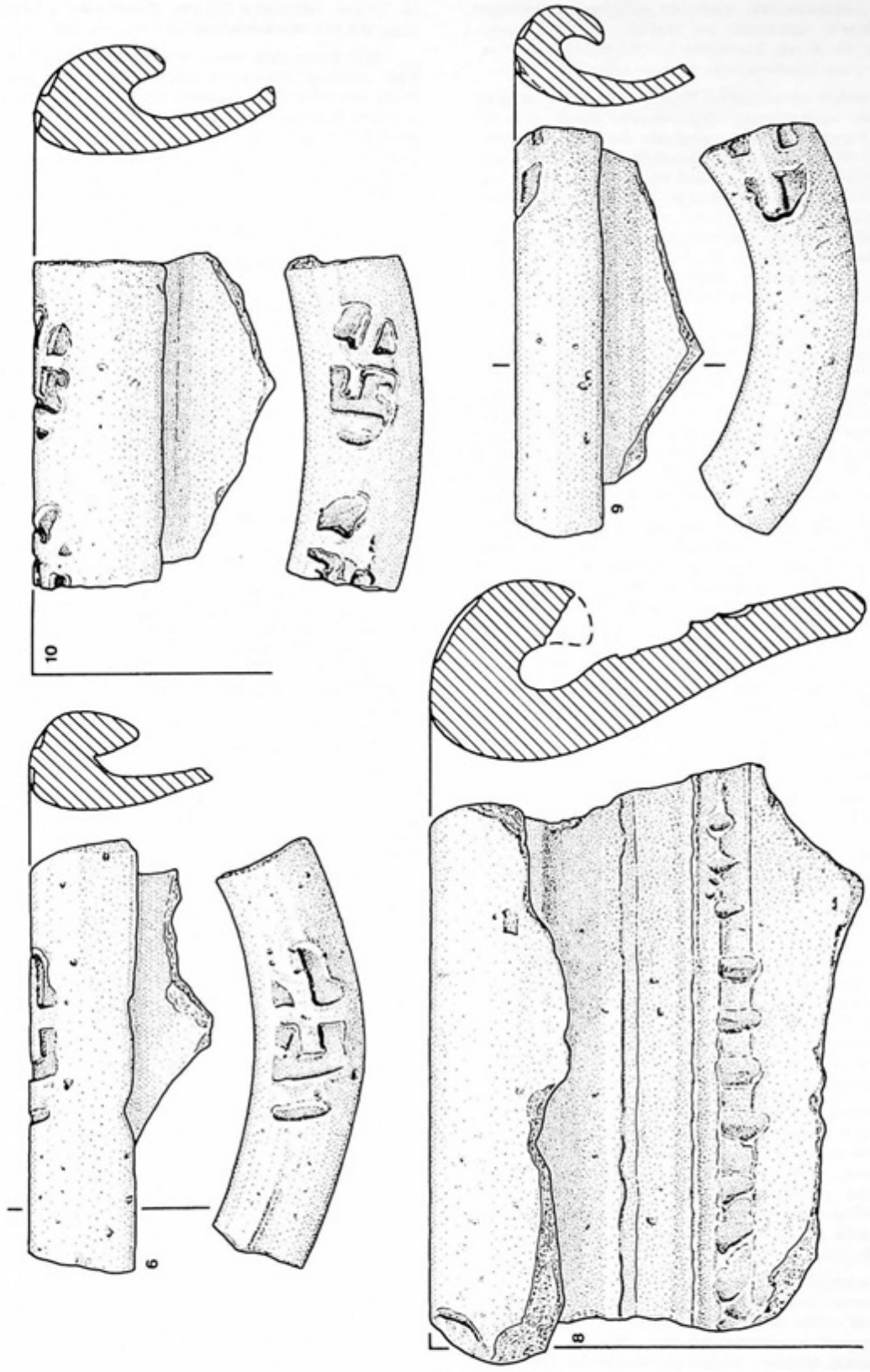


Abb. 5. Oberrain bei Unken, Salzburg. 4/5 n. Gr.

drückt: zwei nebeneinander stehende ankerartige Zeichen. Untere Randkante unterhalb der Marken deutlich ausgebuchtet. Mdm. ca. 25 cm, Randhöhe 3,1 cm, Randdicke 3 cm, Markenlänge 4 cm, Markenbreite 2,4 cm (Abb. 10).

(19) Randstück eines großen Topfes. Fast zylindrische Wand, Schulter stufenförmig abgesetzt und durch zwei ca. 3 mm breite Furchen betont, unterhalb davon eine flache, breitgefurchte Wellenlinie eingerissen. Kräftige Wand zum Rand zu verdickt, Rand mit deutlicher Innenkante nach außen bis fast an den Hals umgebogen. Auf der Randrundung zwei nebeneinander stehende, von außen nach innen ungleichmäßig eingedrückte Marken: innerhalb eines Kreises ein nach links unten offenes Winkelzeichen. Untere Randkante nicht ausgebuchtet. Mdm. ca. 23 cm, Randhöhe 3,2 cm, Randdicke 3 cm, Markengröße 2,5 cm Dm. (Abb. 11).

(20) Randstück eines ziemlich großen, verhältnismäßig derb ausgeführten Topfes. Starke Halswand zum Rand zu sehr kräftig verdickt, Rand mit schwacher Innenkante scharf nach außen umgebogen. Auf der Randrundung zwei, in einem Abstand von 3,2 cm von außen nach innen eingedrückte Marken: gleichschenkeliges Kreuz auf Querbalken stehend. Untere Randkante zweimal unterhalb der Marken ausgebuchtet. Mdm. ca. 23 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3,8 cm, Markenlänge 2,7 cm, Markenbreite 2,1 cm (Abb. 8).

(21) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals gegen Rand zu kräftig verdickt, mit Randinnenkante scharf nach außen umgebogen. Auf Randrundung zwei nebeneinander von oben eingedrückte Marken; beide abgeschabt, die linke noch erkennbar: gleichschenkeliges Kreuz mit zugehörigem Querbalken; die rechte nur mehr undeutlich sichtbar. Unter Randkante etwas ausgebuchtet, Randvertiefung mit aufgelegtem Ton etwas verstärkt, auf dem Rand verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 2,8 cm, Randdicke 3,1 cm, Markenlänge 3,4 cm, Markenbreite ca. 2 cm (Abb. 8).

(22) Randstück eines kleinen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante scharf nach außen umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen kräftig eingedrückte Marke: ungleichschenkeliges Kreuz mit schmalem Querbalken darunter. Untere Randkante nicht ausgebuchtet. Mdm. ca. 19 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 2,4 cm, Markenlänge 3,6 cm, Markenbreite 1,7 cm (Abb. 8).

(23) Randstück eines größeren Topfes. Halswand zum Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante scharf nach außen umgebogen. Auf der Randrundung von oben eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit darunter angebrachtem Querbalken. Von der daneben einmal angebrachten Marke nur mehr ein kleiner Teil des Querbalkens erhalten, hier Bruchfläche. Untere Randkante ausgebuchtet. Mdm. ca. 25 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 3 cm, Markenlänge 3,2 cm, Markenbreite 1,8 cm (Abb. 12).

(24) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu verdickt. Rand mit Innenkante nach außen kräftig umgebogen. Auf der Randrundung eine von außen nach innen ungleichmäßig eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Untere Randkante ausgebuchtet. Mdm. 18 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2,4 cm, Markenlänge 3,3 cm, Markenbreite ca. 2 cm (Abb. 12).

(25) Randstück eines großen Topfes. Niederer Hals, dünne Halswand zum Rand zu stark verdickt, Rand mit Innenkante nach außen scharf umgebogen. Auf der Randrundung zwei eng nebeneinander stehende, von innen nach außen eingedrückte Marken: kleine gleichschenkelige Kreuze mit dem zugehörigen Querbalken. Untere Randkante ausgebuchtet und in die Randkehle Toneinlage eingesetzt. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 2,8 cm, Randdicke 2,7 cm, Markenlänge 2,6 cm, Markenbreite 2,3 cm (Abb. 13).

(26) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, kräftige Halswand gegen Rand zu etwas verdickt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen gerundet umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen unregelmäßig eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit zugehörigem Querbalken darunter. Untere Randkante etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 2,6 cm, Markenlänge 3,4 cm, Markenbreite 2,1 cm (Abb. 13).

(27) Randstück eines größeren Topfes. Niederer Hals, Halswand dem Rand zu stark verdickt, Rand mit Innenkante nach außen bis zur Halswand umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen waagrecht eingedrückte Marke: ungleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Untere Randkante ausgebuchtet, auf Hals und Rand verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,7 cm, Randdicke 2,9 cm, Markenlänge 3,4 cm, Markenbreite 2,1 cm (Abb. 14).

(28) Randstück eines großen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand kräftig verdickt, Rand mit Innenkante scharf nach außen zum Hals zu umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen ungleichmäßig eingedrückte Marke: annähernd gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Markenbasis gerade, oberes Ende bogenförmig. Mdm. ca. 30 cm, Randhöhe 3,5 cm, Randdicke 3,7 cm, Markenlänge 3,7 cm, Markenbreite 2 cm (Abb. 14).

(29) Randstück eines großen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu kräftig verdickt, Rand gerundet nach außen bis zum Hals umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen zwei Marken ungleichmäßig eingedrückt, erhalten von ihnen bloß etwa $^2/_3$ der Größe. Linke Marke: nach links unten offenes Winkelzeichen in Kreisumrandung, rechte Marke: gleiches Winkelzeichen mit halber rechter Kreisumrandung. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 3,4 cm, Randdicke 3,3 cm, Markenlänge links 3,9 cm in Dm, Gesamtlänge 6,9 cm (Abb. 15).

(30) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Runde Schulter mit schwachem Absatz und darunter angebrachte Rille, niederer Hals. Halswand gegen Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante scharf nach außen gegen den Hals zu umgeschlagen. Auf der Randrundung schief von außen nach innen eingedrückte Marke: schwach ungleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3,2 cm, Markenlänge 3,3 cm, Markenbreite 2,5 cm (Abb. 16).

(31) Randstück eines kleines Topfes. Dünne Halswand gegen Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante gerundet nach außen umgebogen. Auf der Randrundung eine von außen nach innen waagrecht ungleichmäßig eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Randunterkante ausgebuchtet. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,4 cm, Markenlänge 3 cm, Markenbreite 1,8 cm (Abb. 16).

(33) Randstück eines größeren Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand stark verdickt, Rand mit Innenkante kräftig nach außen gegen den Hals zu umgebogen. Auf der Randrundung zwei nebeneinander, von außen nach innen eingedrückte Marken, davon linke Marke ganz erhalten, rechte teilweise beschädigt: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 3,7 cm, Randdicke 3,4 cm, Markenlänge 3,2 cm, Markenbreite 1,7 cm (Abb. 17).

(34) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals. Halswand zum Rand zu verdickt, Rand mit Innenkantung nach außen gegen den Hals zu umgeschlagen. Auf der Randrundung von außen nach innen Marke zu etwa Dreiviertel eingedrückt: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbal-

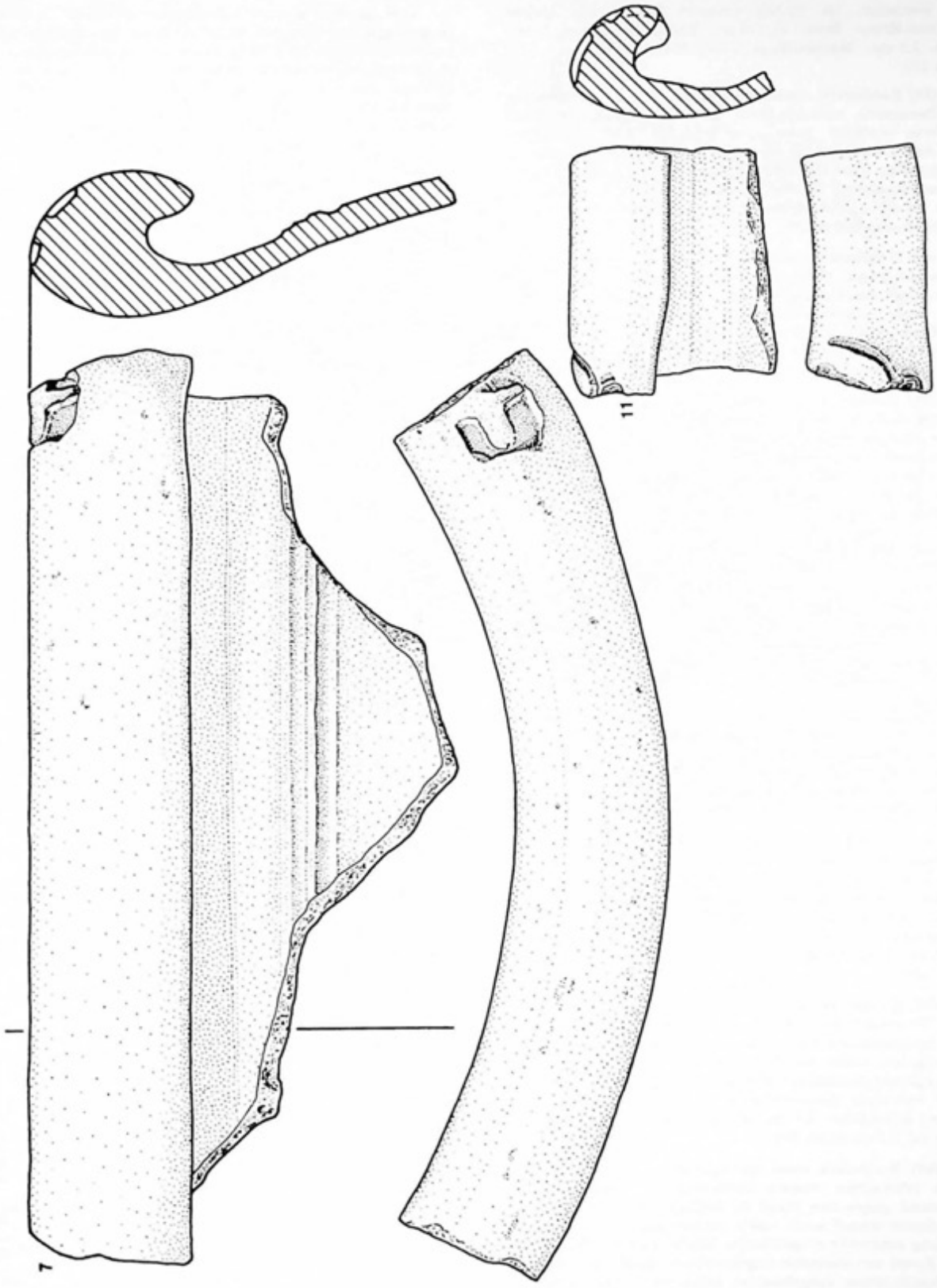


Abb. 6. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

ken darunter, im linken unteren Sektor ein kleines Andreas-Kreuz. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 2,1 cm, Markenlänge 3 cm, Markenbreite ca. 2 cm (Abb. 17).

(35) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schwacher Schulterabsatz, niederer Hals, dicke Halswand zum Rand zu etwas verstärkt. Rand gerundet nach außen umgebogen. Auf der Randrundung senkrecht eingedrückte Marke: in kreisrundem Feld etwa gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken darunter. Untere Randkante etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,5 cm, Randdicke 2,6 cm, Marke 2,6 cm im Dm. (Abb. 18).

(36) Randstück eines kleinen Topfes. Niederer Hals, Halswand gegen Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante nach außen umgeschlagen. Auf der Randrundung von außen nach innen eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken darunter. Untere Randkante weit ausgebuchtet. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 2,3 cm, Markenlänge 2,5 cm, Markenbreite 1,6 cm (Abb. 18).

(37) Randstück eines kleinen Topfes. Niederer Hals, kräftige Halswand zum Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante nach außen umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken, rechter Markenrand abgebrochen. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,3 cm, Markenlänge 2,5 cm, Markenbreite 1,6 cm (Abb. 19).

(38) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Ausgeprägter Schulterabsatz, niederer Hals, dicke Halswand gegen den Rand zu verstärkt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen eine Marke eingedrückt, jedoch nur mehr teilweise erhalten: wahrscheinlich gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 2,3 cm (Abb. 19).

(39) Randstück eines kleinen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu verdickt, Rand gerundet nach außen umgebogen. Auf der Randrundung von oben unregelmäßig eingedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2,3 cm, Markenlänge 3,1 cm, Markenbreite 1,6 cm (Abb. 19).

(41) Randstück eines kleinen Topfes. Niederer Hals, Halswand gegen Rand zu verstärkt, Rand mit Innenkantung nach außen umgebogen. Auf der durch Auslappen von unten her verbreiterten Randrundung von außen nach innen abgedrückte Marke: gleichschenkeliges Kreuz auf Querbalken aufgesetzt. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2 : 2,3 cm, Markenlänge 2,3 cm, Markenbreite 1,9 cm (Abb. 19).

(42) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, Halswand gegen Rand zu verdickt, Rand mit schwacher Innenkantung nach außen umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen schwach eingedrückte Marke: ungleichschenkeliges Kreuz mit Querbalken. Auf dem Rand verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 22 cm, Randhohe 2,3 cm, Randdicke 2,4 cm, Markenlänge 2,8 cm, Markenbreite ca. 1,7 cm (Abb. 20).

(43) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schulter durch schwachen Absatz hervorgehoben, niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu kräftig verdickt, Rand mit Innenkante scharf nach außen umgebogen. Auf der Randrundung senkrecht eingedrückte Marke: fast gleichschenkeliges Kreuz mit darunter angebrachtem Querbalken. Untere Randkante etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 2,9 cm, Randdicke 2,8 cm, Markenlänge 3,1 cm, Markenbreite 2,2 cm (Abb. 20).

(48) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schwach ausgeprägte Schulter mit Schulterabsatz und zwei umlaufenden Rillen, niederer Hals. Halswand gegen den Rand zu stark verdickt, Rand mit Innenkante nach außen scharf umgebogen. Auf der Randrundung von außen nach innen tief eingedrückte Marke: ungleichschenkeliges Kreuz auf Querbalken stehend, links und rechts vom unteren Teil des Senkrechtbalkens je ein mit der Spitze zu ihm gerichtetes Winkelzeichen. Untere Randkante ausgebuchtet. Mdm. ca. 23 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 2,5 cm, Markenlänge 2,8 cm, Markenbreite 2 cm (Abb. 21).

(49) Randstück eines kleinen Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu etwas verstärkt, Rand mit Innenkante nach außen umgebogen. Bei der rechten Randbruchkante Rest einer Marke. Mdm. ca. 19 cm, Randhöhe 1,6 cm, Randdicke 2,1 cm (Abb. 21).

(50) Randstück eines kleineren Topfes. Niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu schwach verstärkt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen umgebogen. Auf der Randrundung eine von außen nach innen eingedruckte Marke, nur z. T. erhalten: etwa gleichschenkeliges Kreuz mit darunter befindlichem Querbalken, untere Randkante etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2,1 cm, Markenlänge ca. 2,8 cm, Markenbreite ca. 1,7 cm (Abb. 21).

(51) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schulter mit schwacher Tonleiste abgesetzt, niederer Hals, dünne Halswand zum Rand zu kräftig verdickt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen umgebogen. Auf der Randrundung waagrecht eindrückte, durch den Gebrauch bereits fast ganz abgescheuerte Marke: gleichschenkeliges Kreuz auf Querbalken. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 2,2 cm, Markenlänge ca. 3,3 cm, Markenbreite ca. 1,6 cm (Abb. 21).

(106) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schwach verdickter Rand mit deutlicher Innenkante nach außen umgebogen, untere Randkante weit vom Hals abstehend. Auf der Randrundung zwei schief von außen nach innen eingedruckte Marken: gleichschenkeliges Kreuz ohne Querbalken. Randfläche etwas abgescheuert, in den Markenvertiefungen verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 2,6 cm, Randdicke 2,9 cm, Markenlänge 2,3 cm, Markenbreite 2 cm (Abb. 22).

(107) Kleines Randstück eines kleineren Topfes. Leicht verdickter Rand mit schwacher Innenkantung nach außen umgebogen, untere Randkante vom Hals abstehend. Auf der Randrundung von außen nach innen eingedrückte Marke: annähernd gleichschenkeliges Kreuz ohne Querbalken. Randoberfläche etwas abgescheuert, in den Markenvertiefungen etwas verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 15 cm, Randhohe 2,5 cm, Randdicke 2,5 cm, Markenlänge 1,6 cm, Markenbreite 1,6 cm (Abb. 22).

(108) Randstück eines sehr großen Topfes. Etwas verdickter Rand kräftig nach außen umgebogen, untere Randkante vom Hals abstehend. Niederer Hals auf schwach gesimsartig vorspringender Schulter aufsitzend, unterhalb der Schulterkante ein 1,3 cm breiter Streifen mit schwachen Kerbeindrücken. Auf der Randrundung waagrecht von oben zwei Kreismarken mit Innenwinkel eingedrückt. Untere Randkante etwas ausgezogen und Randhöhlung mit Ton unterlegt, Randoberfläche stark abgescheuert, daher die rechte Marke nur mehr teilweise erhalten. Mdm. 29 cm, Randhöhe 4,2 cm, Randdicke 4,3 cm, Marke 3,4 cm Dm. (Abb. 23).

b) Randstücke ohne Töpfermarke

Ihre Zugehörigkeit zu den Randstücken mit Marke kann nicht nachgewiesen werden.

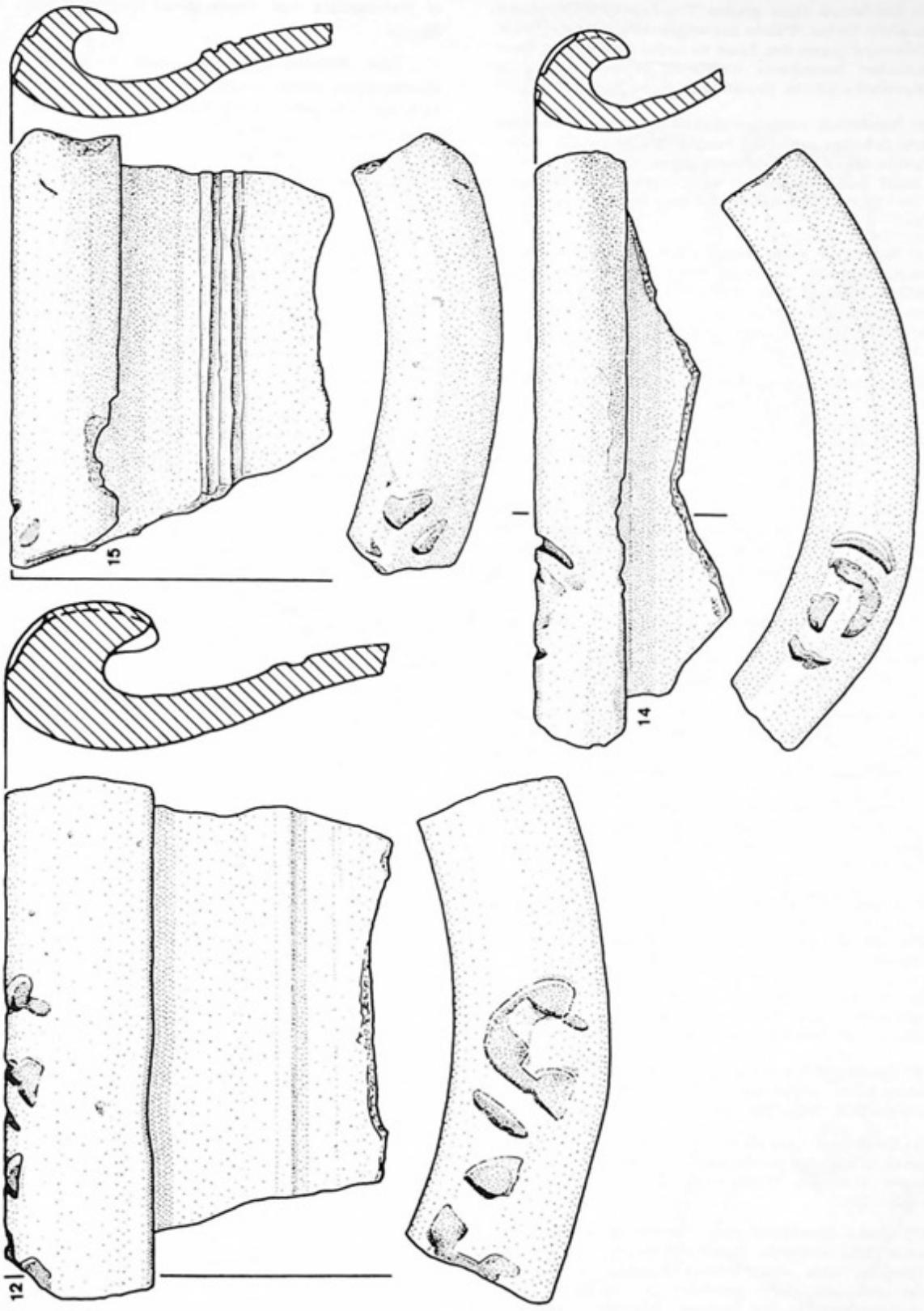


Abb. 7. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

(52) Randstück eines großen Topfes. Schulter durch zwei parallele kleine Wülste hervorgehoben, niederer Hals, dicke Halswand gegen den Rand zu keilartig verdickt, diese mit schwacher Innenkante wulstartig geformt. Mdm. ca. 26 cm, Randhöhe 3,2 cm, Randdicke 2,8 cm (Abb. 24).

(53) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Deutlich abgesetzte Schulter mit umlaufendem Schulterwulst, niederer zylindrischer Hals, Halswand gegen den Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante nach außen umgeschlagen. Mdm. ca. 19 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 2,3 cm (Abb. 24).

(54) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schwach ausgeprägte Schulter, unterhalb des Absatzes zwei umlaufende Rillen, niederer Hals, Halswand dem Rand zu etwas verstärkt, dieser nach außen gerundet umgebogen. Auf der Schulter verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,6 cm, Randdicke 2,6 (Abb. 24).

(55) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schulter mittels zweier paralleler Rippen deutlich abgesetzt und gerundet, niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante scharf nach außen umgebogen. Mdm. ca. 23 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,3 cm (Abb. 25).

(56) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Schulter undeutlich abgesetzt, niederer Hals, Halswand dem Rand zu verdickt, Rand mit Innenkante scharf nach außen umgebogen. Mdm. 21 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 2,3 cm (Abb. 25).

(57) Randstück eines kleineren Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand zu etwas verstärkt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen umgebogen. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2,1 cm (Abb. 25).

(58) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Niederer Hals, Halswand gegen Rand zu verdickt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen umgebogen. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,5 cm, Randdicke 2,5 cm (Abb. 25).

(59) Randstück eines kleineren Topfes. Niederer Hals, Halswand zum Rand verdickt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen umgebogen. Mdm. ca. 15 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 2,2 cm (Abb. 26).

(60) Randstück eines kleineren Topfes. Niederer Hals, dünne Halswand zum Rand zu etwas verdickt, Rand mit schwacher Innenkante nach außen umgebogen. Mdm. ca. 15 cm, Randhöhe 1,7 cm, Randdicke 2 cm (Abb. 26).

(61) Randstück eines kleineren Topfes. Verdickter Rand gerundet nach außen umgelegt. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 1,7 cm, Randdicke 1,9 cm (Tafel 26).

(62) Randstück eines kleinen Topfes. Verdickter Rand rund nach außen umgebogen. Mdm. ca. 19 cm, Randhöhe 1,9 cm, Randdicke 2 cm (Abb. 26).

(63) Randstück eines kleineren Topfes. Niederer Hals, Rand verdickt und mit schwacher Innenkantung nach außen umgebogen. Mdm. ca. 13 cm, Randhöhe 1,7 cm, Randdicke 1,9 cm (Abb. 26).

(67) Großes Randstück eines ziemlich großen Topfes. Schwacher Schulterabsatz, darunter zwei umlaufende Furchen. Niederer Hals, dicke Halswand gegen den Rand zu verstärkt und nach außen gerundet bis fast an den Hals heran umgebogen. In der unteren Randkehle verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 23 cm, Randhöhe 3 cm, Randdicke 2,5 cm (Abb. 26).

c) Randstücke von vorwiegend großen Töpfen ohne Marke

Ihre Zugehörigkeit zu den Randstücken mit Marke kann nicht nachgewiesen werden. Es handelt sich um alt gebrochene Randstücke einer einheitlichen Ausfertigung, die sich formenkundlich von den mit Marken versehenen Stücken nicht unterscheiden. Die nachstehend beschriebenen Stücke wurden nicht gezeichnet.

(a) Verhaltnismäßig dünne Halswand, Rand sehr stark verdickt, kräftig nach außen fast bis zur Halswand zurückgebogen. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3 cm.

(b) Ziemlich dicke Halswand, Rand sehr stark verdickt, kräftig umgebogen und bis zur Halswand zurückgebogen. Mdm. 22 cm, Randhöhe 3 cm, Randdicke 3,1 cm.

(c) Ziemlich dicke Halswand stark nach außen umgebogen und von der Wand etwas abstehend. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 1,4 cm.

(d) Auf der Schulter zwei umlaufende Stufenrillen, ziemlich dicke Halswand, Rand scharf nach außen bis zum Hals abgebogen. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 2,6 cm, Randdicke 2,4 cm.

(e) Von der Schulter stark eingezogener, sehr niederer Hals, dünne Halswand gegen den Rand zu stark verdickt, dieser schwach nach unten abgebogen. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 2,5 cm.

(f) Dünne Halswand stark zum Rand zu verdickt und nach unten abgebogen. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 2,9 cm, Randdicke 2,7 cm.

(g) Dünne Halswand gegen Rand zu etwas verdickt und bogenförmig senkrecht abgebogen. Auf der Randoberfläche eine dünne Schichte verkohlter Speisereste. Mdm. ca. 23 cm, Randhöhe 2,6 cm, Randdicke 2,8 cm.

(h) Dünne Halswand zum Rand zu kräftig verdickt und scharf nach außen abgebogen. Mdm. ca. 28 cm, Randhöhe 3,7 cm, Randdicke 3,3 cm.

(i) Dünne Halswand gegen Rand zu stark verdickt und scharf mit ausgeprägter Randkante nach außen umgebogen. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 3,6 cm, Randdicke 3,2 cm.

(j) Dünne Halswand zum Rand zu kräftig verdickt, mit deutlicher Randkante nach außen umgebogen. Die rechte Randbruchfläche alt mit verkohlten Speiseresten bedeckt, solche auch auf der Innenfläche. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2,8 cm, Randdicke 2,5 cm.

(k) Dünne Halswand gegen Rand zu kräftig verdickt und rund nach außen umgebogen. In der Randkehle verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 17,5 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 2,5 cm.

(l) Dünne Wand zum Rand zu verstärkt und dieser rund nach außen abgebogen, von der Halswand abstehend. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 3 cm, Randdicke 2,8 cm.

(m) Ziemlich dicke Schulter-Halswand zum Rand zu verstärkt, Rand mit deutlicher Randkante nach außen abgebogen. Auf der Innenfläche verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 2,6 cm, Randdicke 2,9 cm.

(n) Dicke Halswand gegen Rand zu verstärkt, Rand nach außen rund abgebogen. Auf der Rundung noch Rest einer Marke? Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3,2 cm.

(o) Dicke Halswand gegen den Rand stark verdickt, Rand mit deutlicher Randkante nach außen scharf gegen die Halswand zu umgebogen. Mdm. ca. 26 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3,1 cm.

(p) Kräftige Halswand gegen Rand zu keilförmig verdickt, Rand gerundet nach außen umgebogen. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 3,4 cm, Randdicke 3,1 cm.

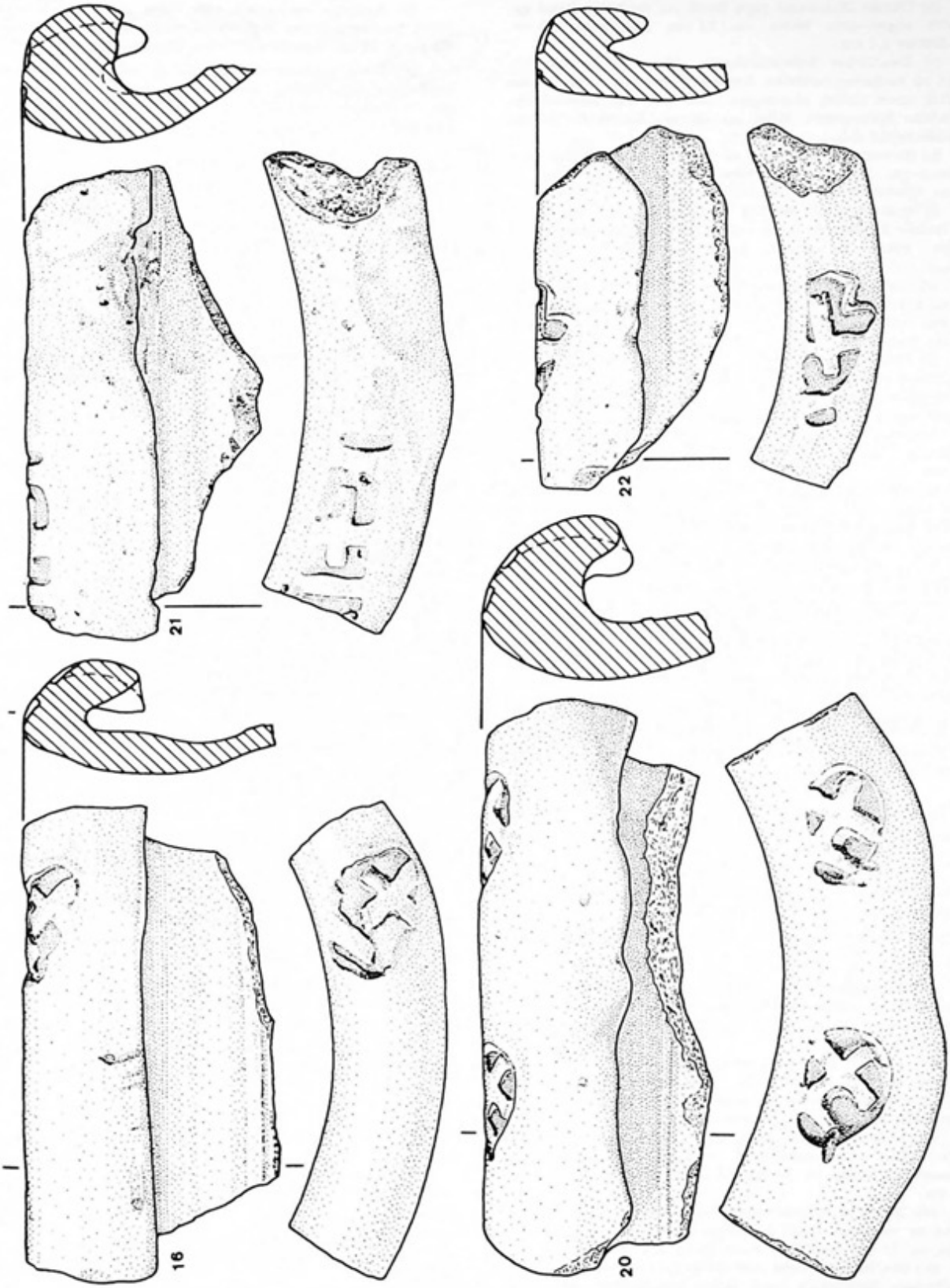


Abb. 8. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

(q) Dünne Halswand zum Rand zu verdickt, Rand gerundet abgebogen. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,5 cm, Randdicke 2,4 cm.

(r) Deutlicher Schulterabsatz, dünne Halswand zum Rand zu keilartig verdickt, Rand mit deutlicher Randkante kräftig nach außen abgebogen. Auf der Randaußenfläche verkohlte Speisereste, Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,8 cm, Randdicke 2,7 cm.

(s) Halswand zum Rand zu kräftig verdickt und nach außen vom Hals weit abstehend umgebogen. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 2,8 cm, Randdicke 2,9 cm.

(t) Halswand mit kräftig verdicktem Rand, dieser mit deutlicher Randkante nach außen bis zur Halswand umgebogen. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,9 cm, Randdicke 2,6 cm.

(u) Halswand zum Rand zu kräftig verdickt, Rand nach außen kräftig umgeschlagen. Auf der Innenfläche eine Kruste mit verkohlten Speiseresten. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,7 cm, Randdicke 2,9 cm.

(v) Deutlicher Schulterabsatz, dünne Halswand gegen den Rand zu keilförmig verdickt und mit deutlicher Randkante nach außen bis zur Halswand umgebogen. Mdm. ca. 26 cm, Randhöhe 4,2 cm, Randdicke 3,4 cm.

(w) Rand mit deutlichem Randknick nach außen umgebogen. Mdm. ca. 19 cm, Randhöhe 2,5 cm, Randdicke 2,7 cm.

(x) Dünne Halswand zum Rand schwach verdickt und rund nach außen gebogen. Auf der Innenfläche Rest einer dicken Kruste verkohlter Speisen. Mdm. ca. 15 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 2,5 cm.

(y) Niederer zylindrischer Hals auf schwachem Schulterabsatz. Dünne Halswand zum Rand zu verdickt und scharf nach außen vom Hals abstehend umgebogen. Mdm. ca. 15 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2 cm.

(z) Niederer zylindrischer Hals, dünne Halswand zum Rand zu kräftig verdickt, mit deutlicher Randkante nach außen umgebogen. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 2,6 cm, Randdicke 2,5 cm.

(aa) Auf der Schulter umlaufende Rille, Rand schwach verdickt, mit Randkante nach außen vom Hals weit abstehend umgebogen. Mdm. ca. 25 cm, Randhöhe 3,3 cm, Randdicke 3,3 cm.

d) Randstücke von vorwiegend kleineren Töpfen ohne Marke

Auch bei diesen handelt es sich um alt gebrochene Stücke von der gleichen Ausführung wie die Reste der größeren Töpfe von Abschnitt c. Die nachstehend beschriebenen Stücke wurden nicht gezeichnet.

(a') Schwache Schulter, niederer Hals, dünne Halswand dem Rand zu etwas verdickt, dieser gerundet nach außen umgeschlagen. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 2 cm.

(b') Auf der schwach ausgeprägten Schulter zwei umlaufende Rippen, niederer Hals, Halswand zum Rand zu kräftig verdickt und nach außen umgebogen. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 2,1 cm.

(c') Halswand zum Rand zu verdickt, Rand gerundet nach außen umgebogen. Auf der Außenfläche verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 14 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 2,3 cm.

(d') Niederer zylindrischer Hals, dünne Halswand zum Rand zu verdickt, Rand gerundet nach außen umgebogen. Mdm. ca. 15 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2,2 cm.

(e') Starke Halswand zum Rand zu verdickt, Rand mit deutlichem Randknick nach außen umgebogen. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,8 cm.

(f') Kräftige Halswand zum Rand zu stark verdickt, Rand mit deutlichem Randknick nach außen umgebogen. Mdm. ca. 19 cm, Randhöhe 2,8 cm, Randdicke 2,6 cm.

(g') Dicke Halswand zum Rand zu verstärkt, Rand mit deutlichem Randknick schief nach außen umgebogen, auf der Innenfläche verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 2,4 cm.

(i') Niederer Hals, Halswand gegen Rand zu kräftig verdickt, Rand mit deutlicher Randkante nach außen abgebogen, auf der Innenfläche verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,4 cm.

(j') Kräftige Halswand gegen Rand zu verstärkt, Rand mit deutlicher Randkante nach außen scharf abgebogen. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 2,9 cm, Randdicke 2,6 cm.

(k') Niederer Hals, dicke Halswand zum Rand zu verdickt, Rand mit deutlichem Randknick gegen die Halswand zu abgebogen. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 2,1 cm.

(l') Dicke Halswand gegen Rand zu verstärkt, Rand mit deutlicher Randkante nach außen rund abgebogen. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,6 cm.

(m') Niederer Hals, Halswand zum Rand zu verdickt und mit Randknick nach außen umgebogen. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 2,1 cm.

(n') Niederer Hals, Halswand zum Rand zu verdickt, Rand nach außen gerundet ungebogen.

(o') Niederer Hals, auf ihm ein schwacher umlaufender Wulst, Halswand zum Rand zu schwach verstärkt, Rand nach außen umgeschlagen. Mdm. ca. 12 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 2 cm.

(p') Niederer Hals, Halswand gegen Rand zu stark verdickt, Rand gerundet nach außen umgebogen. Auf der Innenfläche verkohlte Speisereste. Mdm. ca. 18 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,6 cm.

(q') Verdickter Rand rund nach außen umgebogen. Mdm. ca. 21 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 3,1 cm.

(r')–(u') 4 kleine Stücke gleicher Art und Randbildung.

e) Boden-Wandstücke von Töpfen

(75) Kleines Boden-Wandstück eines Topfes. Auf der Bodeninnenfläche kräftige Drehwülste. Stfl. ca. 10 cm (Abb. 27).

(76) Kleines Boden-Wandstück eines Topfes. Wand oberhalb der Standfläche etwas verdickt und fast zylindrisch aufsteigend. Stfl. 14 cm (Abb. 27).

(78) Boden-Wandstück eines mittelgroßen Topfes. Wand von der Standfläche scharf abgesetzt, mit schwachen Eindrücken an der Basis versehen und fast zylindrisch aufsteigend. Stfl. 15 cm (Abb. 27).

(79) Boden-Wandstück eines kleinen Topfes. Wand von der Standfläche gut abgesetzt und schwach konisch aufsteigend. Stfl. 15,5 cm (Abb. 27).

(80) Boden-Wandstück eines großen Topfes. Gut abgesetzte Wand fast zylindrisch aufsteigend. Stfl. 28 cm (Abb. 28).

(81) Boden-Wandstück eines kleineren Topfes. Gut abgesetzte Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. 18 cm (Abb. 28).

(82) Boden-Wandstück eines kleineren Topfes. Gut abgesetzte Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. 14 cm (Abb. 28).

(83) Boden-Wandstück eines sehr großen Topfes. Gut abgesetzte Wand fast zylindrisch aufsteigend. Stfl. 28 cm (Abb. 29).

(84) Boden-Wandstück eines kleineren Topfes. Gut

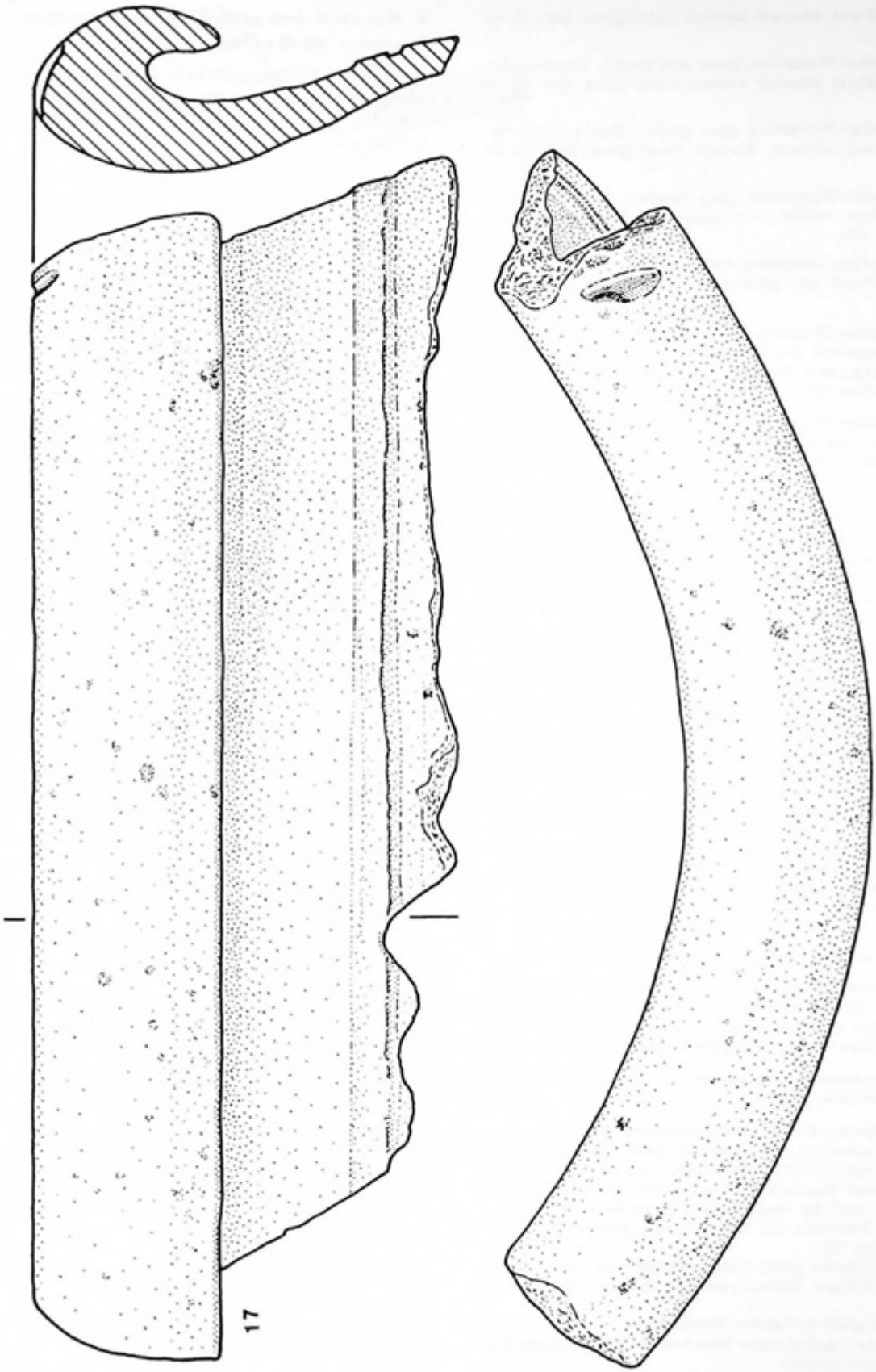


Abb. 9. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

abgesetzte Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. 18 cm (Abb. 29).

(85) Boden-Wandstück eines sehr großen Topfes. Gut abgesetzte Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. 22 cm (Abb. 29).

(86) Boden-Wandstück eines großen Topfes. Gut abgesetzte Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. 20 cm (Abb. 29).

(87) Boden-Wandstück eines ziemlich großen Topfes. Gut abgesetzte Wand fast zylindrisch aufsteigend. Stfl. 20 cm (Abb. 30).

(88) Boden-Wandstück eines großen Topfes. Scharf abgesetzte Wand fast zylindrisch aufsteigend. Stfl. 26 cm (Abb. 30).

(89) Boden-Wandstück eines mittelgroßen Topfes. Auf der Innenwand deutlich ausgeprägte schmale Drehwülste. Gut abgesetzte Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. 12 cm (Abb. 30).

(90) Boden-Wandstück eines sehr großen, dickwandigen Topfes. Gut abgesetzte Wand fast zylindrisch aufsteigend. Stfl. 20 cm (Abb. 31).

f) Boden-Wandstücke von Töpfen, nicht gezeichnet.

(a) Wand zylindrisch aufsteigend. Stfl. ca. 22 cm.
(b) Wand zylindrisch aufsteigend, an den Rand der Standfläche angesetzt und innen miteinander verschmiert. Stfl. ca. 26 cm.
(c) Wand zylindrisch aufsteigend. Stfl. 26 cm.
(d) Wand zylindrisch aufsteigend. Stfl. ca. 26 cm.
(e) Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. ca. 16 cm.
(f) Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. ca. 26 cm.
(g) Auf der inneren Standfläche Drehrillen, Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. 14 cm.
(h) Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. ca. 16 cm.
(k) Auf der Innenseite der Standfläche starke Drehrillen, Wand anfänglich zylindrisch, dann konisch aufsteigend. Stfl. nicht meßbar.
(l) Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. nicht meßbar.
(m) Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. ca. 16 cm.
(o) Wand schwach konisch aufsteigend. Stfl. ca. 26 cm.
(p) 33 kleine und sehr kleine Boden-Wandstücke.
(q) 7 verschieden große Bodenstücke.

g) Schulterstücke und Wandstücke

(74) Schulter-Wandstück eines großes Topfes. Auf der Innenfläche dicke Drehwülste. Schulter gesimsartig abgesetzt, darunter zwei umlaufende kräftige Furchen, anschließend ein breites flaches Wellenband eingefurcht (Abb. 31).

(91) Wandstück eines großen Topfes. Auf der Innenfläche Drehwülste. (Abb. 32).

(109) Kleines Schulterstück eines sehr großen Topfes. Schulter gesimsartig vom niederen Hals abgesetzt, unterhalb davon ein 1,6 cm breiter Streifen mit Kerben, auf dem anschließenden Wandteil Rest einer schwach eingefurchten Wellenlinie. Auf der waagrechten Bruchfläche Rippe und Rillen zum Einsetzen auf die unterhalb anschließende Gefäßwand (Abb. 31).

30 verschieden große Schulterstücke von Töpfen, jedes mit zwei kräftigen Rillen unterhalb des Schulterabsatzes versehen.

63 sehr große und grobe Wandstücke.

193 kleine und kleinste Wandstücke, mehrfach mit Resten verkohlter Speisen.

B. Keramik aus anderen Tongattungen Passauer Herkunft

Als Zuordnungskriterien dient einerseits die Zugabe von Graphit in ganz geringen Mengen, andererseits die Verwendung der gleichen Töpfermarke wie bei der grau-schwarzen Ware.

a) weißgrauer Ton

(13) Randstück eines kleineren Topfes. Kompakter, zusatzfreier, weißgrauer Ton, Oberfläche grau gefleckt. Dünne Halswand gegen den Rand zu verdickt, Rand mit schwacher Randkante nach außen abgebogen. Auf der gerundeten Randoberfläche eine senkrecht eingedrückte Marke: ungleichschenkeliges Kreuz auf einem Querbalken aufstehend. Untere Randkante etwas ausgebuchtet. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 1,6 cm, Randdicke 2,1 cm, Markenlänge 2,5 cm, Markenbreite 1,2 cm (Abb. 32).

b) sehr heller grauer Ton

(65) Kleines Randstück eines mittelgroßen Topfes. Hellgrauer, kompakter Ton mit Zusatz von zerkleinerten Quarzitstückchen. Niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu schwach verdickt, Rand nach Außen rund abgebogen. Mdm. ca. 20 cm, Randhöhe 1,6 cm, Randdicke 2,5 cm (Abb. 32).

(68) Halsstück mit Randansatz eines großen Topfes. Hellstgrauer, kompakter Ton mit Zusatz von vielen zerkleinerten Quarzitstückchen, Oberfläche hellgrau geschlickert. Niederer Hals, Halswand gegen den Rand zu nur wenig verstärkt, bei der rechten Randbruchstelle Rest einer Töpfermarke. Mdm. ca. 22 cm. (Abb. 32).

(105) Randstück eines mittelgroßen Topfes. Hellgrauer, kompakter Ton mit viel zugesetzten Quarzitkörnchen und ganz wenigen Graphitstückchen, Oberfläche mittelgrau geschlickert. Niederer Hals, dicke Halswand zum Rand zu keilartig verdickt, Rand im Querschnitt dreieckig mit ziemlich scharfer Randkante. Mdm. ca. 19 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 2,2 cm (Abb. 32).

c) hellgrauer Ton

(102) Boden-Wandstück eines Topfes. Hellgrauer, sehr kompakter Ton mit Zusatz von ganz wenig Quarzitkörnchen und vereinzelten Graphitflittern. Auf dem Boden niederer Tonkegel mit Drehrille. Gut abgesetzte Wand annähernd zylindrisch aufsteigend. Stfl. ca. 6 cm (Abb. 33).

(103) Randstück eines Topfes. Hellgrauer, sehr kompakter, feiner Ton mit Zusatz von wenig feinst zerkleinerten Quarzitkörnchen. Auf dem zylindrischen Hals ein stufenförmig verbreiterter Rand aufsitzend, Außenfläche durch einen Querwulst gegliedert, Mundsaum verdickt und schwach schief nach innen abgeschnitten. Mdm. ca. 9 cm (Abb. 33).

(104) Randstück einer kleinen Schale. Hellgrauer, kompakter Ton mit Zusatz von wenig zerkleinerten Quarzitkornern. Rand etwas nach innen eingezogen, waagrecht abgeschnitten. Mdm. ca. 6,5 cm (Abb. 33).

d) dunkelgraubrauner Ton ohne Graphit

(69) Randstück eines Topfes. Graubrauner, ziemlich feiner Ton mit Zusatz von fein zerkleinertem Graphitgrus. Rand schwach konisch ausladend, im Querschnitt dreieckig. Äußere Randfläche von der Wand etwas abstehend, auf ihr umlaufende seichte Rille. Randhöhe 1,9 cm, Randdicke 1,2 cm (Abb. 33).

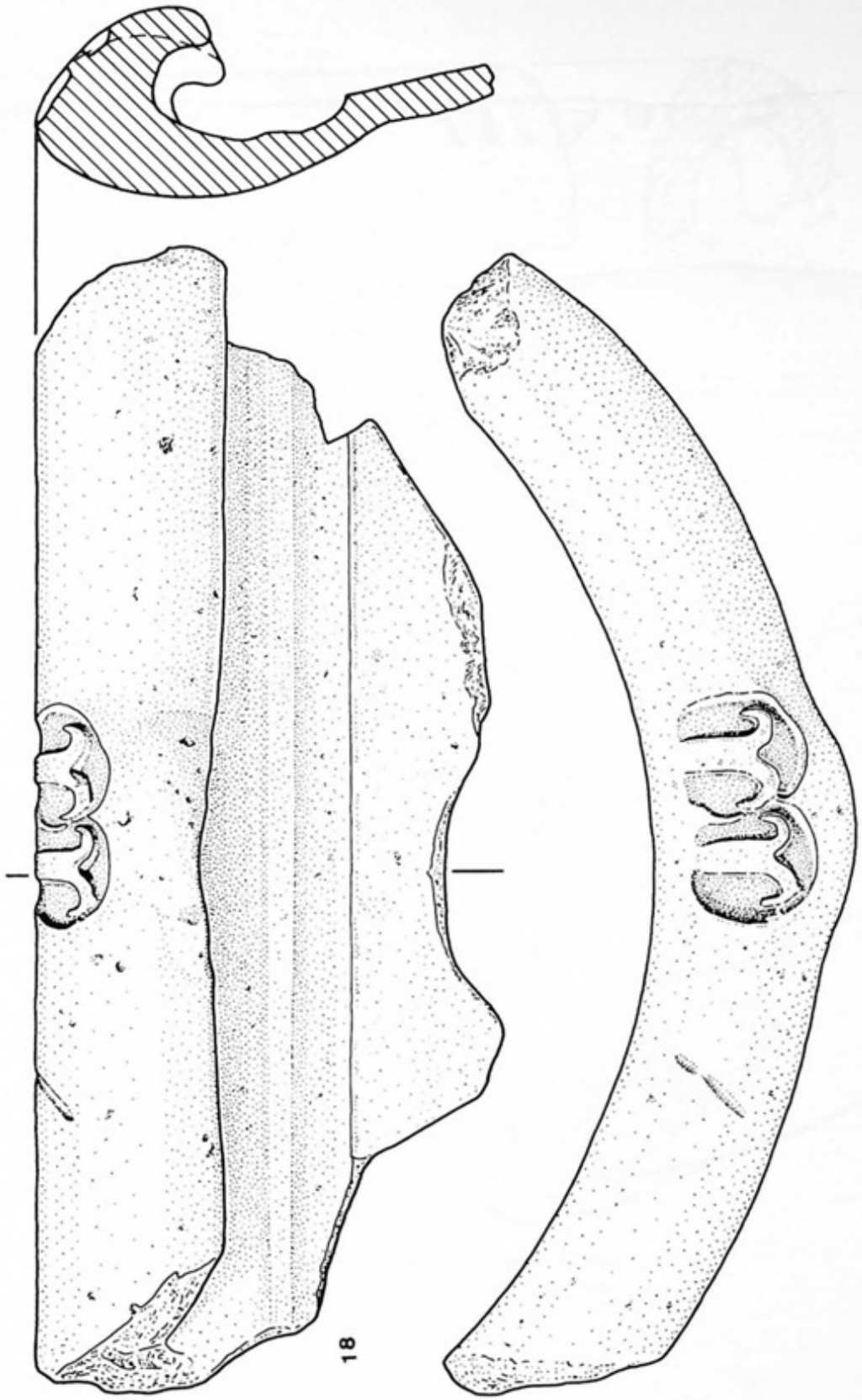


Abb. 10. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

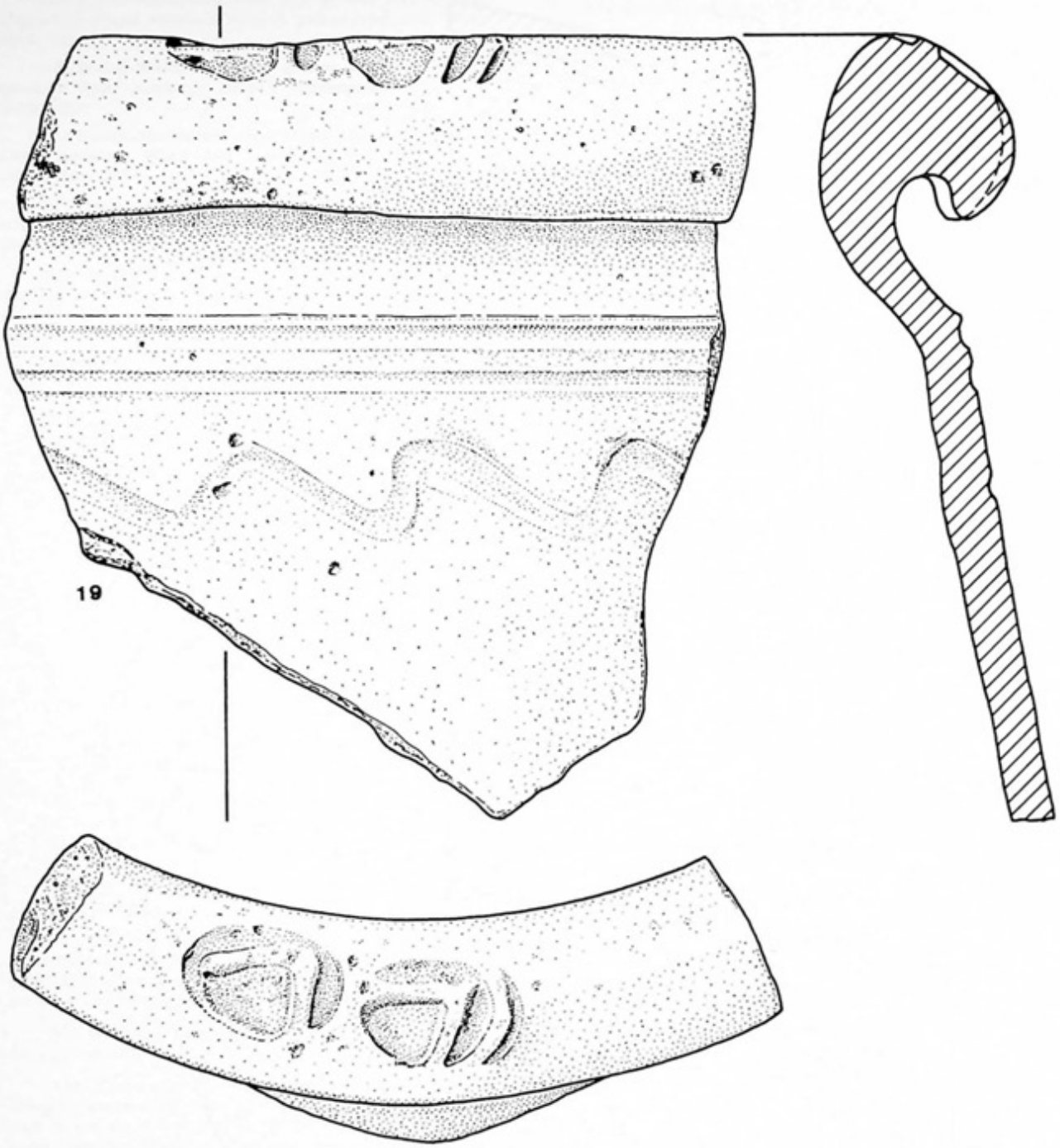


Abb. 11. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

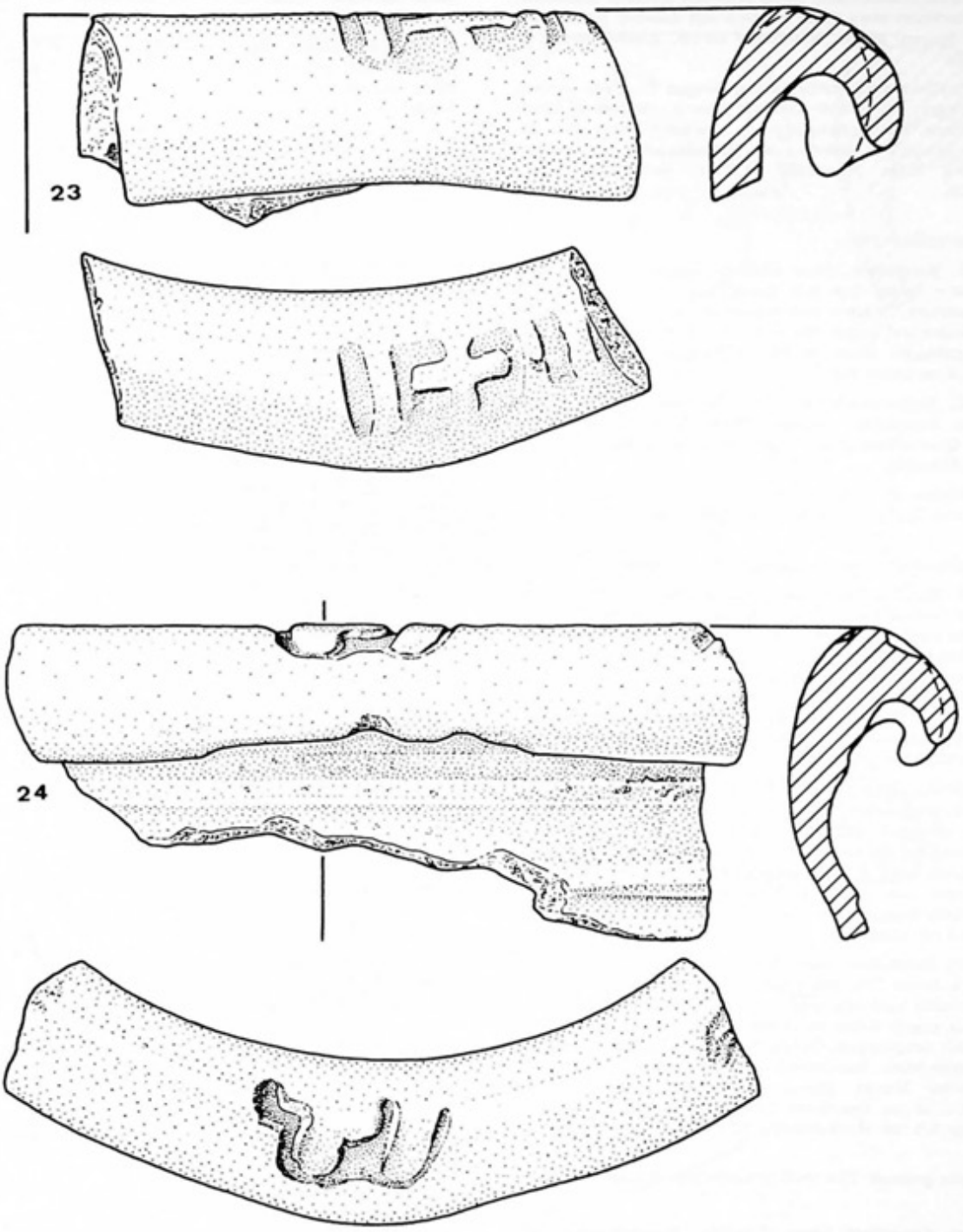


Abb. 12. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

(70) Randstück eines kleinen Topfes. Dunkelbraungrauer, kompakter Ton mit Zusatz von reichlichen zerkleinerten Quarzitkörnchen. Rand schwach konisch ausladend, im Querschnitt etwa flach konisch mit äußerer Mundsaumrille. Mdm. ca. 15 cm, Randhöhe 1,5 cm, Randdicke 0,9 cm (Abb. 33).

(71) Kleines Randstück eines kleinen Topfes. Dunkelbraungrauer, kompakter Ton mit Zusatz von kleinen Quarzitkörnchen. Rand etwas konisch von unten nach oben gebildet, knapp unterhalb des Mundsaumes umlaufende schwache Rille. Randhöhe 1,3 cm, Randdicke 1,1 cm (Abb. 33).

e) braungelber Ton

(72) Randstück eines kleinen Topfes. Braungelber, kompakter feiner Ton mit Zusatz von viel ungleichmäßig zerkleinertem Graphit und wenig Quarzkörnchen. Niederer Hals, Halswand gegen Rand zu verstärkt, Rand rund nach außen gebogen. Mdm. ca. 12 cm, Randhöhe 1,4 cm, Randdicke 1,8 cm (Abb. 33).

(73) Bodenwandstück eines kleinen Topfes. Gelbbrauner, kompakter, ziemlich feiner Ton mit Zusatz von wenig Quarzitkörnchen. Wand konisch aufsteigend. Stfl. 11 cm (Abb. 33).

1 kleines Bodenstück eines Topfes und 2 kleine Wandstücke von Töpfen aus gelbbraunem kompaktem Ton.

f) graubrauner Ton mit Graphitbeimengung

(32) Kleines Randstück eines kleinen Topfes. Graubrauner, kompakter, ziemlich feiner Ton mit zerkleinerten Quarzitkörnchen, Oberfläche stellenweise dunkelgrau verfärbt. Niederer Hals, dünne Halswand zum im Querschnitt fast kreisrunden Wulstrand verdickt. Auf der Randrundung eng nebeneinander senkrecht eingedrückte Marken: gleichschenkelige Kreuze im Kreis. Untere Randwulstkante schwach ausgebuchtet. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 1,8 cm, Markengröße 1,6 cm im Dm. (Abb. 34).

(40) Randstück eines kleinen Topfes. Dunkelgraubrauner, kompakter Ton mit Zusatz von sehr wenig zerkleinertem Graphit und von Quarzkörnchen. Sehr niederer Hals, kräftige Halswand zum Rand zu verdickt, Rand mit Randkante nach außen umgebogen. Auf der Randrundung Rest einer von innen nach außen eingedrückten Marke: vermutlich Kreuz. Mdm. ca. 13 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 1,8 cm (Abb. 34).

(47) Randstück eines kleinen Topfes. Graubrauner ziemlich feiner Ton mit Zusatz von sehr wenig zerkleinertem Graphit und von zahlreichen Quarzitkörnchen. Niederer Hals gegen Rand zu verdickt und nach außen fast bis zum Hals umgebogen. Untere Randkante ausgebuchtet. Auf der gerundeten Randoberfläche von außen nach innen waagrechte Marke: Kreuz mit langem Senkrechtbalken. Mdm. ca. 15 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 2,1 cm, Markenlänge 2,8 cm, Markenbreite 1,7 cm (Abb. 34).

g) dunkelgrauer Ton mit graphitgeschlickerter Oberfläche

(44) Randstück eines Topfes. Schwärzlicher, sehr kompakter feiner Ton ohne Magerungszusatz. Oberfläche schwärzlich geschlickert. Senkrechter Hals in einen verdickten, stufig abgesetzten Rand übergehend. Gerundete Randkante etwas nach innen gebogen. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 2,4 cm, Randdicke 1,3 cm (Abb. 34).

(45) Randstück eines Topfes. Schwarzgrauer, sehr feiner kompakter Ton ohne Magerungszusatz. Oberfläche beidseitig mit Graphit geschlickert. Hals gegen den Rand zu sich etwas verengend, schwach verstärkter Rand etwas konisch ausladend. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 2,6 cm, Randdicke 1 cm (Abb. 34).

(46) Randstück eines Henkelgefäßes. Schwarzgrauer, sehr feiner kompakter Ton ohne Magerungszusatz, Oberfläche beidseitig mit Graphit geschlickert. Konisch ausladender, im Querschnitt etwa linsenförmiger Rand. Auf diesem aufgesetzt ein dicker Bandhenkel mit senkrechter Oberflächenfacettierung. Auf der breiten Ansatzfläche quadratische Marke schief ungleichmäßig eingedrückt: AS. Mdm. ca. 16 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 1 cm, Henkelbr. 2,8 cm, Henkeldicke 1,4 cm (Abb. 35).

C. Keramik aus grauem Ton vermutlich Salzburger Herkunft.

a) Gefäßreste

(64) Randstück eines kleinen Topfes. Hellgraubrauner, feiner Ton mit Zusatz von vielen zerkleinerten Quarzitkörnchen, Oberfläche dunkelgrau geschlickert. Niederer Hals, dünne Halswand zum Rand zu etwas verstärkt, Rand rund nach außen umgebogen. Mdm. ca. 17 cm, Randhöhe 1,1 cm, Randdicke 1,4 cm (Abb. 35).

(66) Randstück eines kleinen Topfes. Mittelgrauer, feiner Ton mit Zusatz von wenig Quarzitkörnchen. Oberfläche dunkelgrau geschlickert. Niederer Hals, Halswand dem Rand zu nur wenig verstärkt. Rand mit Randkante nach außen umgebogen. Mdm. ca. 9 cm, Randhöhe 1 cm, Randdicke 1,5 cm (Abb. 35).

(67) Boden-Wandstück eines großen Topfes. Hellgrauer, sehr feiner kompakter Ton ohne Zusatz, Oberfläche mittelgrau geschlickert. Wand gut abgesetzt von der Standfläche breitkonisch aufsteigend. Stfl. 12 cm (Abb. 35).

(95) Bruchstück einer Lampe. Hellgrauer, sehr feiner, kompakter Ton mit ganz kleinen Glimmerblättchen auf der Oberfläche. Ovale Standfläche von der konvex aufsteigenden Wand deutlich abgesetzt, Rand nach innen eingebogen. Dochtauflage etwas asymmetrisch schnabelförmig ausgezogen, ihre Innenfläche und Rand verrußt. H. 2,5 cm (Abb. 35).

(101) Boden-Wandstück eines großen Topfes. Grauer kompakter Ton mit Zusatz von sehr viel zerkleinerten glasigen Quarzitkörnchen, Oberfläche außen dunkelgrau geschlickert. Wand von außen an die Bodenplatte angesetzt, innen verschmiert. Wand breitkonisch aufsteigend. Stfl. 14 cm (Abb. 35).

(1) Boden-Wandstück eines Topfes. Dunkelgrauer, kompakter Ton mit Zusatz von quarzitischen und kalkigen Steinchen. Verhältnismäßig schwache Standfläche, Wand zuerst zylindrisch und dann leicht konisch aufsteigend, auf der Innenfläche gut ausgeprägte Drehrillen und Drehwülste. Stfl. ca. 16 cm.

b) Schüsselkachel-Bruchstücke

(92) Randstück mit waagrecht abgeschnittenem Rand. Grauer, mit viel Steinchenzusatz versehener Ton, Oberfläche dunkelgrau geschlickert, Basisteil durch Hitze-Einwirkung hellgelbbraun verfärbt. Unterhalb des Randes auf der Außenfläche drei parallele, in ungleichen Abständen eingerissene Rillen. Auf Grund der erhaltenen Wandhöhe fast zylindrische Kachel mit schwach eingezogener Standfläche. Erh. H. 11 cm, Wanddicke 1 cm (Abb. 36).

(93) Kleines Randstück einer waagrecht abgeschnittenen konischen Schüsselkachel mit Wandeck. Gelbbrauner kompakter Ton ohne Steinchenzusatz, auf der Innenfläche Spuren von Graphitanstrich (?). Außenfläche dunkelgrau

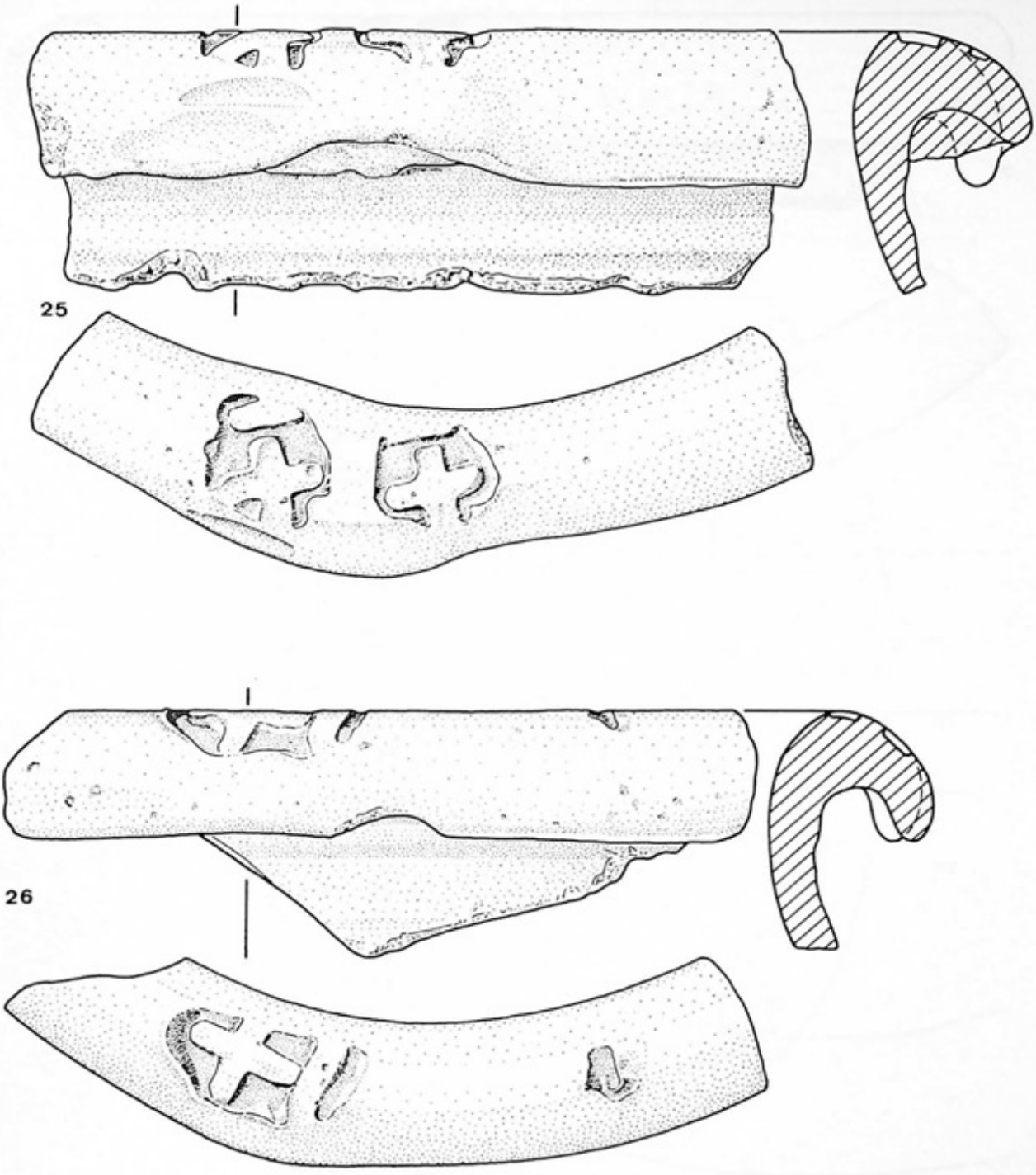


Abb. 13. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

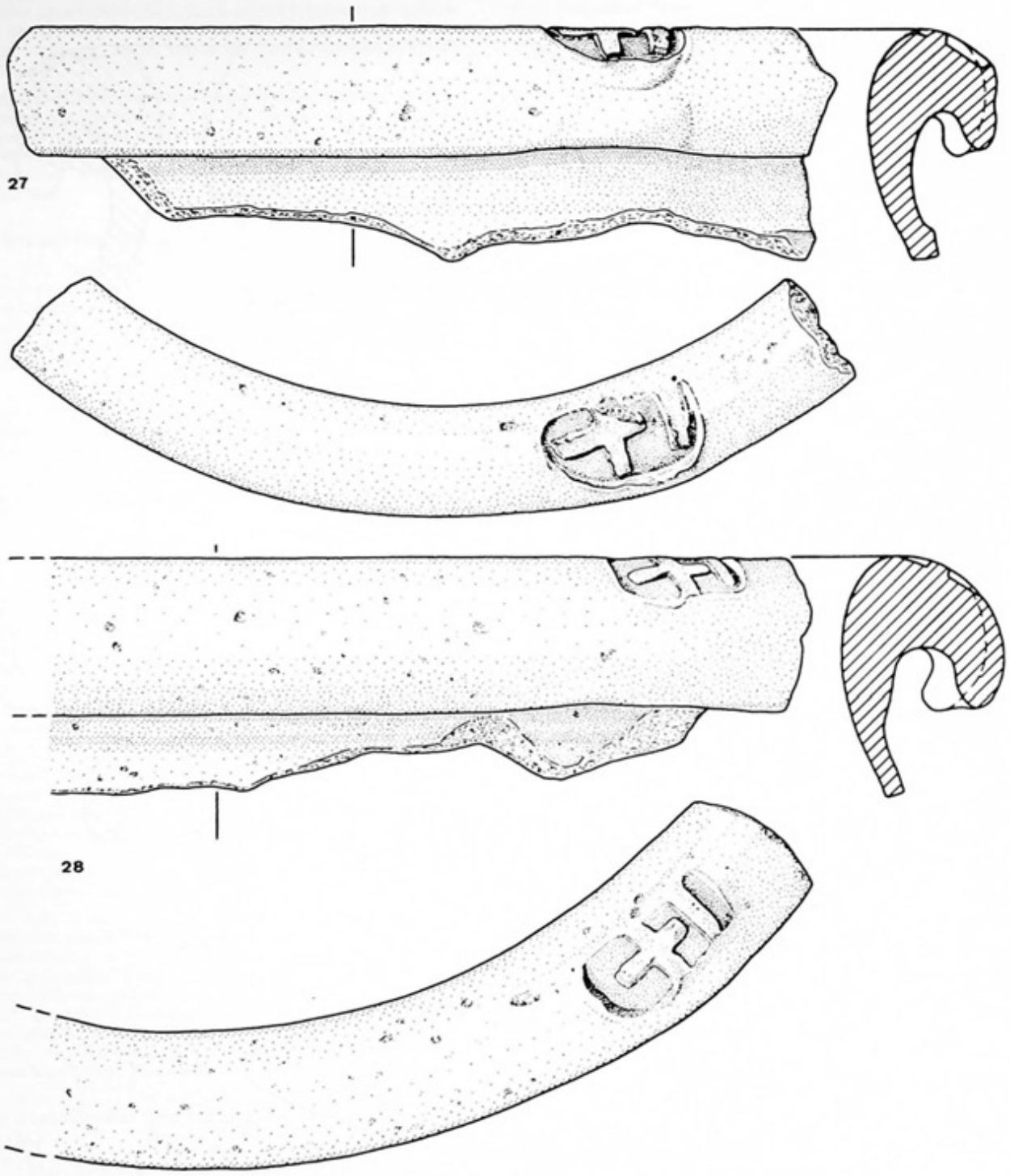


Abb. 14. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

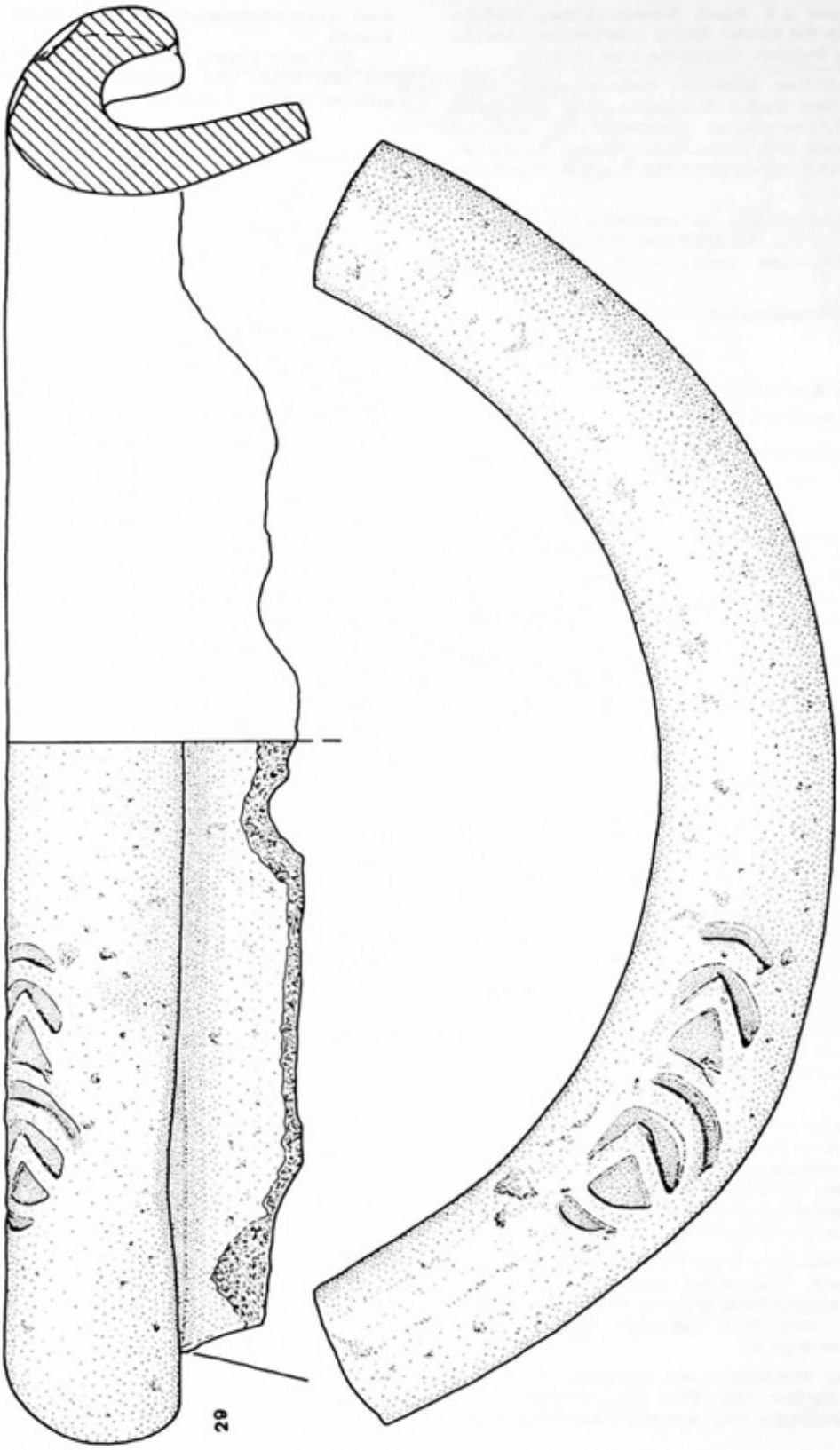


Abb. 15. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

geschlickert, Rand z. T. durch Hitzeeinwirkung verfärbt. Knapp unterhalb des Randes drei in verschiedenen Abständen eingerissene Furchen. Wanddicke 1 cm (Abb. 36).

(94) Sehr kleines Randstück einer waagrecht abgeschnittenen seichten Kachel. Kompakter gelber Ton, Innen- und Außenfläche dunkelgrau geschlickert, im Schlicker feine Glimmerreste und kleine Kalksteinchen. Knapp unterhalb des Randes zwei umlaufende Furchen. Wanddicke 0,8 cm (Abb. 36).

(a) 3 kleine Randstücke von Schüsselkacheln. Kompakter, ziemlich feiner Ton, durch Hitzeeinwirkung hellgrau bis hellgelb verfärbt, zwei Stücke außen dunkelgrau geschlickert.

(b) 9 kleine Wandbruchstücke von Schüsselkacheln der gleichen Art.

D. Glasierte Keramik einheimischer Herkunft

Die nachstehend genannten Stücke sind zu wenig aufschlußreich, um in Zeichnung vorgelegt zu werden.

1 kleines Randstück einer Schale. Rotgelber, feiner Ton ohne Zusatz. Rand nach außen verstärkt und graugrün glasiert. Innenfläche beschädigt, hier Glasur nicht erhalten.

2 kleine Wandstücke eines Gefäßes. Rotgelber feiner Ton ohne Zusatz, Außen- und Innenfläche graugrün halbmatt glasiert, Form nicht bestimmbar.

1 sehr kleines Wandstück eines Gefäßes. Rotgelber, feiner Ton ohne Zusatz, Außenfläche rotgelb mit braunen unregelmäßigen Flecken glanzend glasiert. Form nicht näher bestimmbar.

E. Glasierte Keramik Kröninger Herkunft

(96) Boden-Wandstück einer konischen Schüssel. Hellgelber, kompakter Ton ohne Zusatz. Standfläche schwach ringförmig abgesetzt, Wand breitkonisch mit schwach konvexem Schwung aufsteigend. Rand stumpfwinkelig mit deutlichem Randknick nach außen umgebogen. Innenfläche und Rand mit dunkelblauer, spiegelnder Glasur überzogen, Außenfläche hellgrün mit gelblicher Fleckenbildung. Stfl. 10 cm, H. 5,4 cm, Mdm. 18 cm (Abb. 36).

(97) Boden-Wandstück eines Tellers. Hellgelber, kompakter Ton ohne Zusatz. Standring der Standfläche abgescheuert, Wand schwach kalottenförmig aufsteigend, Rand breitkonisch ausladend angesetzt. Außen- und Innenfläche dunkelblau spiegelnd glasiert. Stfl. ca. 10 cm, erh. H. 2,3 cm (Abb. 36).

(98) Randstück einer Schüssel. Hellgelber, kompakter Ton ohne Zusatz. Rand etwas verstärkt und spitzwinkelig nach außen abgebogen. Unterhalb des Mundsaumes eine umlaufende Rille. Innenfläche einschließlich Rand kaffeebraun mit spiegelnder Glasur überzogen, Außenfläche gelb glasiert. Mdm. ca. 29 cm (Abb. 37).

(99) Randstück eines Deckels. Hellgelber, kompakter Ton ohne Zusatz. Aufsetzrand stempelartig verbreitert, Wand schwach kuppelförmig gebildet. Außenfläche dunkelbraun glasiert, Innenfläche unglasiert. Dm. ca. 26 cm, Randdicke 1,2 cm (Abb. 37).

(a) 2 Kleine Wandstücke von Gefäßen, Form nicht bestimmbar. Hellgelber, sehr feiner Ton, Innenfläche spiegelnd gelb, Außenfläche matt dunkelschokoladebraun glasiert.

(b) 1 Kleines Wandstück eines Gefäßes, Form nicht bestimmbar. Hellgelber, sehr feiner Ton, Innenfläche halbmatt dunkelschokoladebraun, Außenfläche spiegelnd gelb glasiert.

(c) 1 Sehr kleines Wandstück eines Gefäßes. Hellgelber, sehr feiner Ton, Innenfläche dunkelschokoladebraun glänzend glasiert, Außenfläche unglasiert.

F. Steinzeug

(100) Kleines Wandstück eines Gefäßes. Innenfläche gelbbraun, Kern und Außenfläche mittelgrau. Auf der Außenfläche Reste von je zwei Doppelreihen kommaartiger von links nach rechts gerichteter Eindrücke. Wanddicke 0,6 cm (Abb. 37).

3. Fundauswertung

Sie ist an Hand gesammelter Erfahrungen in der Anordnung des Fundbestandes im vorhergehenden Abschnitt bereits angedeutet worden und soll nachstehend noch etwas näher ausgeführt werden. Hiebei wird besonders auf die Frage der Unterscheidung zwischen den verschiedenen Herkunfts- bzw. Erzeugungsgebieten der Schwarzhafnerei hinzuweisen sein.

Anschließend an meine Bemerkungen anläßlich der Veröffentlichung des mir bis 1977 bekannt gewordenen Bestandes an Passauer Ware aus Österreich[4]) halte ich nun weiterhin die Unterscheidung zwischen echter und falscher Schwarzhafnerei aufrecht. Dies besonders deshalb, weil die echte Schwarzhafnerei nur durch die Beigabe von Graphit einen durch und durch schwarzen, bzw. schwarzgrauen Scherben erhält, während die falsche Schwarzhafnerei höchstens eine dunkle Schlickeroberfläche aufweist, gewöhnlich aber einen hellgrauen Scherben besitzt. Dieser zeigt entweder keine spezifische und daher auffallende Magerung oder er hat wegen seiner natürlichen Konsistenz eine solche überhaupt nicht notwendig. Es sind also wesentliche keramotechnische, materialmäßig bestimmte Unterschiede, die die Grundlage für die genannte Gliederung bilden, bei der jedoch der Frage des oxydierenden oder reduzierenden Brandes keine Bedeutung zukommt.

A. Dunkelgrau-schwarze Graphitton-Keramik Passauer Herkunft

Sie umfaßt den umfangreichsten Anteil an dem Oberrainer Fundbestand und wird durch vier Eigenarten gekennzeichnet:

erstens durch die Beigabe von aufbereitetem Graphit in den Ton,

zweitens durch den mehr/weniger zylindrischen, fast faßförmigen Topf mit deutlich abgesetzter Schulter,

drittens durch einen dicken Rand, dessen äußere Unterkante meist von der Halswand ziemlich weit absteht,

viertens durch die auf der Randrundung angebrachte Töpfermarke, deren Größe eine Verbreiterung des Randes an dieser Stelle sowie eine Verstär-

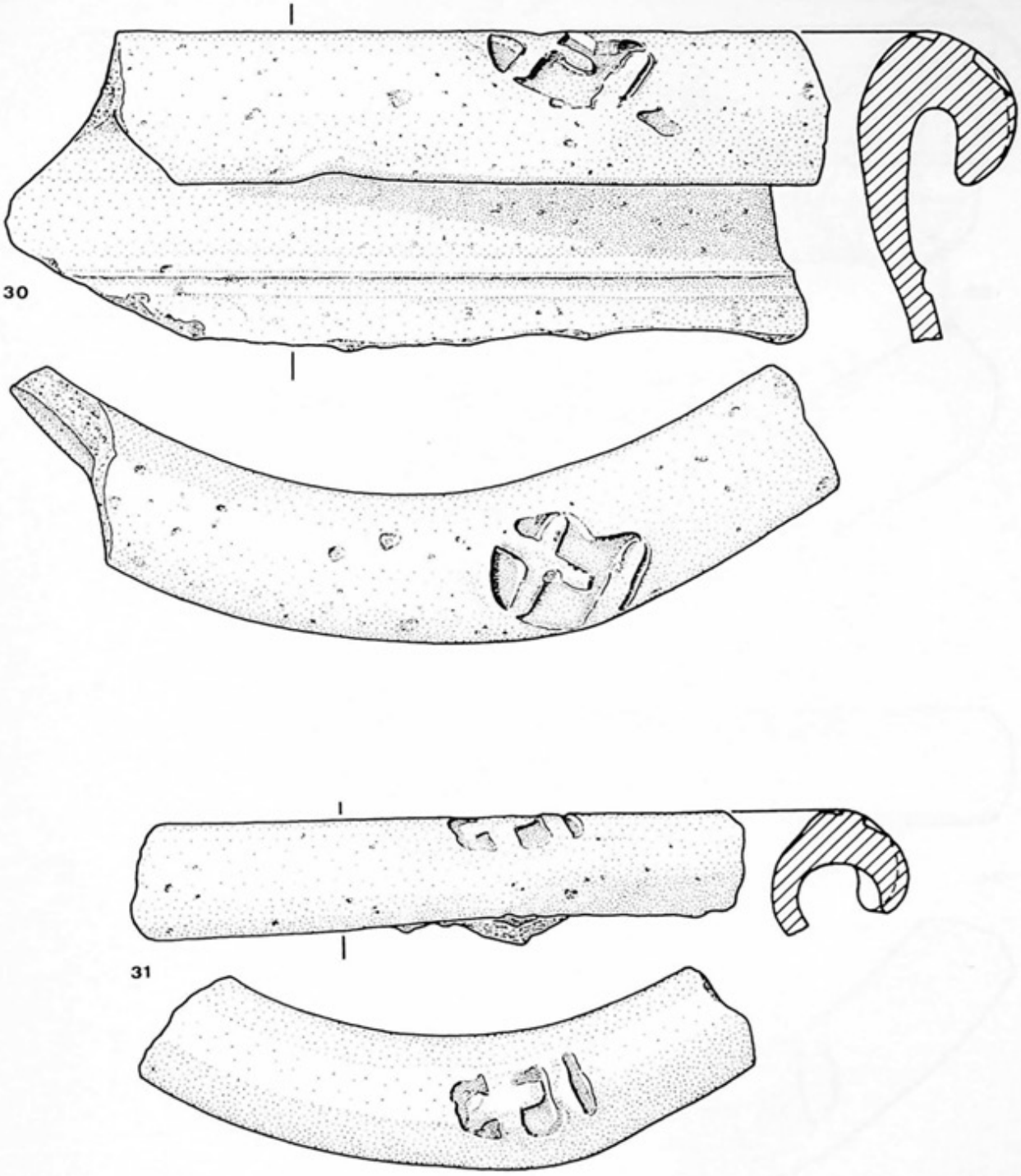


Abb. 16. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

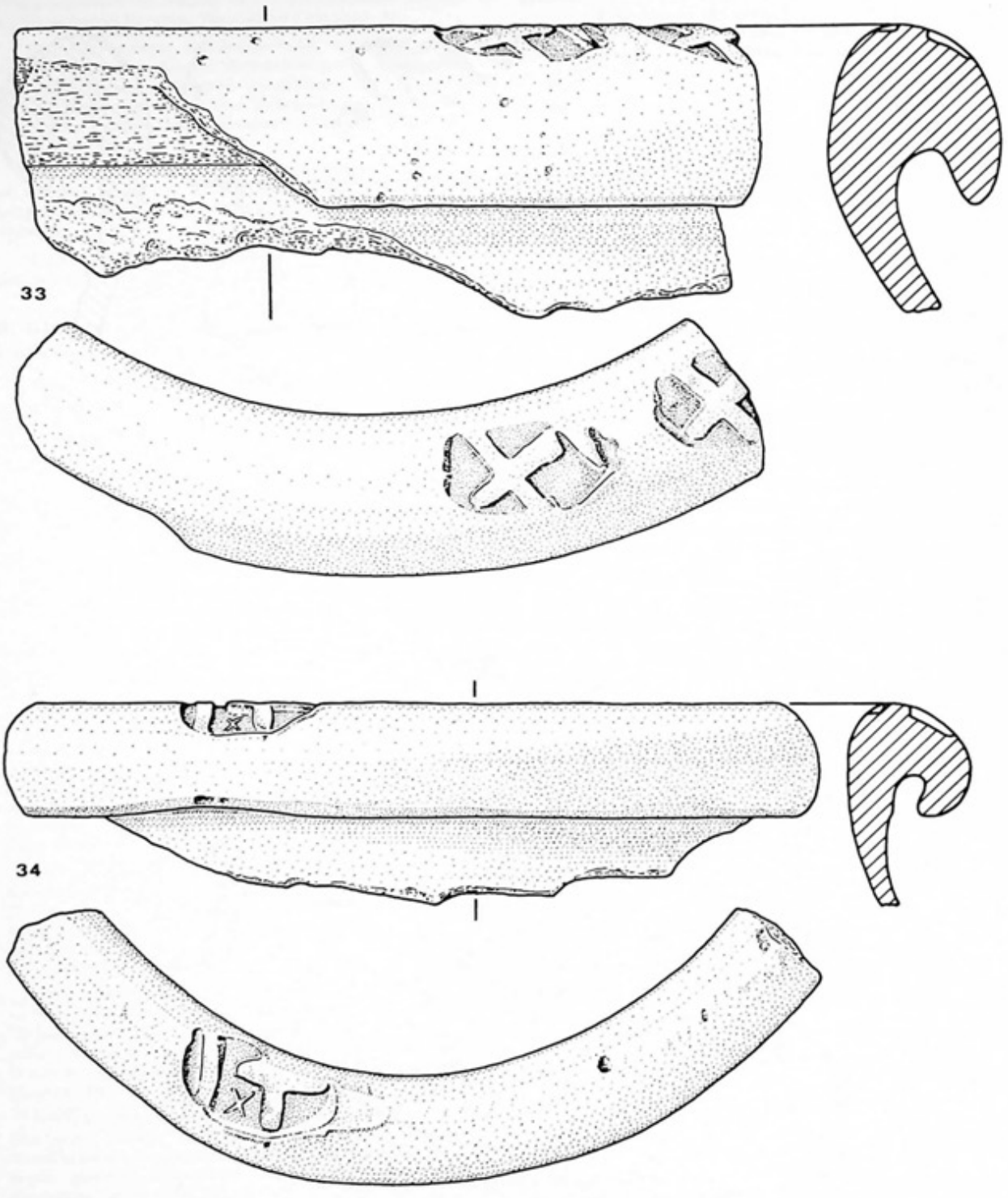
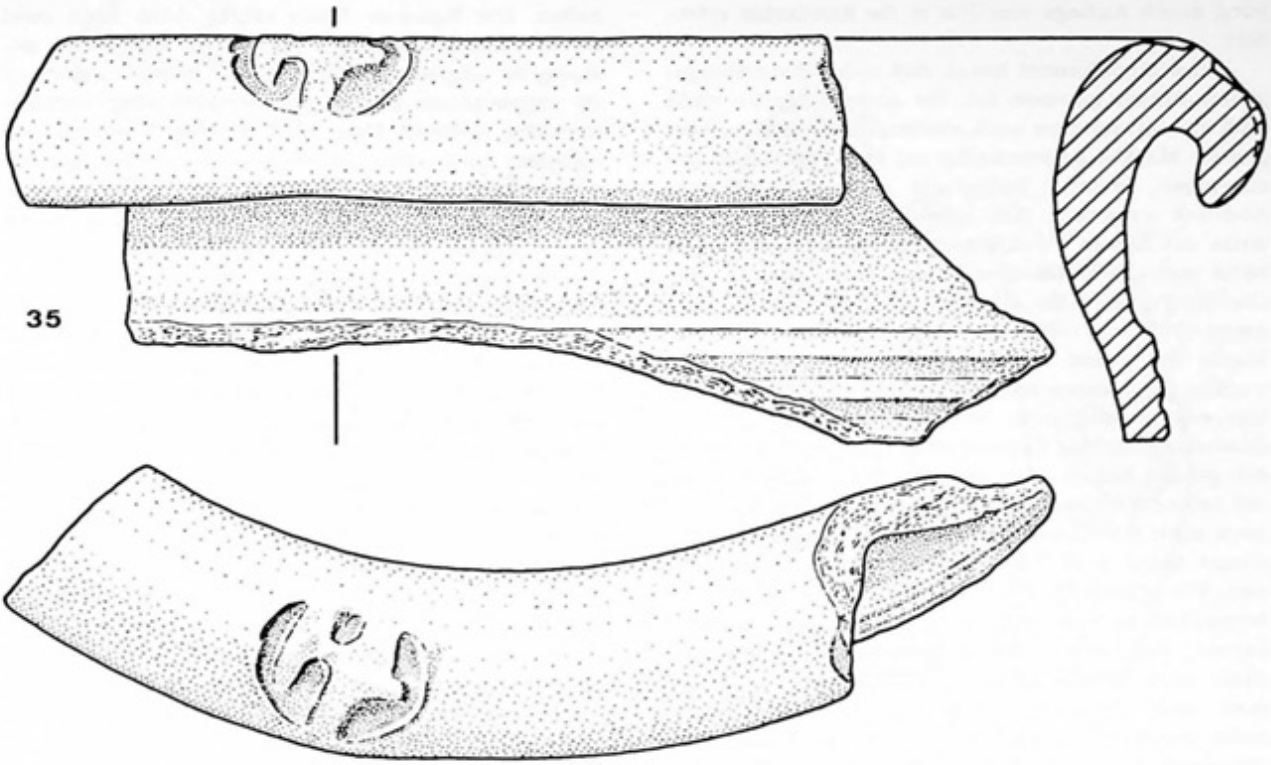


Abb. 17. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.



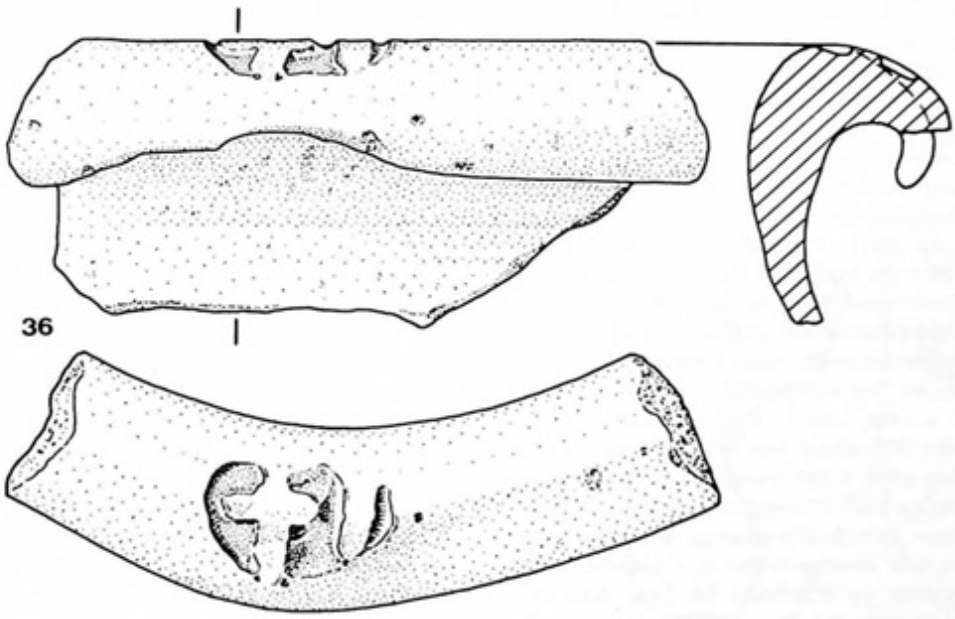


Abb. 18. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

kung durch Auflage von Ton in die Randkehle erfordert.

Zusätzlich kommt hinzu, daß es im Herstellungsgebiet üblich gewesen ist, die gleiche Marke nicht bloß einmal, sondern auch zweimal und sogar je zwei gleiche Marken gegenständig auf dem Gefäßrand anzubringen. Welche Bedeutung diesem mehrfachen Abdruck zukommt, läßt sich nicht feststellen, aber wenn die Marke nur Gütezeichen gewesen ist, dann hätte auf alle Fälle eine Marke dafür genügt. Das Gleiche gilt auch für die Herkunftsbezeichnung. Hingegen fällt auf, daß die doppelte oder vierfache Marke vor allem bei Großgefäßen festzustellen ist, woraus geschlossen werden könnte, eine solche Markenverdoppelung bzw. Vervierfachung könnte eine Bedeutung für das Fassungsvolumen eines Großgefäßes gehabt haben. Daß dem Passauer Kreuzstempel mit seiner Verbindung zum Hl. Kreuz-Patrozinium[5]) auch noch der Charakter eines Heilszeichens innegewohnt habe, wird man wohl kaum annehmen können. Wie schwierig die Bedeutung der Passauer Töpfermarken zu erkunden ist, geht aus der Tatsache hervor, daß neben der hinweisenden Kreuzmarke dann noch andere Marken vorkommen, von denen man eine Beziehung zum Hl. Kreuz-Patrozinium nicht annehmen kann, denen aber gleichfalls eine entsprechende Aussage – wohl herkunftsmäßiger Natur – zugeschrieben werden muß. Wie dann aber schließlich die Kombination zweier verschiedener Markenformen zu interpretieren ist, kann zur Zeit kaum beurteilt werden.

Über die Beigabe von zerkleinertem Graphit als kennzeichnendes Magerungs- und damit auch Härtungsmittel wurde schon bei anderer Gelegenheit gesprochen[6]). Das von der Taverne Oberrain stammende umfangreiche Fundgut bestätigt neuerlich diese gezielte Aufbereitung des Graphitzusatzes. Die neben ihm noch vorhandenen Quarzitkörnchen sind gewöhnlich so klein, daß auch für sie eine bewußte Zerkleinerung wird anzunehmen sein.

Wie aus der Materialbeschreibung hervorgeht, sind nur Bruchstücke von verschieden großen Töpfen nachzuweisen. An ganz erhaltenen Stücken von anderen Fundorten sieht man, daß es sich bei ihnen um breite, fast zylindrische Formen handelt, bei denen die Größe der Standfläche nur geringfügig kleiner als der Mündungsdurchmesser ist. Dadurch machen diese Töpfe einen verhältnismäßig plumpen Eindruck, wie u. a. das von I. Bauer veröffentlichte Stück[7]) oder der Münztopf von Werfen[8]) erkennen lassen. Auch das noch nicht veröffentlichte Großgefäß aus Bad Vöslau (NÖ.)[9]) zeigt die gleiche Grundform. Durch diese zylindrisch-plumpe Wandbildung, die auch an den hier beschriebenen und abgebildeten Boden-Wandstücken zu erkennen ist (wie Abb. 28, 29) unterscheiden sich die Passauer Töpfe deutlich von Erzeugnissen anderer zeitgleicher Töpfereien, die ihnen eine klar ausgeprägte konische Form gegeben haben. Die Passauer Töpfe zeigen dann noch zwei weitere kennzeichnende Einzelheiten: erstens die gesimsartig abgesetzte Schulter mit oftmals zwei auf ihr angebrachten Rillen, und zweitens einen verhältnismäßig niederen Hals. Man hat den Eindruck, als wäre der nach außen umgebogene Gefäßrand fast auf die Schulter aufgesetzt, weshalb auch eine deutliche Wandprofilierung kaum möglich ist. Die Oberfläche der Töpfe ist gewöhnlich unverziert, nur die ganz großen, faßartigen Stücke (wie Nr. 1, Abb. 3) tragen auf der Schulterpartie eine Kerbenreihe, an die darunter eine breite, flache Wellenlinie angeschlossen sein kann. Das Randstück Nr. 1 vermittelt gleich dem Schulterstück Nr. 109 (Abb. 31) einen aufschlußreichen Hinweis auf den technischen Vorgang bei der Erzeugung solcher faßartiger Behälter. Bei der Nr. 1 ist der Rand waagrecht abgebrochen, das zugehörige Schulterbruchstück zeigt eine Doppelrillenfurche, in die die untere Kante des Randteiles einzusetzen ist. Daraus erkennt man eine aus Teilen aufgebaute Wand, wobei für die Großgefäße wahrscheinlich mehrere Teile, bzw. Wandringe anzunehmen sein werden. Ein solcher komplizierter Aufbauprozeß setzt ein luftgetrocknetes Hartwerden der einzelnen Wandringe voraus, um die für das Ineinanderpassen notwendigen Rillen und Rippen herausarbeiten zu können. Doch ist eine außergewöhnliche Handfertigkeit für eine solche Feinarbeit notwendig.

Die beiden Randstücke Nr. 1 (Abb. 3) und 108 (Abb. 23) sind auf der oberen Randfläche stark abgescheuert. Dies läßt daran denken, daß sie während ihrer Verwendung mit einem Holzdeckel verschlossen waren. Sie werden demnach als Vorratsgefäße gedient haben. Die Hauptmasse der Töpfe ist aber zum Kochen von Speisen verwendet worden, wie die mehrfach erhaltenen verkohlten Speisereste auf der Innen- und Außenfläche der Bruchstücke zu erkennen geben. Für eine Taverne an einer frequentierten Durchzugsstraße ist diese Beobachtung fast eine Selbstverständlichkeit. (Vgl. dazu die Analysen Anm. 39.)

Gegenüber der Wandstärke ist weder der Halsteil noch der Randteil gewöhnlich übermäßig verstärkt. Er kann daher verhältnismäßig leicht so nach außen umgebogen werden, daß er 6–10 mm vom Hals abgesetzt bleibt. Ein Zubiegen bis nahe an den Hals ist verhältnismäßig selten anzutreffen. Der untere Randteil ist im Querschnitt annähernd dreieckig geformt, die Kante selbst etwas gerundet. Der Rand selbst trägt die Töpfermarke, die wahrscheinlich noch in feuchtem Gefäßzustand eingedrückt wurde. Da die Randoberfläche meist zu schmal für das Eindrücken der ganzen Marke gewesen ist, hat man die Randfläche an der Markenstelle durch Ausziehen der unteren Randkante etwas verbreitert. Die dadurch bedingte geringere Widerstandskraft dieses Teiles hat man mehrmals durch Unterlegen mit einem entsprechend großen Tonklumpen auszugleichen versucht. Dieser

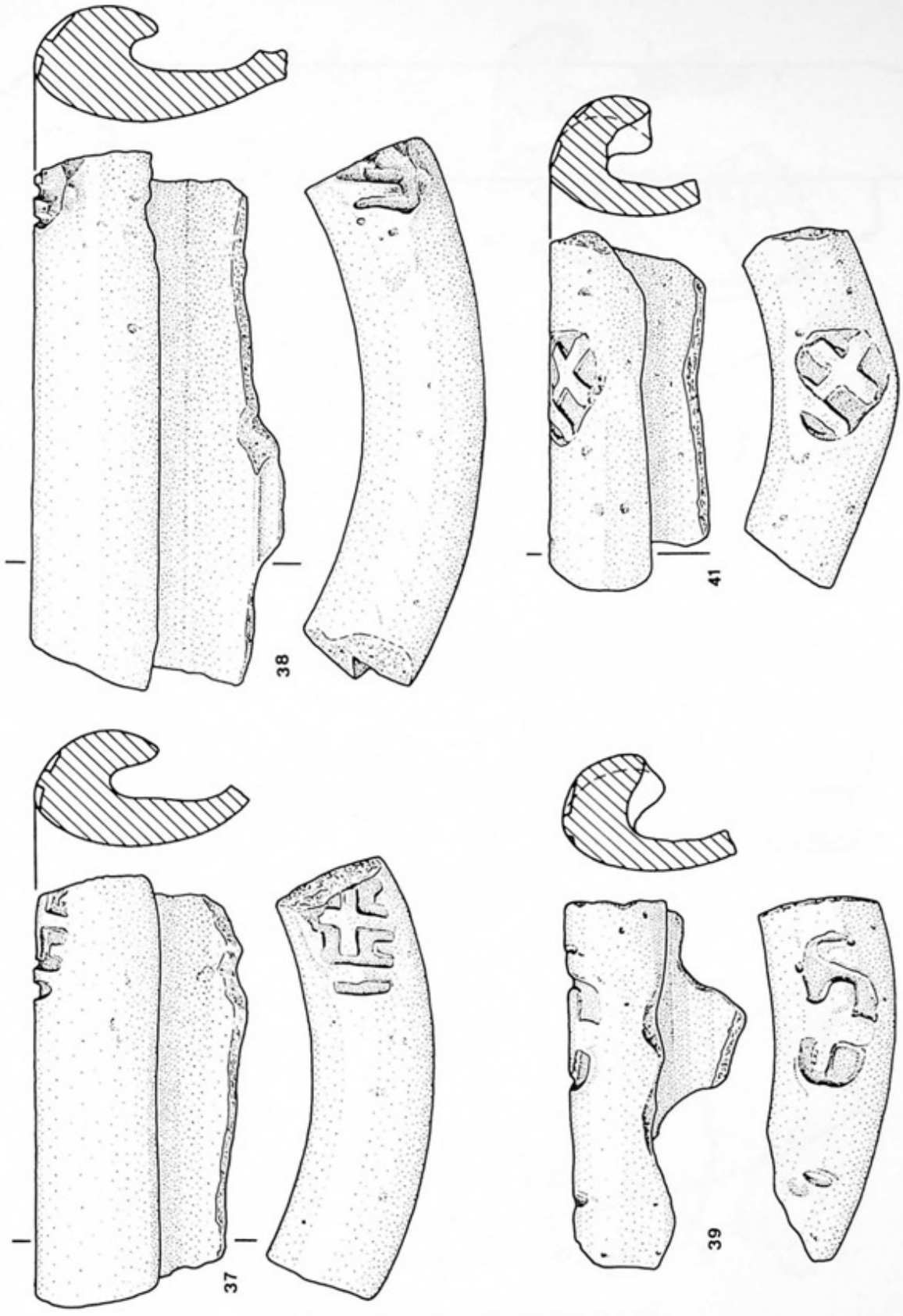


Abb. 19. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

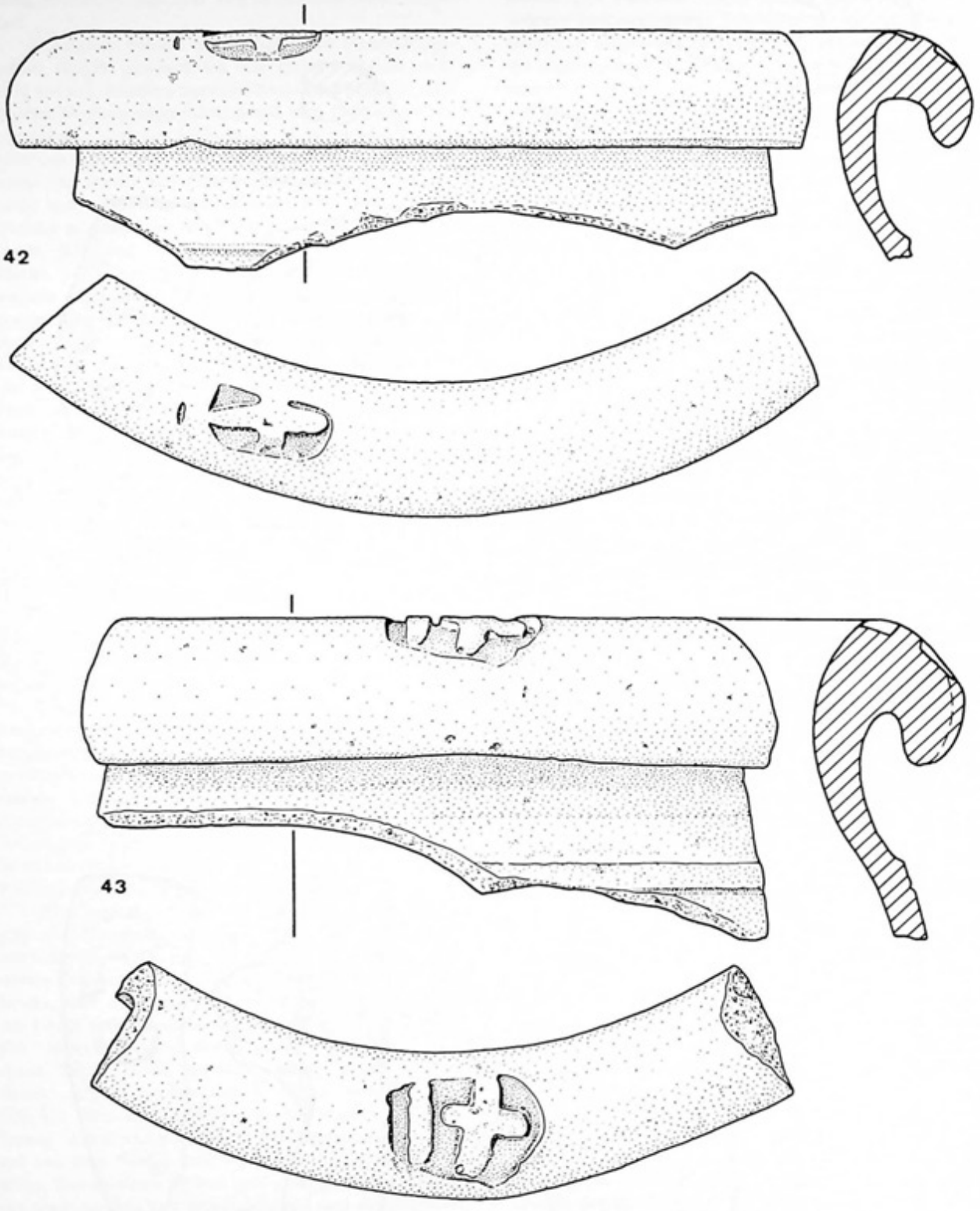


Abb. 20. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

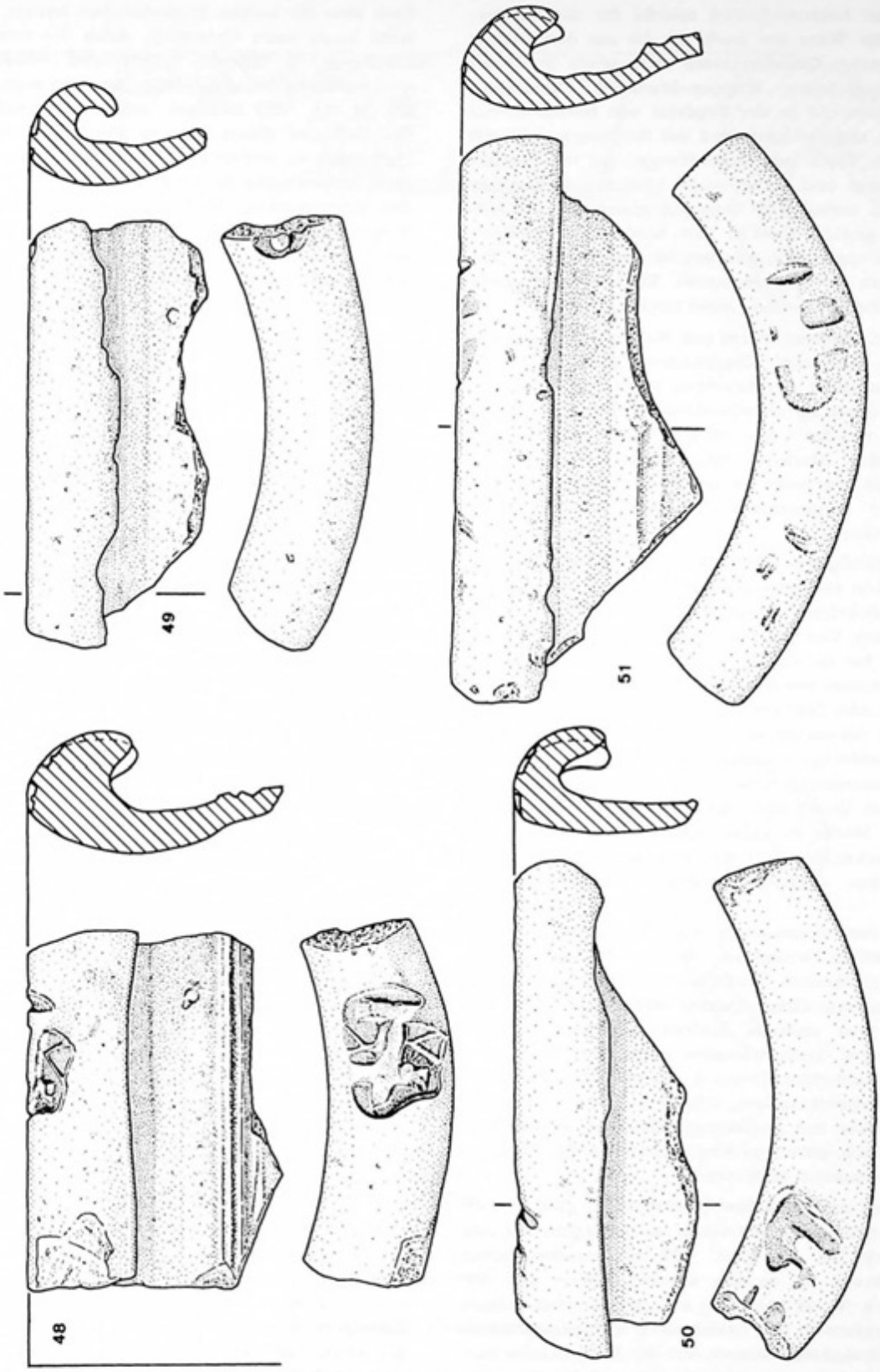


Abb. 21. Oberrain bei Unken, Salzburg. 4/5 n. Gr.

Vorgang ist kennzeichnend sowohl für die Passau-Hafnerzeller Ware wie auch für die aus dem östlich anschließenden Oberösterreich stammende Ware mit der Zwingensteiner Wappen-Marke[10]). Demgegenüber besitzen die in der Töpferei von Heiligenkreuz bei Baden angefertigten und mit der hiesigen Marke versehenen Töpfe mit Graphitmagerung ein wesentlich dickeres und daher auch widerstandsfähigeres Randprofil, sodaß hier trotz der gleichfalls verhältnismäßig großen Marken eine zusätzliche Verfestigung nicht notwendig gewesen ist. Eine solche ist übrigens auch an den kleineren Töpfen der Passau-Hafnerzeller Produktion nicht nachzuweisen.

Neben Material, Form und Randbehandlung sind aber die auf den Topfrändern mit Hilfe von (Holz-?)Stempeln angebrachten Marken für die Herkunftsbestimmung entscheidend, wie bereits früher dargelegt wurde[11]). Die an Oberrainer Randstücken beobachteten Marken umfassen drei Formen: das Kreuz mit darunter stehendem Querbalken, den Kreis mit eingesetztem ‚Winkelzeichen' und den ‚Doppelanker'.

Am häufigsten vertreten ist das Kreuz mit Querbalken. Von 40 Nachweisen zeigen 5 Marken ein ungleichschenkeliges Kreuz mit einem längeren Senkrechtbalken. Von den restlichen 35 Marken sind 8 beschädigt, bei denen die Größe des Senkrechtbalkens nicht bestimmt werden kann. Unter den Randstücken mit ganz oder fast ganz erhaltenen Marken gibt es 4 mit zwei nebeneinander eingedrückten Marken mit gleichschenkeligem Kreuz mit Querbalken. Man wird daher anzunehmen haben, daß das gleichschenkelige Kreuz mit Querbalken darunter als die spezifische Passauer Marke zu gelten hat. Die Vermutung, daß diese Markenform auf das Passauer Heiligenkreuz-Patrozinium zurückgeht, dürfte dadurch gestützt werden.

Die verschiedenartige Ausfertigung des Kreuzes dürfte zeitlich bedingt sein. In dem Oberrainer Material gibt es nämlich Randstücke von kleineren Töpfen mit geringerem Graphitzusatz und deshalb auch aus einem etwas anderen Material angefertigt. Diese Töpfe zeigen einen schmalen Rand, der daher auch ein langgestrecktes Kreuz, d. h. ein Kreuz mit einem langen Senkrechtbalken, erfordert. Die oben genannten 5 Marken mit ungleichschenkeligem Kreuz dürften demnach ein etwas älteres Stadium der Passauer Töpferproduktion andeuten.

Neben den einfachen Kreuzmarken gibt es noch 2 Belege mit einem Beizeichen: so die Marke auf dem Randstück Nr. 34 (Abb. 17) mit einem kleinen Andreaskreuz im rechten unteren Sektor und das Randstück Nr. 48 (Abb. 21) mit zwei gegenständigen Winkelzeichen in den beiden unteren Kreuzsektoren. Dem Andreaskreuz könnte wie der Hauptmarke eine religiöse Bedeutung zukommen, ohne dafür aber eine konkrete Angabe machen zu können[12]). Welchen Sinn aber die beiden Winkelzeichen hatten, läßt sich wohl kaum mehr feststellen. Auch die viermal vorhandenen, in Kreisen eingesetzten Winkelzeichen sind vorläufig nicht deutbar. Sie sind sogar dreimal (Nr. 19, 29, 108) zweifach angebracht (Abb. 11, 15, 22). Daß aber dieses Zeichen gleichfalls auf Passau-Hafnerzell zu beziehen ist, ergibt sich aus dem gleichen keramischen Material wie bei den Töpfen mit den Kreuzmarken, eindeutig aber durch den schon früher zitierten hohen Topf mit doppelter Kreuz- und doppelter Kreis-Winkel-Marke[13]). Als Parallele aus Tirol zur Kreis-Winkel-Marke kann auf den Topf von Kitzbühel-Florianigasse 4 verwiesen werden[14]). Unter den von H. Rauscher gezeigten Marken aus dem Passauer Gebiet gibt es aber keine, die eine zweifelsfreie Übereinstimmung mit den Oberrainer Belegen erkennen ließe[15]).

Die zweimal eng nebeneinander eingedrückte ‚Anker-Marke' habe ich bis jetzt anderswo noch nicht angetroffen. Sie zeigt einen senkrechten Balken, der sich an seiner Basis ankerartig spaltet (Abb. 10). Wenn man annimmt, daß die Marken womöglich senkrecht von außen nach innen, bzw. von unten nach oben eingedrückt wurden, dann ist eben dieses gespaltene Ende als Basis zu denken, woraus sich auch die Interpretation als Anker ergibt. Über die Bedeutung der Marke ist nur eine Vermutung möglich. Wenn die Kreuzmarke auf das Heiligenkreuz-Patrozinium bezogen und damit auch religiös interpretiert werden darf, dann liegt eine gleichartige Orientierung auch für das Anker-Motiv nahe: es wäre dann als Symbol der christlichen Hoffnung[16]) aufzufassen.

Die auf den Abb. 24–26 zusammengestellten Beispiele von Randstücken ohne Marke dienen in erster Linie der Dokumentation, um damit die nach einer ausgeprägten Gestaltungsintention erfolgte gleichmäßige Ausfertigung des hohen Kochtopfes darzulegen. Er erweist sich nämlich als Produkt einer fast genormten Grundformung, die sich auch an den erhaltenen Boden-Wandstücken verfolgen läßt (Abb. 27–31), aber auch an der gleichbleibenden Schulterbildung mit den zwei umlaufenden Rillen zu erkennen ist. Man wäre daher geneigt, von einer standardisierten Topfform zu sprechen, bei der der einzelne Töpfer kaum die Möglichkeit für eine individuelle Gestaltung gehabt hat[17]). Daß er für seine Erzeugnisse die schnell rotierende Drehscheibe verwendet hat, ergibt sich aus den erhaltenen Drehwülsten und Drehrillen. Wenn auch die Kochtöpfe für ihre Verwendung auf den Herden mit offenem Feuer eine feste Standfläche benötigten, so folgt daraus nicht, daß man in der Gesamtausfertigung dieses Gefäßtyps nach so einheitlichen Regeln vorgehen mußte. So scheint es, daß nicht nur die Töpfermarke, sondern auch die Topfform allein eine Art Herkunftslegitimation und damit ein Gütezeichen darstellten.

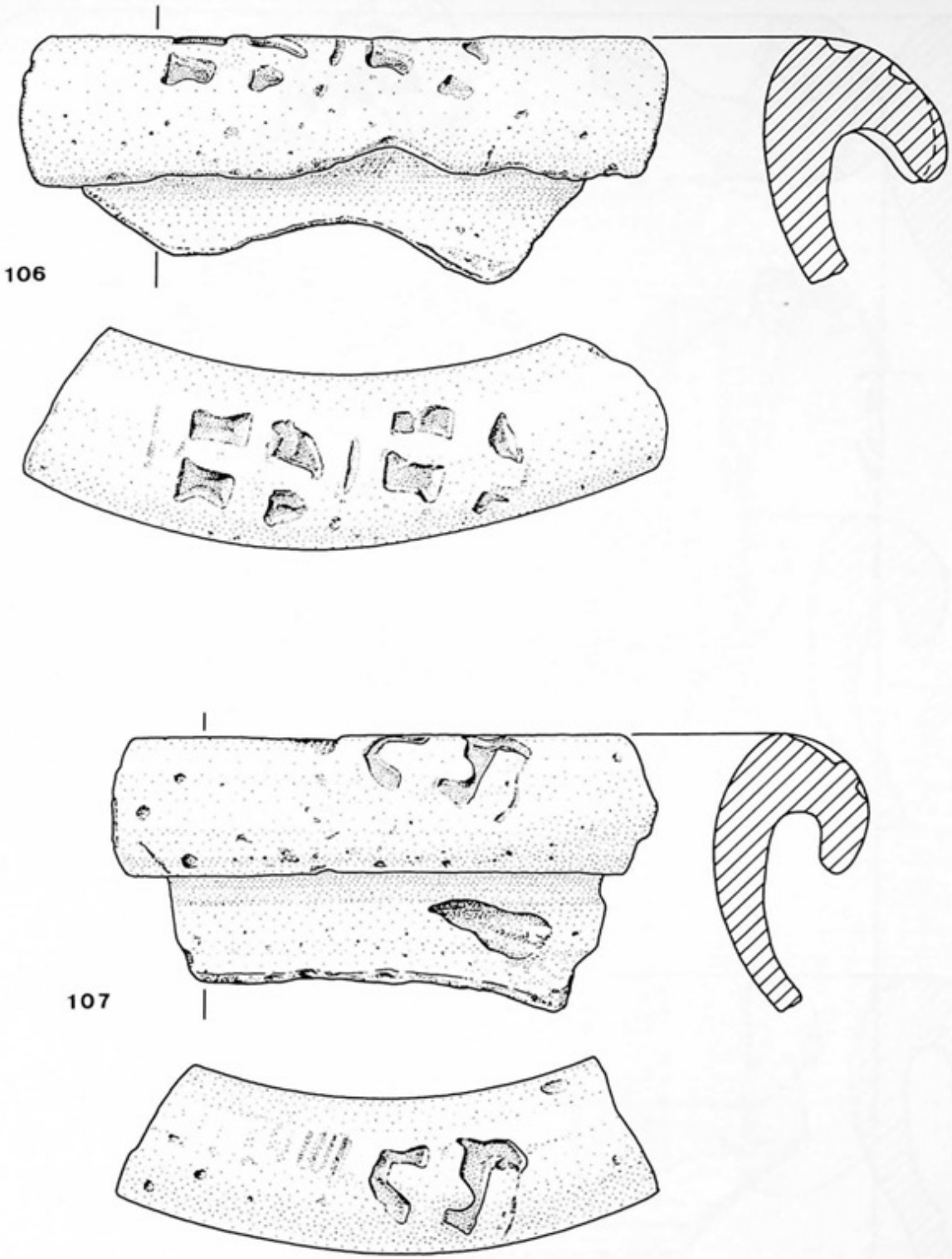


Abb. 22. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

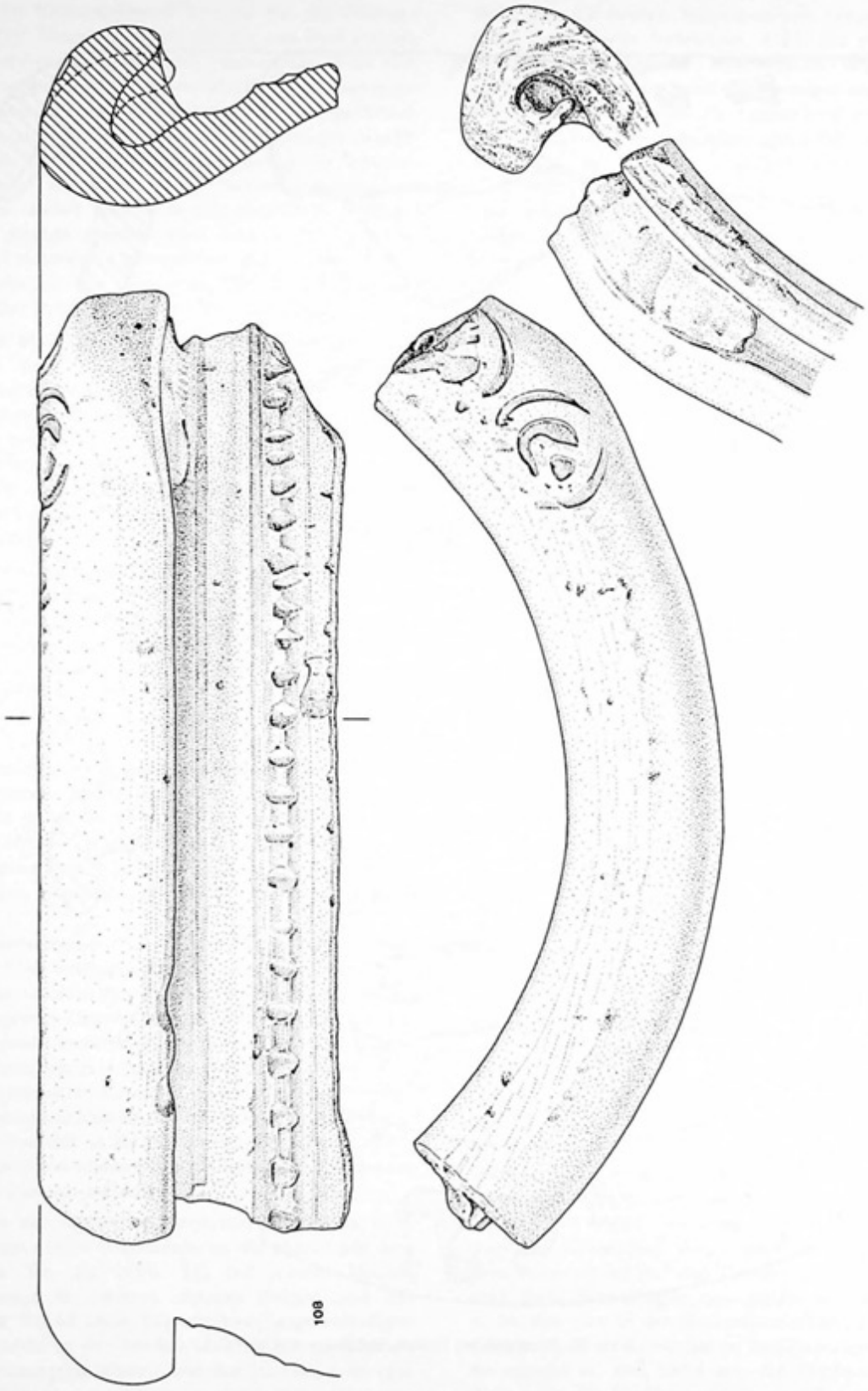


Abb. 23. Oberrain bei Unken, Salzburg. ½ n. Gr.

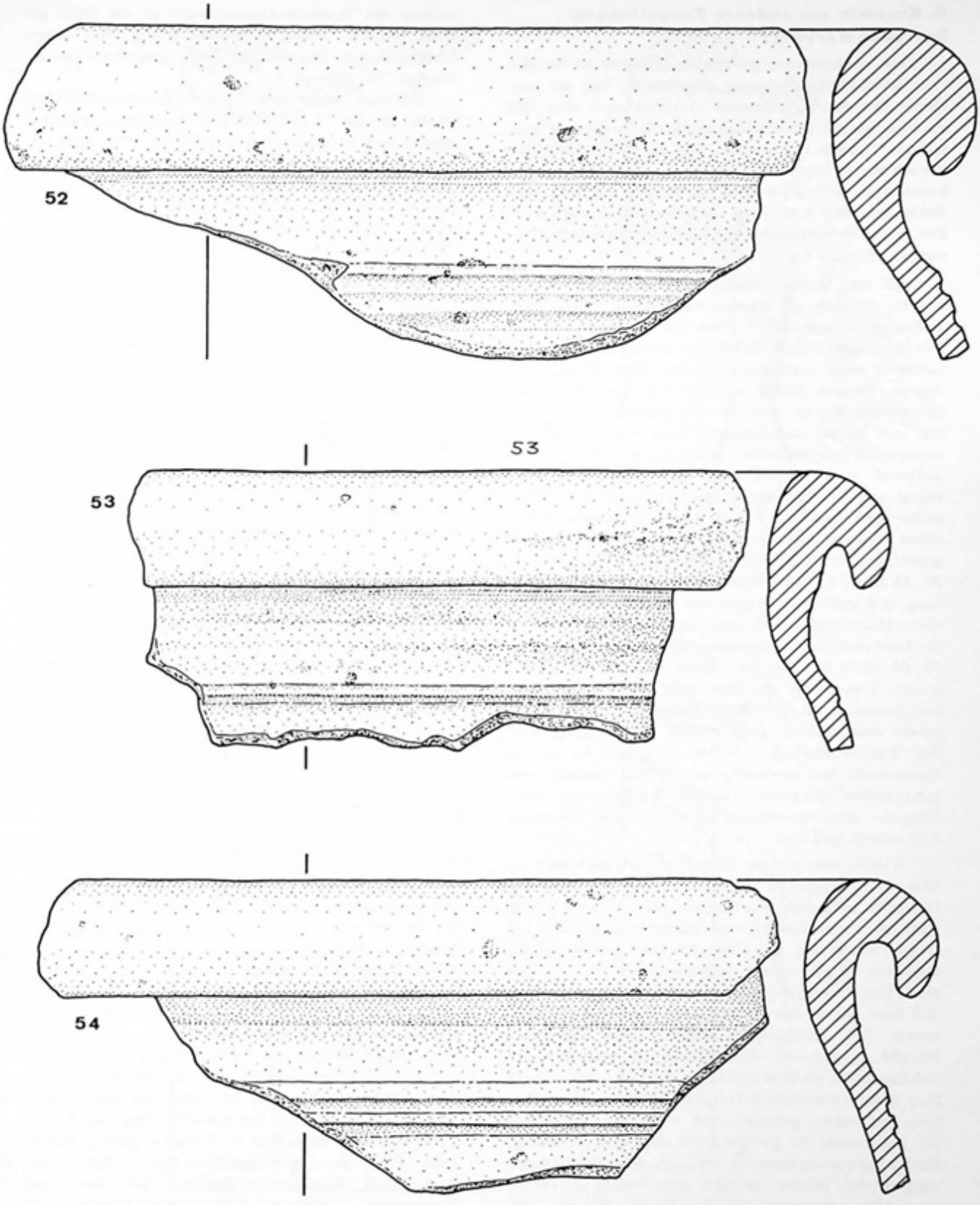


Abb. 24. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

B. Keramik aus anderen Tongattungen Passauer Herkunft

Den nachstehend genannten Stücken ist für deren Herkunftsbestimmung gemeinsam, daß sie entweder mit der Kreuzmarke versehen sind oder daß sie eine leichte Graphit- bzw. Quarzitmagerung aufweisen. Daraus ergibt sich, daß die tiefdunkelgraue bis schwarze, reich mit Graphit versetzte Ware einem besonderen Herstellungsverfahren ihre Eigenart verdankt und daß neben ihr auch Gefäße erzeugt wurden, deren Scherben die ursprüngliche Rohstoff-Konsistenz erhalten hat.

Auf das Vorhandensein eines kaolinreichen Tones im Gebiete von Passau hat bereits H. Rauscher aufmerksam gemacht[18]). Das aus hellgelb gebranntem Ton angefertigte Gefäß vom Jochberger Fiderialboden[19]) wird man daher diesem Bereich zuordnen dürfen. Diesem Stück schließt sich nun das Randbruchstück Nr. 13 (Abb. 32) aus weißgrauem Ton an, das von einem mittelgroßen Topf stammt und die waagrecht angebrachte langschmale Kreuzmarke aufweist. Ohne Marke wäre eine Herkunftsbestimmung nur schwer, wenn überhaupt nicht möglich, außer man verwertet für sie den auch an dem Randstück bemerkbaren weit vom Hals abstehenden umgeschlagenen Gefäßrand. Das kleine Randbruchstück Nr. 65 (Abb. 32) ist auf Grund der gleichen Beobachtung und außerdem wegen der bemerkbaren schwachen Magerung mit Graphitkörnchen dem gleichen Herkunftsbereich zuzuweisen. Gleich dem Randstück Nr. 68 (Abb. 32) besteht es aus einem sehr hellen, grauen Ton, wobei der Rest einer nicht mehr genau bestimmbaren Marke diese Zuordnung noch unterbauen würde. Eine ganz andere Randbildung zeigt das Randbruchstück Nr. 105 (Abb. 32). Es ist im Querschnitt fast dreieckig und würde deshalb eine ganz andere Herkunft vermuten lassen, wenn nicht Graphit- und Quarzitstückchen für eine Passauer Provenienz sprächen.

Wieder eine andere Konsistenz erkennt man am Ton der Bruchstücke Nr. 102, 103 und 104 (Abb. 33). Dieser ist sehr fein und überaus kompakt, mit einem ganz geringen Zusatz von kleinsten Quarzit- und Graphitstückchen, die allein für eine Zuweisung zur Passauer Töpfereizone verantwortlich zu machen sind. Die Randbildung ist nämlich nicht so geartet, daß man sie an die für die Graphitware kennzeichnende Art anschließen könnte. Das Randstück Nr. 104 stammt von einem kleinen, kalottenförmigen Schüsselchen, zu dem mir keine Parallele geläufig ist. Das Boden-Wandstück Nr. 102 dürfte zu einem hohen Fußbecher gehören und auch das Randstück Nr. 103 könnte die gleiche Form andeuten. Allerdings dürfte man noch kaum in der Lage sein, die Verbreitung solcher Becher bis nach dem Westen zu verfolgen. Alle genannten Stücke (Nr. 13, 65, 68, 105, 102–104) können aus den eben genannten Gründen zeitlich der Passauer Graphitware an die Seite gestellt werden, womit eine Zuordnung zum vorgeschrittenen 15. und zum 16. Jhdt. ausgesprochen erscheint.

Mit den leider sehr kleinen Randbruchstücken Nr. 69, 70 und 71 (Abb. 33) aus dunkelgraubraunem, feinem und kompaktem Ton tritt uns eine ganz andere Ware entgegen, zu der mir zwar die Entsprechungen fehlen, die aber als wesentlich älter erscheint, wenn man hiefür das ganz andere, im Querschnitt allgemein dreieckig gebildete Randprofil als entscheidend beurteilt. Trotzdem wird es vorläufig eine Vermutung bleiben, wenn man sie etwa in das späte 14. Jhdt. zu stellen geneigt ist.

Eine andere Passauer Erzeugung vertreten die beiden Bruchstücke Nr. 72 und 73 (Abb. 33). Daß sie dort hergestellt wurden, ergibt sich beim Randstück Nr. 72 aus dem Beimengen von zerkleinertem Graphit in den braungelben Ton. Doch ist auch der weit nach außen umgelegte und vom niederen Hals weit abstehende Rand ein für diese Herkunft verwertbares Kriterium. Beim Boden-Wandstück Nr. 73 spricht vor allem der Quarzitzusatz für eine solche Herkunft. Für beide Stücke aber wird man vielleicht an das frühe bis mittlere 14. Jhdt. denken dürfen.

Hier schließen dann die drei Randstücke Nr. 32, 40 und 47 (Abb. 34) an. Sie führen gleichfalls den dunkelbraunen Ton, der mit Graphit vermengt wurde. Dieser dürfte daher die ältere Art des typischen graphithältigen Schwarztones des vorgeschrittenen 15. und des 16. Jhdts. sein, womit die drei genannten Stücke als wahrscheinlich dem frühen 15. Jhdt. angehörig anzusprechen sein werden. Beachtenswert ist dabei, daß sie die Kreuzmarke tragen, die untere Randkante unterhalb der Marke etwas ausgebuchtet und der Rand selbst etwas vom Hals abstehend ausgefertigt ist. Gleiche Gefäßreste konnten schon früher aus St. Martin bei Lofer[20]) genannt werden.

Dann ist auch noch auf die drei Bruchstücke Nr. 44, 45 und 46 hinzuweisen. Nr. 44 und 45 sind kleine Randstücke von verhältnismäßig großen Töpfen (Abb. 34) mit einem wenig geläufigen Randprofil. So ist der auf der Innenfläche abgestufte Rand als besondere Eigenart hervorzuheben[21]), während der flache Rand Nr. 45 als ungewöhnlich zu bezeichnen ist. Wenn die Randstücke Nr. 44 und 45 im Zusammenhang mit Passauer Ware überhaupt genannt werden, so nur wegen der gleichartigen Ausfertigung wie die Nr. 46 (Abb. 35), das den gleichen Ton und dieselbe Schlickerauflage wie die beiden anderen Randstücke aufweist und das durch das Monogramm auf dem Henkelansatz als typische Passauer Erzeugung erwiesen wird. Wie H. Rauscher gezeigt hat[22]), gibt es auf den Henkelansätzen von Gefäßen zwei Arten von Monogramm-Marken: die mit einer Kreuzmarke kombinierte Form, die als allgemein gebräuchlich und weit verbreitet nachzuweisen ist, und

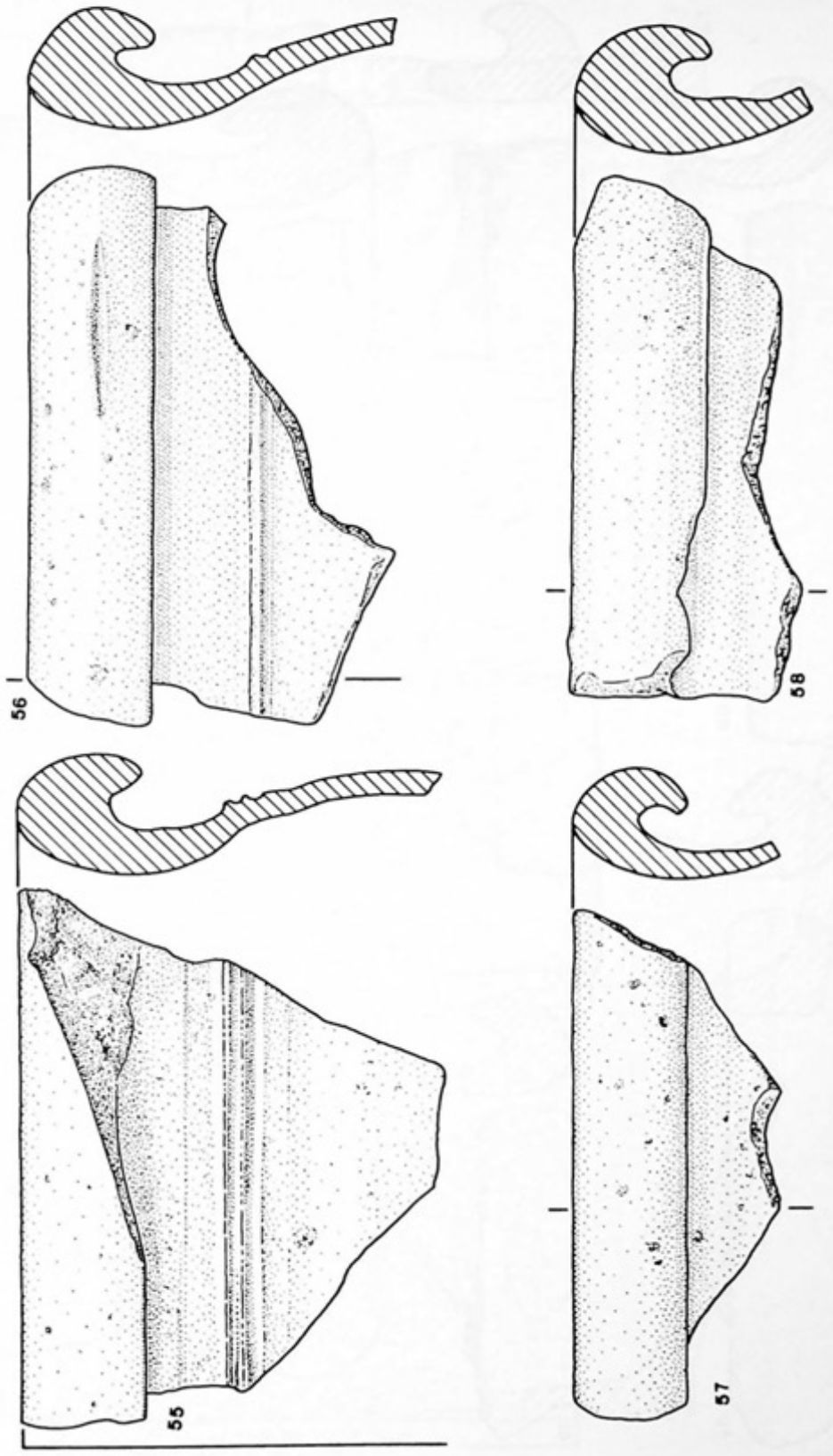


Abb. 25. Oberrain bei Unken, Salzburg. 4/5 n. Gr.

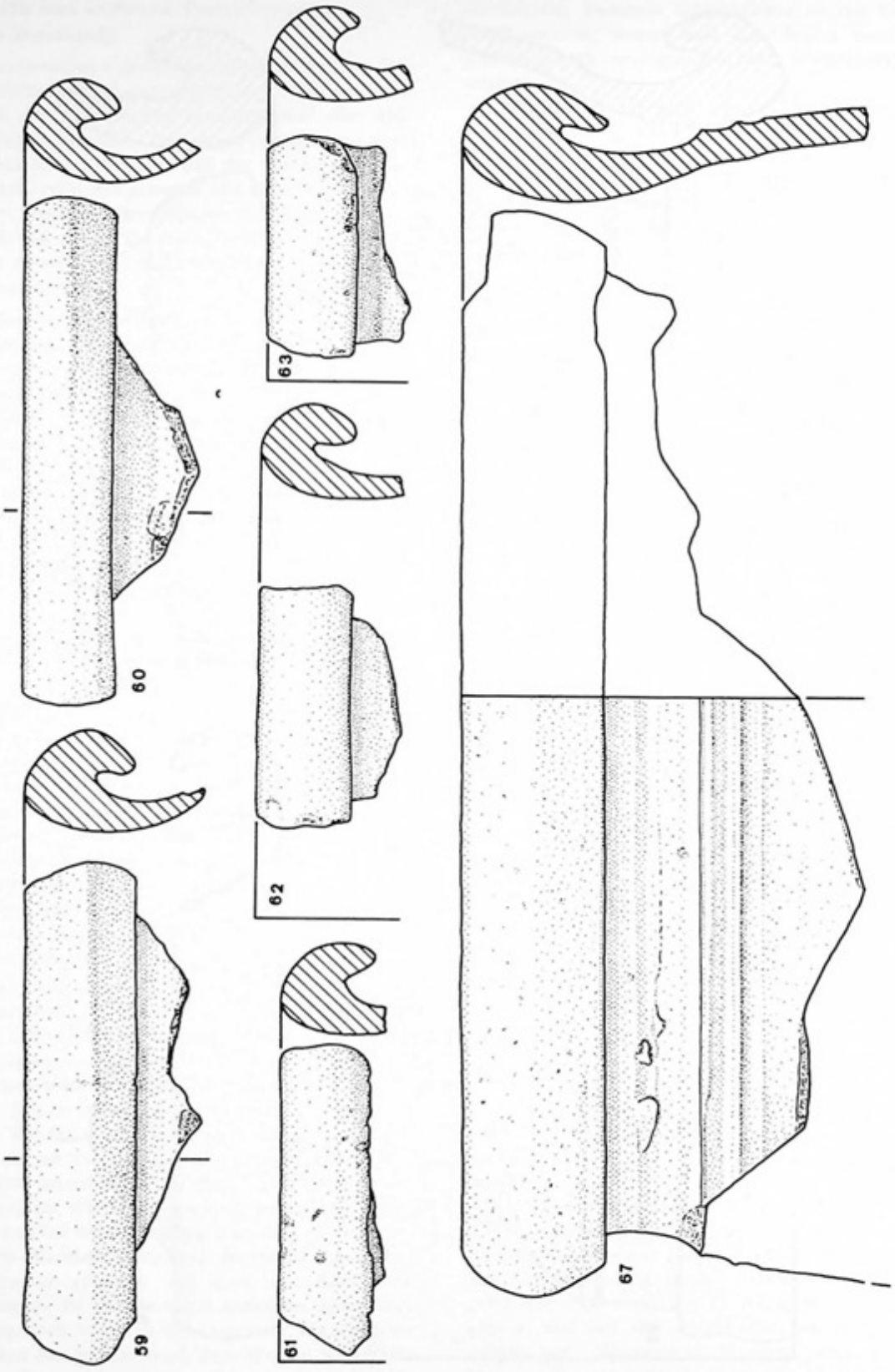


Abb. 26. Oberrain bei Unken, Salzburg. 4/5 n. Gr.

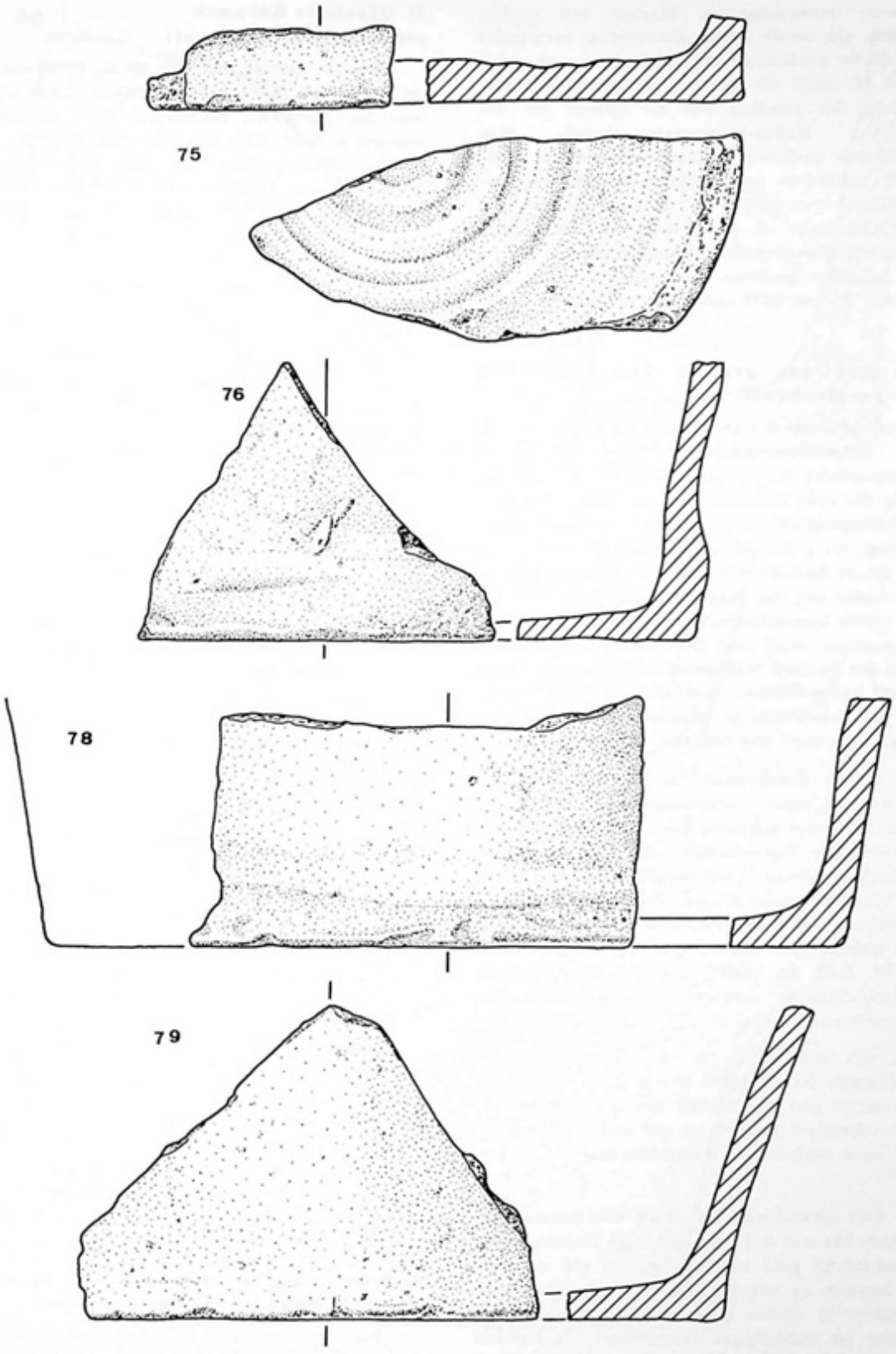


Abb. 27. Oberrain bei Unken, Salzburg. Ca. 4/5 n. Gr.

die seltener vorkommenden Marken mit großen Buchstaben. Ob beide Arten gleichzeitig verwendet wurden, dürfte noch nicht entschieden sein, aber das Stück Nr. 46 zeigt die gleiche facettierte Oberflächenbildung des Henkels wie die Stücke mit der kombinierten Kreuz-Monogramm-Marke. Man könnte daraus vielleicht auf eine allgemeine Zeitgleichheit schließen und darnach einen Verwendungszeitraum vom späten 16. bis zum 19. Jhdt. annehmen. Allerdings ist der Duktus der Oberrainer Monogrammbuchstaben doch etwas einfacher als jener der LK-Monogramme, die man als Abkürzung von Ludwig Körber 1872 annehmen könnte[23]).

C. Keramik aus grauem Ton vermutlich Salzburger Herkunft

Hieher gehören die zwei Randstücke Nr. 64 und 66, das Lampenbruchstück Nr. 95 und die beiden Bodenwandstücke Nr. 77 und 101 (Abb. 35). Die Begründung für eine Zuordnung dieser fünf Stücke zu einem Erzeugungsgebiet außerhalb von Passau-Hafnerzell liegt im grundsätzlich anders gearteten Ton, der mit einem deutlich erkennbaren dunklen Schlikker überzogen ist; die Magerung des Tones besteht nur aus hellen Quarzitkörnchen. Rohmaterial für solche Erzeugnisse wird man im Flußbereich der Salzach und der Saalach wahrscheinlich ohne viel Mühe gesammelt haben können, während als Herstellungsbereich wahrscheinlich am ehesten die Zone um die Stadt Salzburg wird angenommen werden dürfen.

Die beiden Randstücke Nr. 64 und 66 bieten ebenso wie die zwei Bodenwandstücke Nr. 77 und 101 keine Hinweise auf besondere, auch formenkundlich verwertbare Eigenschaften, da auch die Randprofile noch zu wenig aussagekräftig sind. Veröffentlichtes Vergleichsmaterial aus dem Land Salzburg steht vorläufig kaum zur Verfügung. Nimmt man für die vier Stücke eine allgemeine Zugehörigkeit zum frühen 16. Jhdt. an, dann widerspräche dies nicht der gebräuchlichen zeitlichen Zuordnung später Schwarzhafnerei.

Dies gilt wohl auch für das Bruchstück einer Schnabellampe Nr. 95 (Abb. 35), die aus einem besonders feinen und kompakten Ton angefertigt wurde. Wahrscheinlich handelt es sich bei solchen Formen um eine verbesserte Weiterführung der Teller-Lampe[24]).

Die drei Randstücke Nr. 92–94 von Schüsselkacheln (Abb. 36) und das dazu gehörige Dutzend kleiner Bruchstücke sind zu geläufig, um auf sie noch näher eingehen zu müssen. Sie sind alle aus einem verhältnismäßig feinen Ton angefertigt und ihre Oberfläche ist dunkelgrau geschlickert. Es handelt sich da um eine sehr haltbare Ware mit den typischen Spuren einer länger andauernden Verwendung.

D. Glasierte Keramik einheimischer Herkunft

Von ihr gibt es nur vier kleine Bruchstücke, die an Hand des für sie verwendeten Tones unschwer von der gekauften Kröninger Ware unterschieden werden können. Der Ton ist etwa rotgelb und fein durchgearbeitet, aber für die Anfertigung eines dünnwandigen Geschirrs nicht geeignet. Außerdem läßt das Material keine sehr hohe Brenntemperatur erkennen, weshalb auch die verwendete Glasur verhältnismäßig leicht abspringt. Über die Farbe der von den bodenständigen Hafnern des Salzburger Bereiches während des späten 16. und des 17. Jhdts. verwendeten Glasur kann an Hand der vorliegenden Stücke keine nähere Auskunft gegeben werden, aus Nordtirol stammende Stücke etwa dieser Zeit weisen auf eine Bevorzugung der verschieden nuancierten Grünglasur hin[25]).

E. Glasierte Keramik Kröninger Herkunft

Sie ist zwar nur in wenigen Stücken belegt (Nr. 96–99, Abb. 36, 37), doch zeigen sie die typische Ausfertigung in so eindrucksvoller Art, daß an der Herkunft nicht zu zweifeln ist. Zu den geläufigen Kröninger Formen gehört das Bruchstück einer Schüssel mit gelber-brauner Glasur, die mehrfach im anschließenden Nordtiroler Bereich belegt ist[26]). Eine selten nachgewiesene Form aber ist der Teller mit beidseitiger blauer Glasur und flacher Form, wobei der leicht konisch gebildete Rand verhältnismäßig breit gewesen ist[27]). Keine Entsprechung kann ich vorläufig nennen zu dem Randstück Nr. 98 (Abb. 37), das wahrscheinlich zu einer sehr großen Schüssel mit winkelig abstehenden Randprofil gehört. Dieses Profil diente wahrscheinlich einem besseren Zugreifen. Ton und Glasur erweisen dieses Stück zweifelsfrei als Kröninger Erzeugnis. Dies gilt auch wahrscheinlich für das kleine Randstück Nr. 99 (Abb. 37), das vielleicht der Rest eines leicht gewölbten Deckels ist.

F. Steinzeug

Davon ist nur ein kleines Wandstück (Nr. 100, Abb. 37) vorhanden. Es zeigt die kennzeichnende Rädchentechnik-Verzierung. Dies spräche dafür, daß das Stück von einem großen Krug stammt, dessen Herkunft aus dem südbayerischen Bereich angenommen werden könnte[28]) und demnach als Vertreter des bekannten altbayerischen Steinzeuges zu werten wäre.

4. Bemerkungen zur chronologischen Zuordnung der verschiedenen keramischen Gattungen

Für Oberrain liegt eine fast geschlossene Reihe absoluter Daten von 1400 an vor, die von F. Zaisberger zusammengestellt und veröffentlicht wurden[29]).

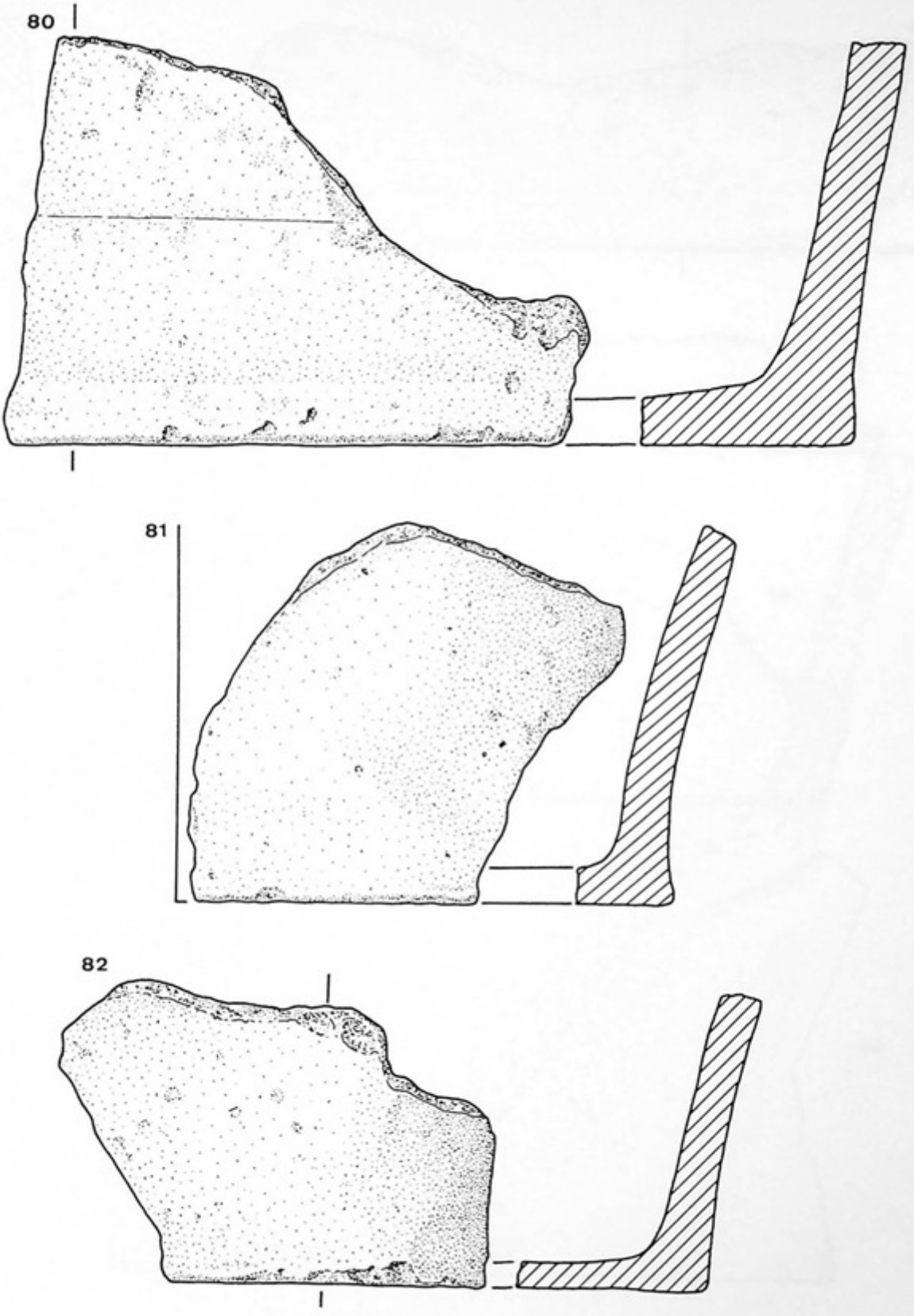


Abb. 28. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

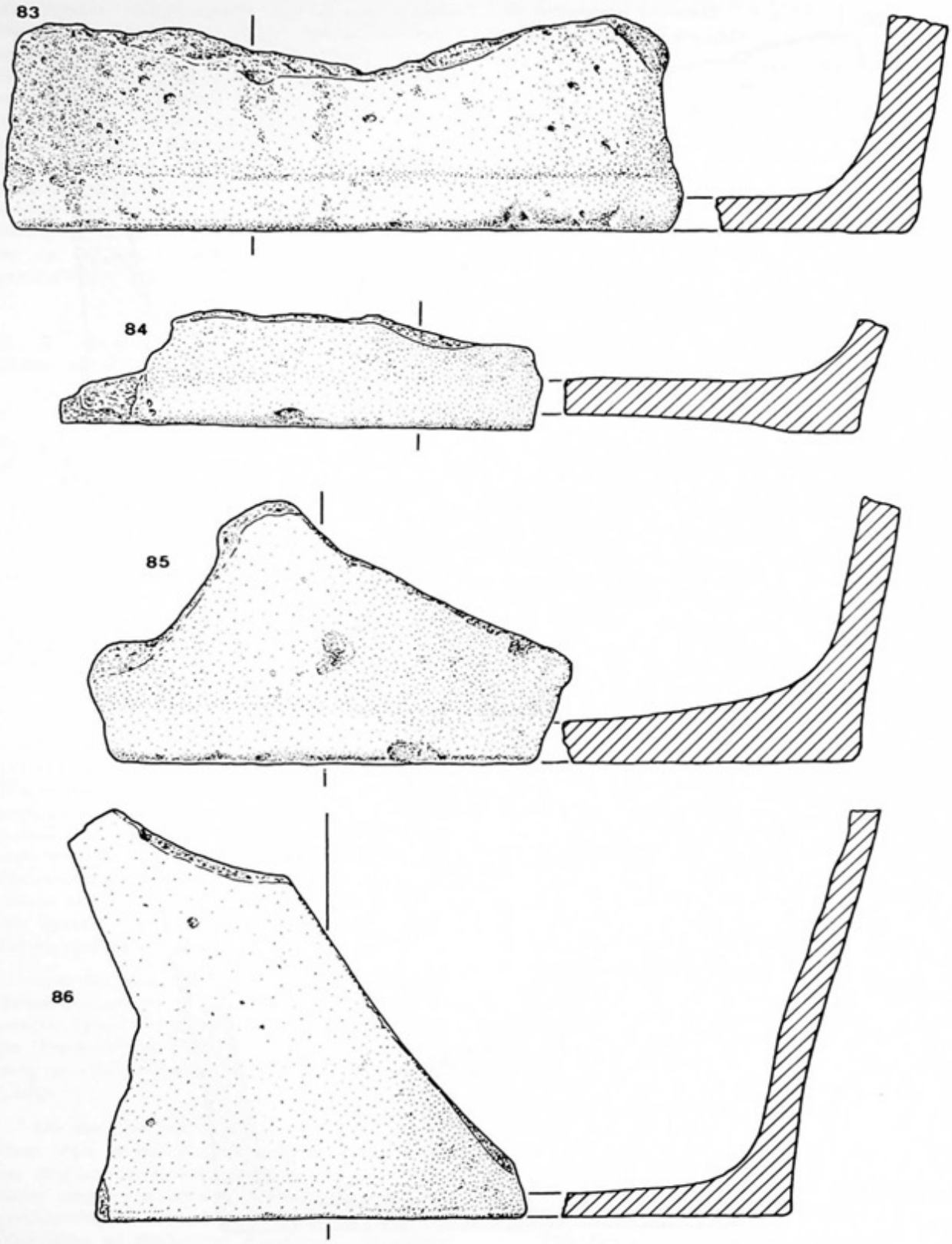


Abb. 29. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

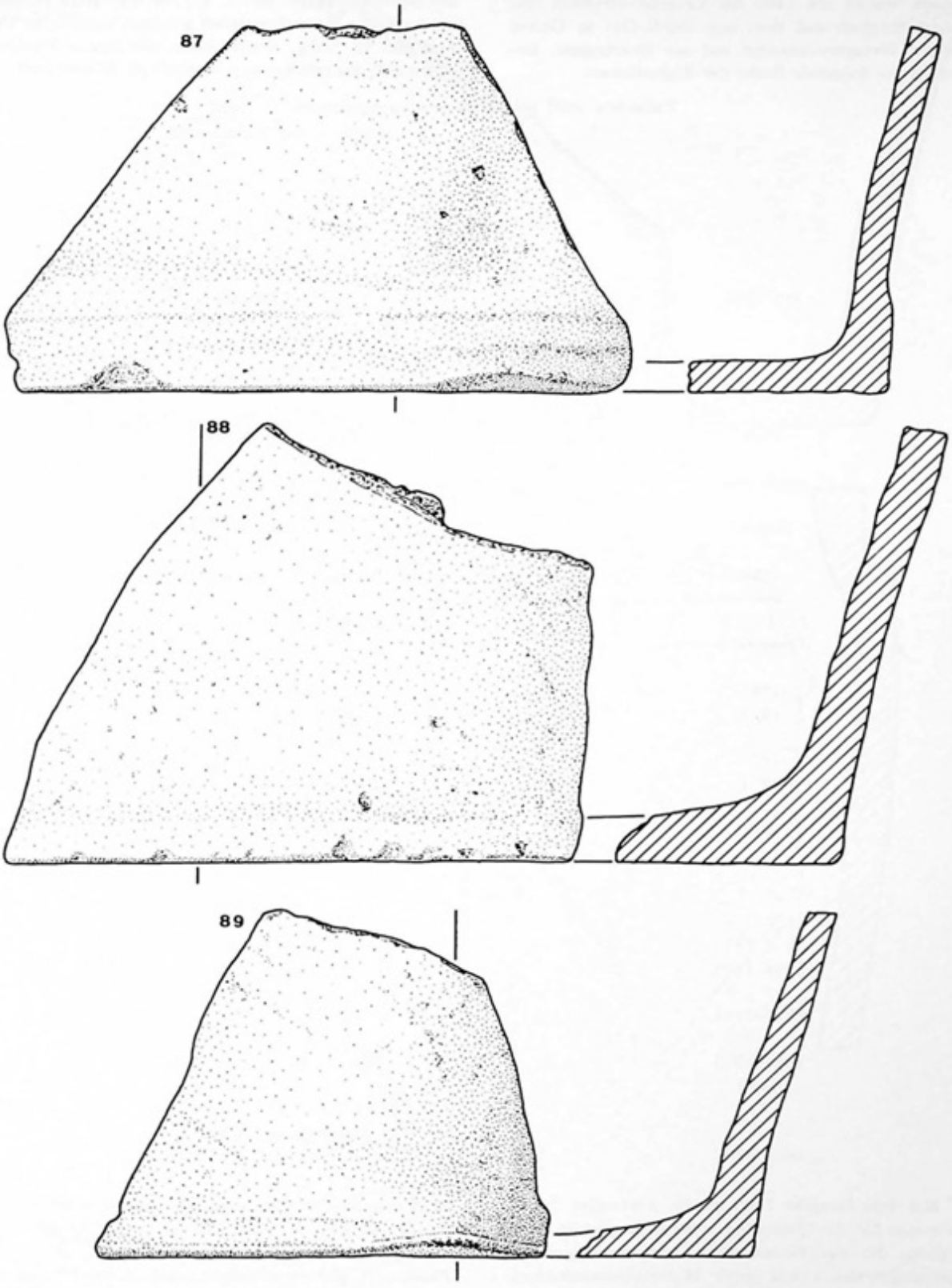


Abb. 30. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

Darnach wurde um 1400 die Taverne errichtet und die ursprünglich auf dem sog. Seidl-Gut in Unken gelegene Weingerechtsame auf sie übertragen. Bekannt ist die folgende Reihe der Eigentümer:

Zwischen 1400 und 1500 sind nachgewiesen:

Stephan und Margareth
Sohn Leonhard
Tochter Margareth
∝ Petrus Teysterer

vor 1500 — Christian Seydl
Sohn Johannes Seydl
Sohn Johannes Seydl

1544 — Barbara und Ursula Seydl

nach 1544 — Sebastian Widman

1546/47 — Johann, Matthias Widman

1564 — Georg Entgruber

23. 1. 1575 — Christian Wöhrminger
Ende 1575 — Steffan Unterhager

1591 — Hans Leyrer
1634 — Katharina Leyrer
∝ Matheus Metzger

1681 — Sohn Sebastian Metzger

1705 — Sohn Andreas Metzger

1751 — Sohn Peter Metzger

31. 1. 1793 — Sohn Joseph Metzger
30. 8. 1819 — Tochter Ursula Metzger
1794–1853 — ∝ Nikolaus Rainer

1820–1864 — Sohn Nikolaus Rainer

1854–1935 — Sohn Nikolaus Rainer
1890 — Verkauf an Josef Mayergschwandtner und Johann Stainer

nach 1890 — Verkauf an Hermann Schmidtmann

Mit dem Baujahr 1400 ist ein wertvoller Terminus a quo für die Datierung jener keramischen Reste gegeben, die auf Grund ihrer formenmäßigen Erscheinungsweise sowie ihrer Materialzusammensetzung als älter wie die graphitversetzte, schwarze Ware angesprochen wurde. Es handelt sich hiebei um die Bruchstücke Nr. 69–71, für die das späte 14. Jhdt. als mögliche Entstehungszeit genannt wurde. Im Verlauf des 15. Jhdts. wurde dann der Bezug Passauer Ware mit Graphitzusatz wesentlich intensiviert. Es zeigt sich dies an den Randstücken der kleinen Töpfe Nr. 32, 40 und 47 (Abb. 34), zu denen es gute Entsprechungen aus St. Martin bei Lofer[30]) und Lofer-Faistau[31]) gibt. Sie zeigen, daß diese Erzeugnisse schon Eingang in die bäuerliche Schichte gefunden haben. Mit der vor 1500 beginnenden Seydl-Genera-

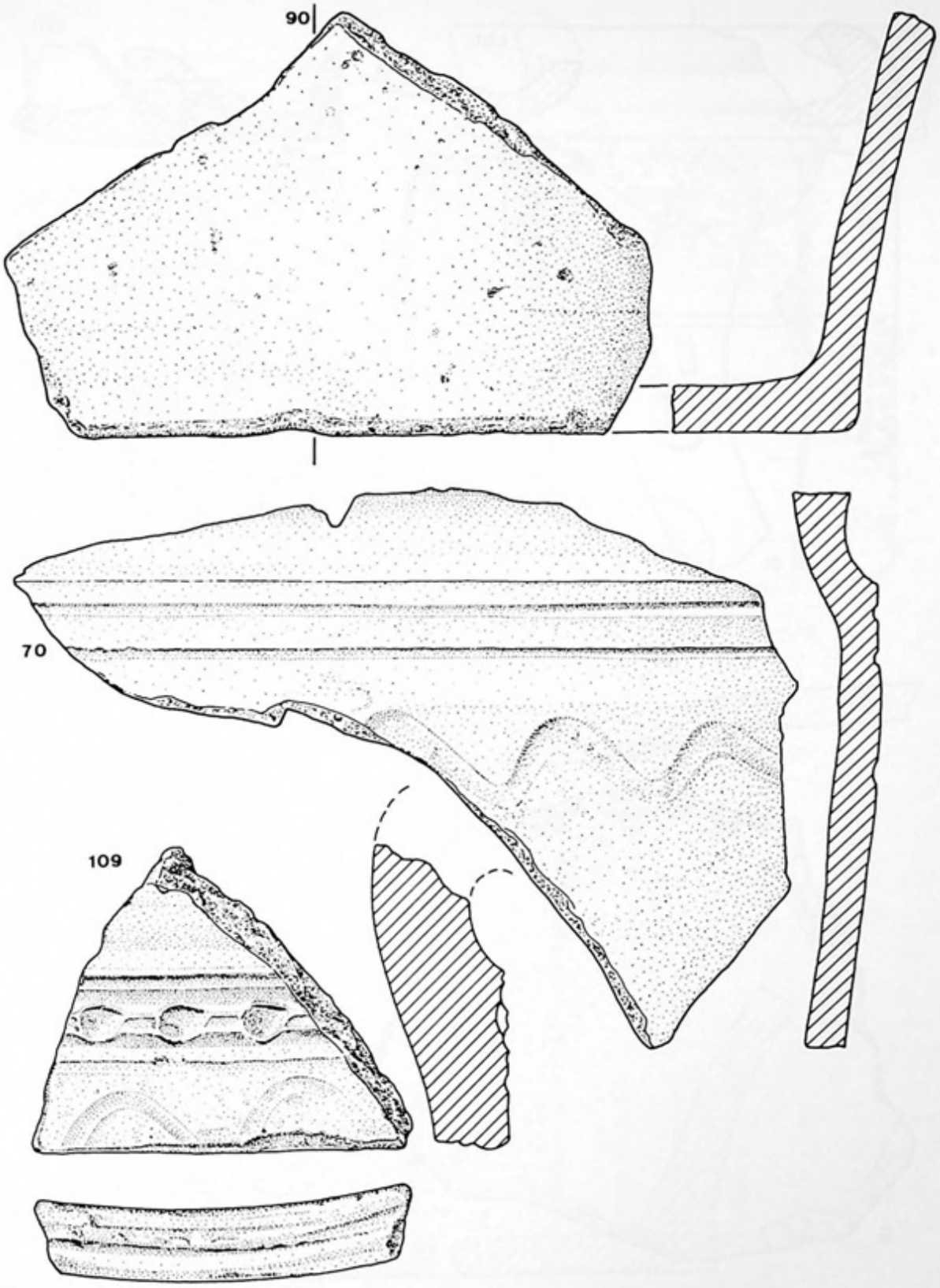


Abb. 31. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

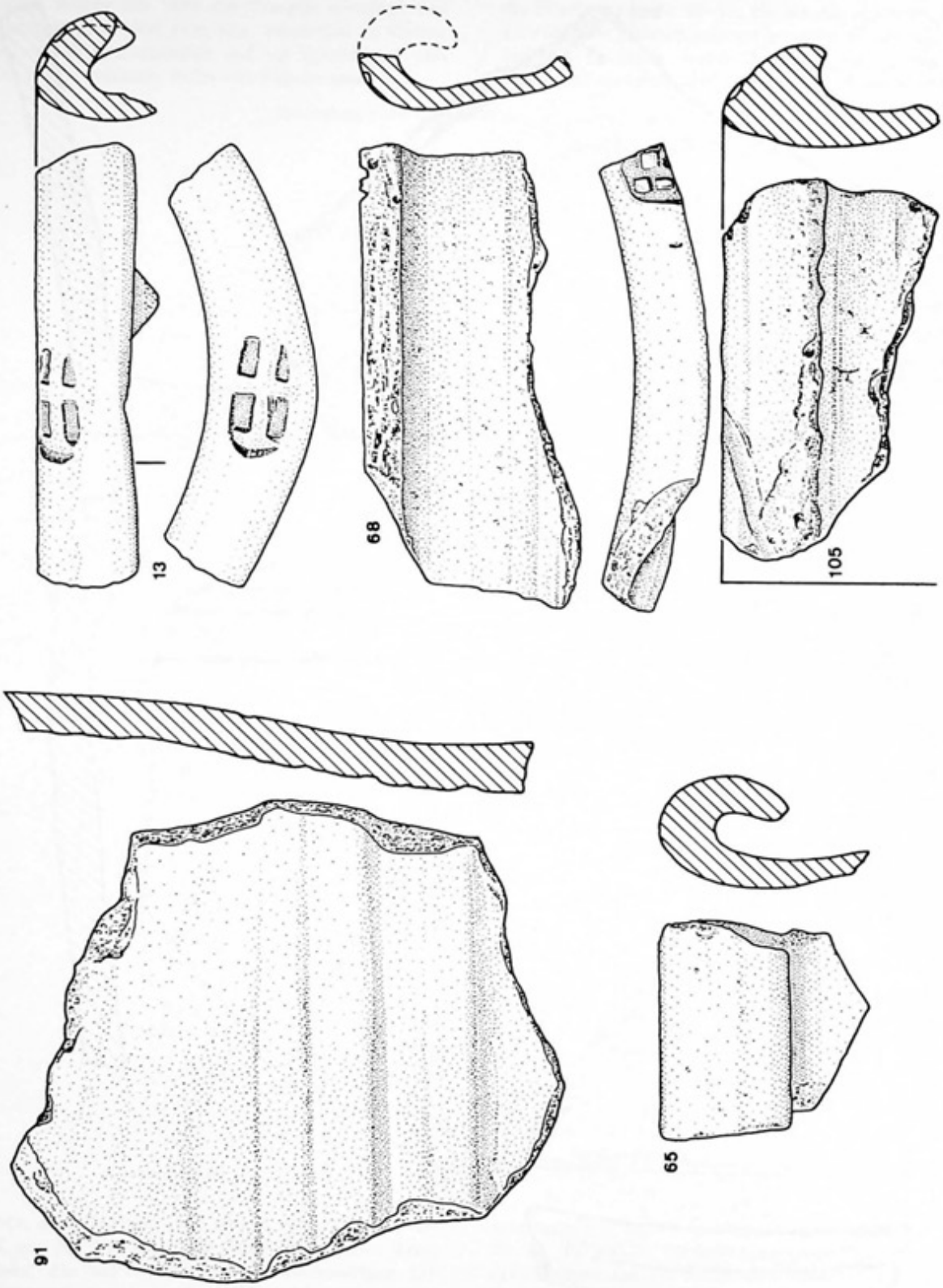


Abb. 32. Oberrain bei Unken, Salzburg. Ca. 4/5 n. Gr.

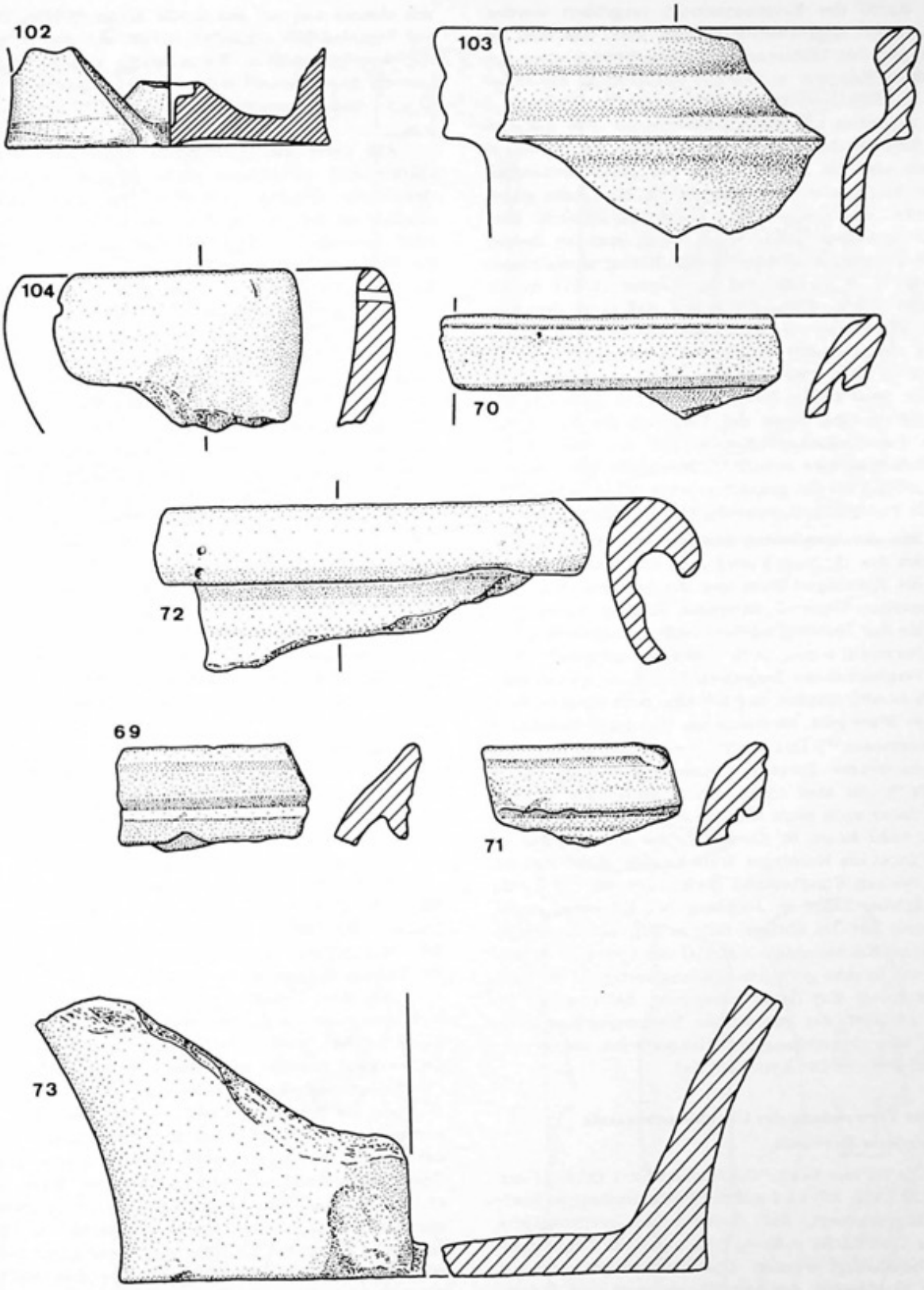


Abb. 33. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

tion dürfte der Tavernenbetrieb vergrößert worden sein. Wenn angenommen werden darf, daß man im Passauer und Hafnerzeller Töpfereibereich etwa zur gleichen Zeit wie in Wien – vielleicht in der Mitte des 15. Jhdts. – mit dem Anbringen von Töpfermarken begonnen hat, dann wird man die eben genannten Randstücke noch in die Spätzeit des 15. Jhdts. setzen und die große Menge der graphitversetzten Ware hier anschließen können. Es liegt nahe anzunehmen, daß deren Bezug das ganze 16. Jhdt. hindurch gedauert haben wird, wenn man an dessen Ende die ältesten Belege für den Monogrammstempel ansetzt[32]). Vielleicht hat H. Leyrer (1591) diesen Wandel erlebt, doch fällt es auf, daß unter dem reichen Oberrainer Fundgut nicht ein einziges Bruchstück der graphitgeschlickerten Keramikgattung vertreten ist. Vielleicht wird man dies bestenfalls für die beiden Randstücke Nr. 44 und Nr. 45 (Abb. 34) annehmen dürfen, wenn der Vergleich der Nr. 44 mit dem Zweihenkeltopf Kat. Nr. 227 des Bayerischen Nationalmuseums zutrifft[33]). Jedenfalls fällt auf, daß das zeitlich an die graphitversetzte Ware anzuschließende Fundgut mengenmäßig fast ganz zurücktritt.

Mit der Generation Metzger (ab 1634 bis zum Beginn des 19. Jhdts.) wird man die wenigen Belege für die Kröninger Ware und der gewöhnlichen einheimischen Töpferei verbinden können, wenn man die für das Jochbergwalder Gasthaus bekannten Daten (terminus a quo: 1672 – terminus ad quem: 1835) als Vergleichsbasis heranzieht[34]). Ob es im salzburgisch-nordtirolischen Bereich eine noch jüngere Kröninger Ware gibt, wird man zur Zeit nicht festzustellen vermögen[35]). Das am 31. Jänner 1793 in Oberrain aufgenommene Inventar verzeichnet vierzig irdene Töpfe[36]), die aber nicht näher beschrieben werden und daher auch nicht identifizierbar sind. Doch wird man wohl kaum in Abrede stellen können, daß es sich dabei um Kröninger Ware handelt, wenn man an den reichen Fundbestand denkt, der sich im Laufe der letzten Jahre in Jochberg bei Kitzbühel angesammelt hat. Im übrigen fällt es auf, daß Kröninger Ware im Küchenabfall-Material von Oberrain eigentlich nur in sehr geringem Umfang vertreten ist. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß man im 17. und 18. Jhdt. das gebrochene Küchengeschirr nicht mehr über den Abhang hinuntergeworfen, sondern an einem anderen Ort hinterlegt hat.

5. Zur Verwendung der Graphittonkeramik Passauer Herkunft

Die Ränder beider Großgefäße Nr. 1 (Abb. 3) und Nr. 108 (Abb. 23) sind auf der Wulstrundung so kräftig abgescheuert, daß dadurch die ursprüngliche glatte Oberfläche entfernt und sogar die Töpfermarken beschädigt wurden. Das Abscheuern weist auf einen Holzdeckel, der beim Wegnehmen und Aufsetzen die Oberfläche beschädigt hatte. Man wird daraus ebenso wie aus der Größe dieser beiden Töpfe auf Vorratsgefäße schließen dürfen. Bei der im alpinen Bereich üblichen Bevorzugung von Holzbehältern für Getreide und Mehl wird man darum eher an feuchte Nahrungsmittel (Sauerkraut?) zu denken haben.

Auf vielen der geborgenen Rand- und Wandstücke sind verschieden dicke Krusten verkohlter Speisereste erhalten geblieben. Von zwei Bruchstücken mit sehr dicken Krusten wurden Proben für eine chemische Untersuchung Herrn Dozent Dr. W. Kiesl, Wien übergeben, die er gemeinsam mit den Speiseresten vom Randstück Nr. 1 aus Kitzbühel-Hinterstadt 14 besorgte[37]).

Das von Kollegen W. Kiesl und seinen Mitarbeitern F. Kluger und Dr. J. Zak erarbeitete Ergebnis kann etwa so formuliert werden: die Proben von Unken wurden mit ‚fein' und ‚grob' bezeichnet, bei beiden handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen Milch-Getreide-Brei. Die Probe ‚grob' zeigt einen sehr hohen Glühverlustanteil. Der große Anteil an Kohlenstoff und die relativ geringen Anteile N und O deuten darauf hin, daß die Probe einer thermischen Behandlung (ev. ‚Anbrennen') unterworfen war, die zu einer starken Reduktion des Stickstoff- und Sauerstoff-Anteils geführt hat"[38]). Die Bestimmung der verkohlten Speisereste als Milch-Getreide-Brei entspricht der Erwartung, wobei die Probe ‚grob' ihre Zusammensetzung dadurch erhalten haben kann, daß der ungereinigte Topf im offenen Feuer stehend längere Zeit hindurch verwendet wurde.

Gegenüber den beiden Unkener Proben „weist die Probe Kitzbühel einen hohen Anteil an Calciumphosphat auf. Dies ist dem Anteil von 33,54% P_2O_5 zu entnehmen. Neben Calciumphosphat sollte in der Probe Kitzbühel noch Calciumcarbonat und Magnesiumcarbonat (ev. Dolomit) vorhanden sein."

„Auch der Spurenelement-Chemismus unterscheidet die Probe Kitzbühel von den beiden Proben Unken. Signifikant ein geringerer Anteil Bromid ($B\bar{r}$) und Seltener Erdelemente, die alphabetisch in der Tabelle angeordnet wurden"[39]).

„Aus dem Gesagten ist zu erschließen, daß es sich eher nicht um das Mineral Apatit (Calciumphosphat) handelt, obwohl es durchaus Apatite mit derart geringen Anteilen an Seltenen Erdelementen gibt. Für Knochensubstanz spricht auch (dies wurde von W. Kiesl vor dem Brief vom 13. 4. 1978 mündlich angedeutet – Anm. Verf.), daß der mineralische Anteil der Knochensubstanz ca. 50% beträgt, was in guter Übereinstimmung mit dem gefundenen Wert von 49,16% ist. Auch das Verhältnis Ca/P ist vergleichbar. Es beträgt ca. 2 in Knochensubstanz, im Falle der Probe Kitzbühel 2,3. Dies zeigt zwar einen höheren Ca-Anteil an, der möglicherweise dem Mg als Calcium-Magnesium-Carbonat zuzuschreiben wäre. Das angegebene Ca/P-Verhältnis bezieht sich dabei

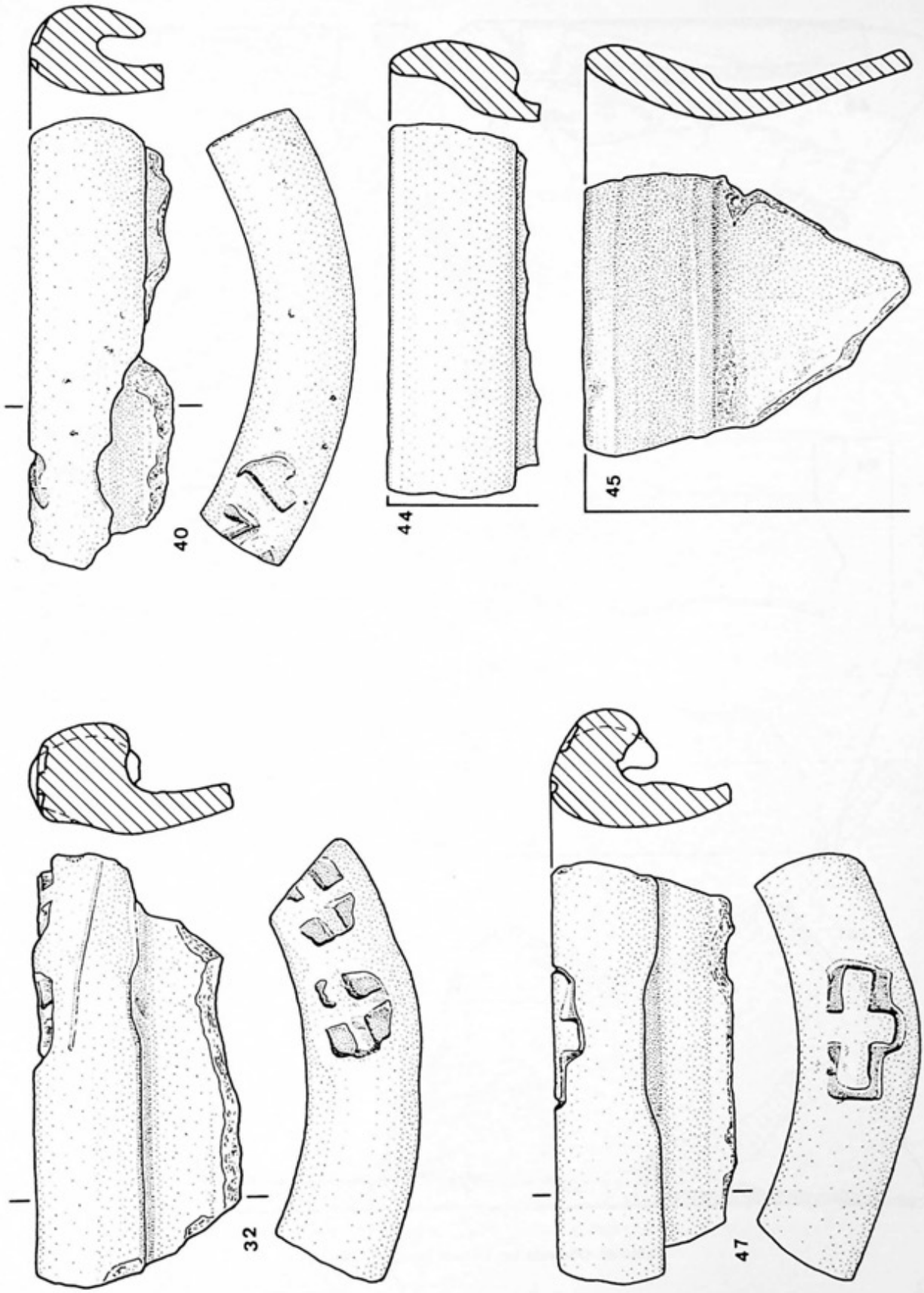


Abb. 34. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

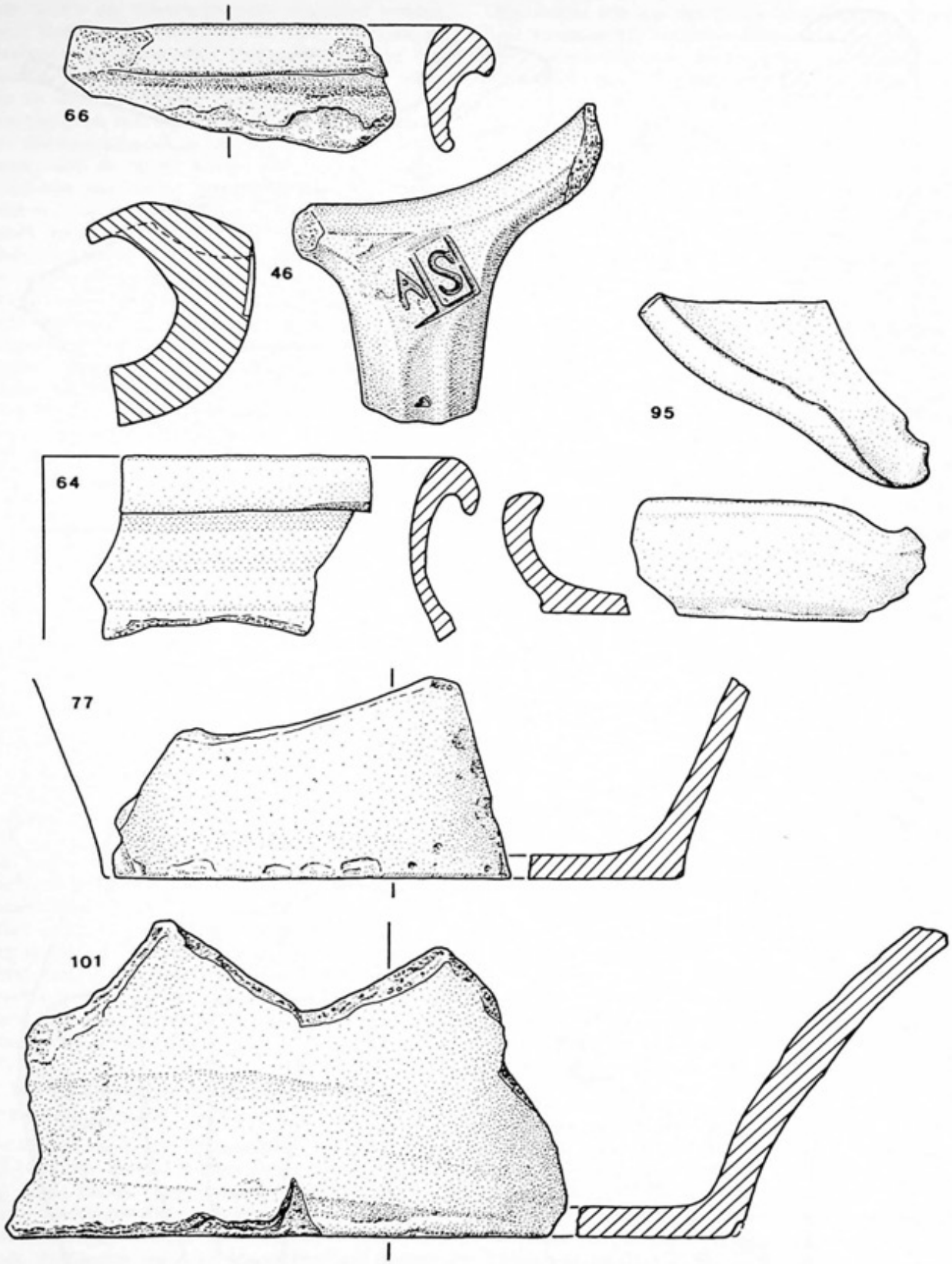


Abb. 35. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

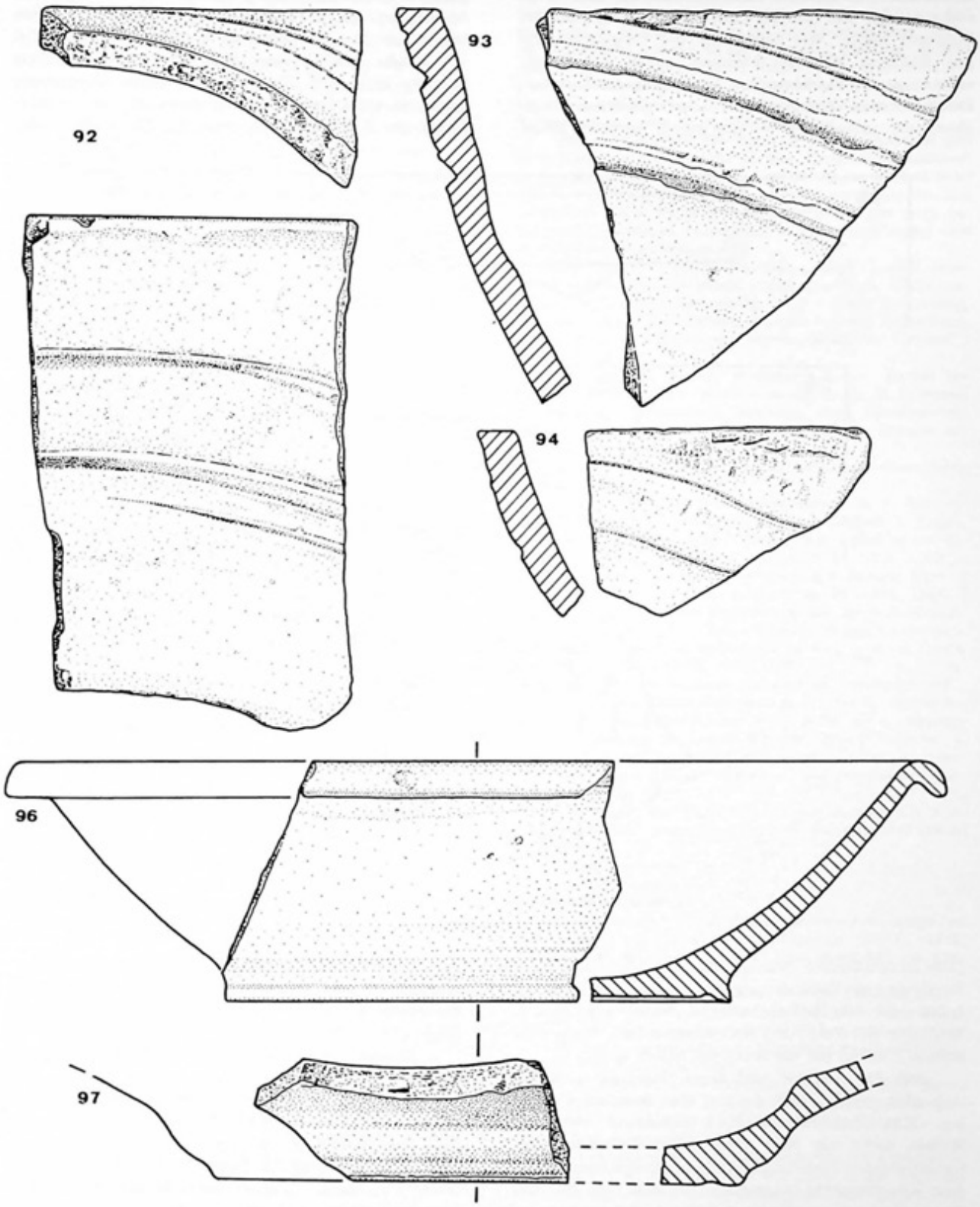


Abb. 36. Oberrain bei Unken, Salzburg. Fast n. Gr.

auf entfettetes frisches Knochenmaterial, und es ist nicht gesagt, daß dies im Laufe einiger Jahrhunderte konstant bleibt. Wie überhaupt die Vergleichswerte auf frischem Material beruhen, sodaß zur Unterscheidung, ob Fischknochen bzw. Säugetierknochen, Datenmaterial entsprechend alter tierischer Knochenreste unbedingt herangezogen werden sollte.

dem Fundbestand in der Aufschüttung über der Verhüttungsanlage in Heiligenkreuz bei Baden (mit keramischem Material etwa aus der Zeit nach 1530) für eine solche Analyse vermittelt. Über deren Ergebnis schreibt er nun:[40] „Der mir von Ihnen übergebene Knochen wurde analysiert, wobei sich eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zu jener Kitzbühel-Probe er-

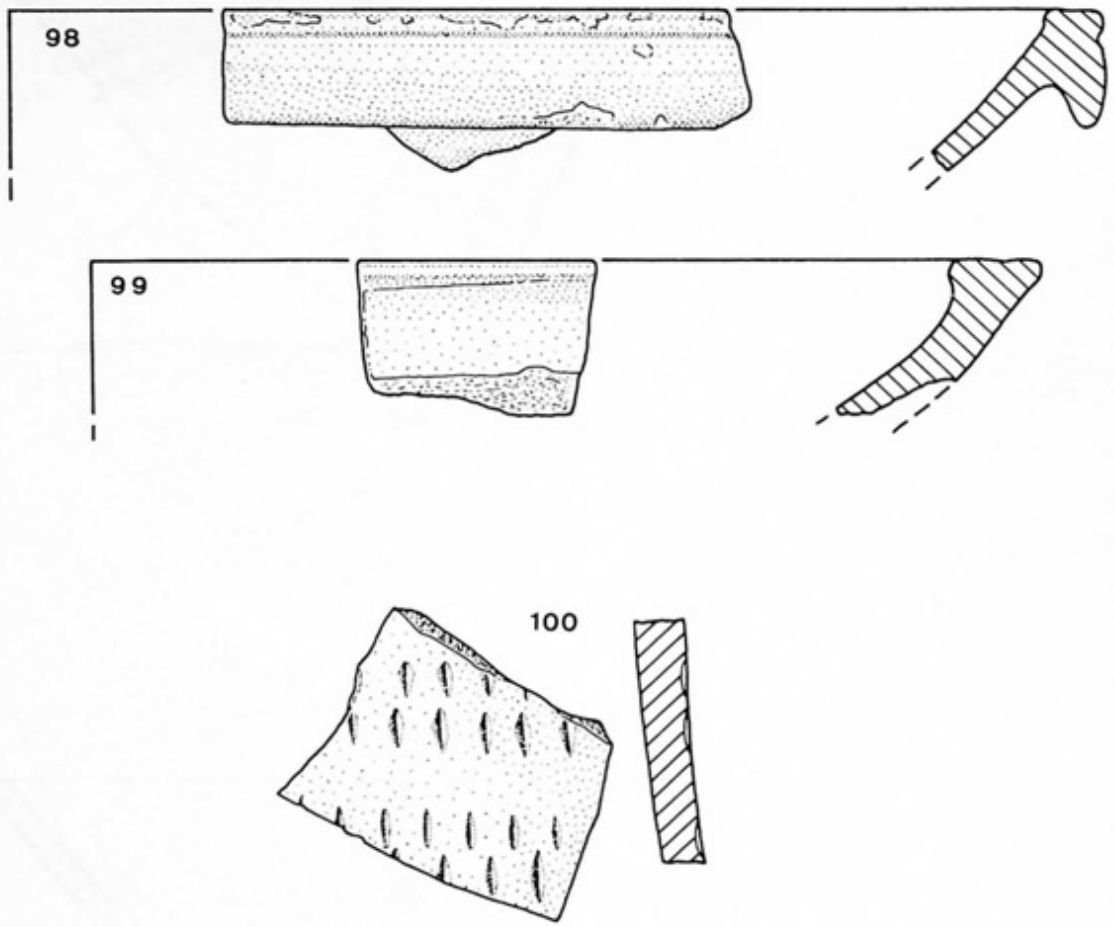


Abb. 37. Oberrain bei Unken, Salzburg. n. Gr.

Dies hauptsächlich deshalb, da im Verlauf der Jahrhunderte eine Veränderung des organischen Bestandteiles und des H_2O-Gehaltes eintreten wird, sodaß Variation der Fett- und H_2O-Komponente einen eminenten Einfluß auf die Analysen haben wird."

Aus der Analyse und deren Interpretation hat sich also gezeigt, daß die auf dem Randstück Nr. 1 aus Kitzbühel-Hinterstadt 14 erhaltene verkohlte Kruste nicht als Rest eines Milch-Getreide-Breis, sondern eines Nahrungsmittels zu bezeichnen wäre, dem Knochenmehl beigemischt worden war. Da eine Klarstellung dieser Frage nur durch die Analyse eines etwa gleichalten Knochens möglich war, habe ich Herrn Kollegen W. Kiesl eine ausreichende Probe aus

gab, für die ein gewisser Anteil Knochensubstanz vermutet wurde. War das Verhältnis von Ca/P bei der Probe Kitzbühel 2,22, so zeigt der Knochen ein solches von 2,27."

„Abweichungen bei anderen Elementen, insbesondere der Spurenelemente, erklären sich aus der Verunreinigung der Probe Kitzbühel durch Fremdmaterial. Ich darf aber noch bemerken, daß der getätigte Analogieschluß nur dann zwingend ist, wenn sicher gestellt ist, daß die Probe Kitzbühel nicht durch phosphathältigen Kalkton oder Kalkgestein verunreinigt wurde."

Eine solche Verunreinigung konnte an dem untersuchten Randstück nicht festgestellt werden, wo-

mit auch die von W. Kiesl gegebene Interpretation des Analysenergebnisses zurecht besteht. Daraus ergibt sich dann, daß in dem Topf ein mit Knochenmehl vermengtes Nahrungsmittel gekocht wurde. Da kaum angenommen werden kann, man habe ein solches für die Bewohner des Hauses Hinterstadt 14 gerichtet, liegt die Vermutung nahe, daß es für Jungtiere bestimmt war. Wenn bekannt ist, daß von 1559 bis 1872 ein Gasthaus im Haus Hinterstadt 14 untergebracht war[41]), dann wird man wohl auch an eine – wenigstens kleine – bäuerliche Wirtschaft denken dürfen, in der vor allem Schweine (Küchenabfälle!) gehalten worden sein können. Daß man für Jungtiere eine kräftigende warme Zusatznahrung hergestellt hat, wird man vermuten, leider aber nicht beweisen können[42]).

6. Zusammenfassung

Die Bedeutung des bis jetzt umfangreichsten Fundgutes an Graphittonkeramik Passauer Herkunft aus Österreich liegt in zwei Gegebenheiten begründet: Erstens zeigt es, daß die aus diesem Material erzeugten Töpfe trotz deren verschiedener Größe nach einem ausgeprägten, festen Formschema hergestellt wurden. Dies ermöglicht es, auf Grund der Tonzusammensetzung, an Hand des Schulter- und Randprofils und sogar auch des Standflächen-Wandprofils eine verläßliche Zuordnung selbst bloß bruchstückhaft erhaltenen Materiales zum Passauer Produktionsbereich durchzuführen.

Zweitens ist durch das Oberrainer Material neuerlich die überragende Bedeutung der Kreuz-Balken-Marke erwiesen worden. Neben ihr treten andere Marken weit zurück, über deren Bedeutungsinhalt man vorläufig aber kein Urteil abzugeben vermag.

Drittens fällt auf, daß im Oberrainer Fundgut kein Nachweis für die Verwendung des Henkelkruges Passauer Provenienz festzustellen ist. Demnach dürfte die Passauer Graphittonware in erster Linie für Kochzwecke bezogen worden sein, was für einen Tavernenbetrieb auch verständlich ist.

Anmerkungen

[1]) Zum Problem Passauer Keramik vgl. R. Pittioni, Passauer Schwarzhafnerei in Österreich, ein Beitrag zum Keramikhandel des 15. bis 17. Jahrhunderts, Mitteilungen d. Komm. f. Burgenforschung und Mittelalter-Archäologie No. 21, Österr. Akad. d. Wissen., phil.-hist. Kl., Anzeiger 114, 1977, 93ff. – Derselbe, Spätmittelalterliche Schwarzhafnerei aus Schönau a. d. Triesting (p. B. Baden, NÖ), Unsere Heimat 48, 1977, 83ff. – Weitere Nachweise von Passauer Ware mit Kreuzstempelmarke gibt es vom Burgbichl bei Saalfelden (Derselbe, Studien zur Industrie-Archäologie V: Die Probierschälchen vom Burgbichl bei Saalfelden, Salzburg, Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Anzeiger 115, 1978, 173ff.) sowie vom Ödenkar (Bockstein-Radhausberg), wie eine Überprüfung des Randstückes Inv.-Nr. 9446 (Sammlung Institut für Ur- und Frühgeschichte) ergeben hat (Derselbe, Studien zur Industrie-Archäologie III: Die goldenen Trinkschalen des Salzburger Fürsterzbischofs Wolf-Dietrich von Reitenau, Öst. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitzber. 266/3, 1970, Taf. XIX). – Frl. stud. phil. S. Huber verdanke ich die Kenntnis eines weiteren Randstücks mit Marke aus Moritzing, Südtirol (persönliche Mitteilung Herbst 1978). Einen neuen Nachweis von Passauer Ware (Randstück mit Marke) gibt es aus Arbesthal, NÖ, wie ich einer freundlichen Mitteilung von Herrn K. Schildberger vom 21. 5. 1979 entnehme.

Weitere Nachweise von Passauer Schwarzhafnerei gibt es in Kirchberg i. T. (Bericht für die ‚Tiroler Heimatblätter' in Druck). Herr M. Bitschnau – Innsbruck hat mir mit Brief vom 7. 8. 1979 in besonders dankenswerter Weise die ihm neben den schon früher veröffentlichten Belegen noch bekannten Vorkommen von Keramik mit Kreuzstempel und Querbalken zusammengestellt.

Aus Nordtirol: Absam bei Hall – Hügel Gaislöd, Innsbruck – Rennweg, Kirchbichl – Hof Oberluech, Pfaffenhofen bei Telfs – Burg Hörtenberg, Reith – Ruine Kropfsberg, Schwaz – Burg Freundsberg, Seefeld – Burg Schloßberg, Silz – Burg St. Petersberg, Unterlangkampfen, Volders – Schloß Friedberg.

Aus Südtirol: Brixen, Hocheppan-Ruine, Karnol bei Brixen, Klausen-Säben, Meran – St. Zenoburg, St. Lorenzen im Pustertal – Sonnenburg, Sterzing – Burg Sprechenstein und Custozzahügel, Terlan – Ruine Neuhaus, Wangen am Ritten.

In Vorarlberg hat die Burg Hohenbregenz einen Beleg ergeben.

[2]) Über Kröninger Ware in Österreich vgl. R. Pittioni, Tiroler Gasthausarchäologie, Österr. Zeitschrift f. Volkskunde n. S. 23, 1969, 201ff. – Derselbe, Nachtrag zur Tiroler Gasthausarchäologie, a. a. O., n. S. 27, 1973, 118ff. – Derselbe, Zwei weitere Nachweise von Kröninger Ware in Jochberg bei Kitzbühel, a. a. O., n. S. 28, 1974, 153f. – Derselbe, Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel, a. a. O., n. S. 31, 1977, 213ff. – Derselbe, Zwei neue Aufschlüsse zur Gasthaus-Archäologie in Tirol und im Lande Salzburg, a. a. O., n. S. 32, 1978, 41ff.

Umfangreiches weiteres Material an Kröninger Ware haben zwei neue Fundstellen in Jochberg bei Kitzbühel erbracht, u. zw. aus dem Küchenabfallhaufen des Gasthauses Jodlbichl (Bericht im Druck für die ‚Österr. Zeitschr. f. Volkskunde') und aus dem Siedlungsbestand des ‚Tischlerhäusl' im Süden des Ortes (Bericht für die gleiche Zeitschrift in Vorbereitung).

[3]) M. Hell, Der Topf mit dem Münzschatz von Werfen, Jahresschrift Museum Carolino-Augusteum 1969 (1970) 73ff., Abb. 1.

[4]) Anm. 1, Anzeiger 95f.

[5]) Anm. 1, Anzeiger 103f.

[6]) Anm. 1, Anzeiger 100ff.

[7]) I. Bauer, Hafnergeschirr aus Altbayern, Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums München XV/1, 1976, Kat.-Nr. 226, Abb. 284. – Höhe 47,1 cm, Mdm. 38,7 cm, Stfl. 33,6 cm.

[8]) Anm. 3. – H. 21,8 cm, Mdm. 20,4 cm, Stfl. 18,5 cm.

[9]) Dieses schöne, fast ganz erhalten gebliebene Stück befindet sich im Heimatmuseum Bad Vöslau, seine Kenntnis verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des Museumskustos Reg.-Rat Karl Charbusky.

[10]) R. Pittioni, Schwarzhafnerei aus dem Stift Heiligenkreuz bei Baden, NÖ. II: Die Funde aus dem Konventgebäude 1970, ArchA 59/60, 1976, Abb. 6/1.

[11]) Anm. 1, Anzeiger 93ff.

[12]) Andreaskreuze begleiten auch die Zwingensteiner Marke, wie u. a. Anm. 10, Abb. 6/2. Zwei kleine Andreaskreuze in den unteren Kreuzsektoren sind auch in der Heiligenkreuzer Töpferei üblich gewesen, wie das Beispiel Anm. 10, Abb. 14/1 zeigt. Besonders beachtenswert ist der auf einem Henkelbruchstück Passauer Herkunft aus Rossatz angebrachte Stempel mit dem Eindruck eines großen

Andreaskreuzes und vier kleinen Andreaskreuzen in den vier Kreuzsegmenten (R. PITTIONI, Spätmittelalterliche Keramik aus Rossatz (Niederösterreich) Unsere Heimat 47, 1976, 93ff. Abb. 2). Zur Henkelform selbst vgl. Anm. 1, Anzeiger Abb. 5/2–5, die alle mit der Kreuzmarke versehen sind. Doch zeigt Abb. 5/5 gleichfalls das Andreaskreuz als Beizeichen, das auch auf dem Randstück vom Grund des Maisl-Bauern in Unkenberg angebracht ist (Anm. 1, Anzeiger Abb. 4/3).

[13]) Anm. 7.

[14]) R. PITTIONI, Nachtrag zum Fundmaterial aus Kitzbühel, Florianigasse 4, Tirol, ArchA 59/60, 1976, 445ff., Abb. 1.

[15]) H. RAUSCHER, Hafnerzeichen aus dem Raum Passau, Ostbairische Grenzmarken (Passauer Jahrb. f. Geschichte, Kunst und Volkskunde) 12, 1970, 309ff. – Vgl. Nr. 560, dessen Marke als U-Zeichen angesprochen wird. Dieses Stück stammt aus Passau-Grubweg, Klosterberg.

[16]) Als Dachschmuck an Bauernhäusern im salzburgisch-nordtirolischen Bereich dienen Kreuz-Anker-Herz als Symbole für Glaube, Hoffnung und Liebe.

[17]) Eine ähnliche Beobachtung läßt sich für die wesentlich jüngere beidflächig glasierte Kröninger Ware machen, die gleichfalls für einen eigenen Abnehmerkreis bestimmt ist und darnach auch ihre Erzeugnisse orientiert (vgl. dazu R. PITTIONI, Sozialökonomische Aspekte der Gasthaus-Archäologie, ein methodischer Versuch, in: Volkskultur – Mensch und Sachwelt, Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag, Sonderschriften d. Ver. f. Volkskunde in Wien 3, 1978, 249ff.)

[18]) H. RAUSCHER, Die Hafner zu Passau-Grubweg und -Ilzstadt, Ostbairische Grenzmarken 10, 1068, 233ff.

[19]) R. PITTIONI, Die Verhüttungsreste von Jochberg-Fiderialboden, ArchA 56, 1974, 70ff.

[20]) Anm. 1, Anzeiger, Nr. 3d, Abb. 3/4.

[21]) Vgl. Anm. 2, PITTIONI 1973, Abb. 1/1. – Derselbe, 1977 Abb. 3/4, 4/12. – Der Doppelhenkeltopf Kat.-Nr. 227, Abb. 284, wahrscheinlich aus Obernzell bei I. BAUER, Anm. 7, 258f. zeigt ein ziemlich ähnliches Randprofil, weshalb auch für das Oberrainer Randstück eine gleiche Herkunft angenommen werden kann. Zu beachten ist auch, daß die graphitgeschlickerte Ware auch breite Glättstreifen aufweisen kann.

[22]) Vgl. Anm. 15, Nr. 88 mit Stempel AS auf dem Henkelansatz innerhalb einer quadratischen Umrahmung.

[23]) Vgl. dazu Anm. 1, Anzeiger 125, Abb. 8/10 und 12/3, 4.

[24]) G. KALTENHAUSER, Tönernes Berggeleucht aus Schwaz in Tirol, ArchA-Beiheft 14, 1976, 68ff., spricht von einer Tiegellampe als Bezeichnung für eine ähnliche Form, die allerdings für die besondere Verwendung in der Grube mit einer Tülle zum Aufstecken auf einen Holzstab versehen ist. Die verschiedene Bezeichnung eines Beleuchtungsgerätes (wie Schnabellampe – Tiegellampe, Schnabel-Brennschnauze) spräche für eine Bemühung um eine einheitliche Terminologie.

[25]) Das von Frau Prof. Nora Wattek auf dem Mönchsberg im Umkreis ihres Hauses gesammelte umfangreiche Material würde hiezu beachtenswerte Aufschlüsse vermitteln. Eine eingehende Bearbeitung dieses Bestandes wäre eine dringende Notwendigkeit für die Salzburger Keramikforschung.

[26]) Anm. 2, PITTIONI 1973, Abb. 6/2. – Derselbe, Anm. 2, 1977, Abb. 7/1.

[27]) Entsprechungen bei I. BAUER, Anm. 7, Kat.-Nr. 327, 332, Farbtafel zwischen 20 und 21.

[28]) I. BAUER, Anm. 7, 230f. berichtet, daß sich im frühen 18 Jhdt. ein aus dem Rheinland eingewanderter ‚Kannenbäcker' in Peterskirchen, Gem. Baumgarten im Landkreis Pfarrkirchen niedergelassen und hier die ihm von seiner Heimat her vertraute Ware angefertigt hat. Allerdings entbehrt sie im Gegensatz zur blau-grauen Westerwälder Produktion einer kennzeichnenden Materialfarbe, weshalb eine verläßliche Zuordnung von außerhalb Bayerns gefundener Reste erschwert ist. Wenn aber in Oberrain Kröninger Ware belegt ist, dann wird man beim Steinzeug an den gleichen süddanubischen Herkunftsraum denken dürfen. Als brauchbares Gegenstück zu unserem Fund vgl. I. BAUER, Anm. 7, Kat.-Nr. 199, 232f., Abb. 250.

[29]) F. ZAISBERGER, Schloß Oberrain, SV-Gästezeitung vom 26. 7. 1972, 9. 8. 1972, 23. 8. 1972 und 6. 9. 1972. – Dieselbe und W. Schlegel, Burgen und Schlösser in Salzburg, Pongau-Pinzgau-Lungau 1978 145f.

[30]) Anm. 1, Anzeiger Abb. 3/4 und 4/1, 2.

[31]) A. a. O., Abb. 3/3.

[32]) A. a. O., 125: Georg HUPFLOHER 1595, Georg Khinzl 1595 und Johann Striegl 1595.

[33]) Anm. 7, Abb. 284.

[34]) Anm. 2, PITTIONI 1969, 201ff.

[35]) In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß es im Jochberger Bergbau- und Heimatmuseum einen großen Kröninger ‚Schmalzhäfen' gibt, der wahrscheinlich noch aus dem frühen 19. Jhdt. stammen dürfte. An dem bis jetzt im Raum Jochberg 1977 und 1978 gehobenen umfangreichen Fundgut läßt sich kein Kriterium erkennen, das für eine eindeutig späte, d. h. der Zeit nach 1850 zuzuordnende Datierung spräche. Formenmäßig wird sich wahrscheinlich kaum ein Anhaltspunkt für eine solche Beurteilung ergeben, da die Kröninger Ware doch vorwiegend für die bäuerliche Bevölkerung erzeugt wurde. Ob in der Wahl der Glasurfarben oder in der Art ihrer Kombinationen zeitliche Unterschiede festzustellen sind, wird vielleicht noch bei weiteren Untersuchungen gezeigt werden können. Wenn man im späten 19. und frühen 20. Jhdt. noch umfangreiche Sammlungen an Kröninger Ware anlegen konnte, so ist dies an sich kein Hinweis auf eine späte Erzeugung, sondern wohl auch ein Beweis der Dauerhaftigkeit des Kröninger Geschirrs.

[36]) Anm. 29, F. ZAISBERGER vom 9. 8. 1972.

[37]) R. PITTIONI, Keramik- und Kachelreste des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Kitzbühel-Hinterstadt 14, Tirol, Österr. Zeitschr. f. Volkskunde n. S. 32, 1978, 202ff., Abb. 2/1.

[38]) Brief vom 2. Mai 1978.

[39]) Brief vom 13. April 1978.

Analysen Resultate

		Unken (fein)	Unken (grob)	Kitzbühel	
		(Anteil in Gew.%)			
Glühverlust		77.93	83.25	50.84	
(auf 100% aufgerechnet)	C[1])	56.10	86.50	48.22	Kohlenstoff
	N[1])	5.47	1.65	4.45	Stickstoff
	H[1])	4.36	4.05	4.33	Wasserstoff
	O[2])	34.07	7.80	43.00	Sauerstoff
		100.00	100.00	100.00	
Rückstand (aufgerechnet)	Al_2O_3	17.81	18.70	0,72	Aluminiumoxid
	CaO	46.59	35.81	45.42	Calciumoxid
	MgO	3.05	3.50	13,26	Magnesiumoxid
	FeO	4.13	3.86	0.47	Eisenoxid
	K_2O	0.56	0.74	0.64	Kaliumoxid
	Na_2O	0.45	0.45	0.21	Natriumoxid
	MnO	0.35	0.34	0.82	Manganoxid
	TiO_2	0.23	0.18	0.02	Titanoxid
	SiO_2	26.48	35.87	4.49	Siliciumdioxid
	P_2O_5	≤0.09	≤0.12	33.54	Phosphorpentoxid

Analytiker: F. Kluger, Institut für Analytische Chemie
[1]) = Elementanalyse: Dr. J. Zak, Institut für Physikalische Chemie
[2]) = Sauerstoffgehalt auf 100% ergänzt.

		Unken (fein)	Unken (grob)	Kitzbühel	
		(Spurenelemente in ppm)			
	Br.	63	64	11	Bromid
Seltene Erden	Ce	59	48	<10	Cer
	Dy	12	6	1	Dysprosium
	Eu	4	1.6	0.7	Europium
	La	120	29	3	Lanthan
	Lu	0.7	0.3	0.1	Lutetium
	Nd	61	30	≤8	Neodym
	Sm	15	5	0.8	Samarium
	Tb	2.3	1	0.2	Terbium
	Yb	5.2	2.5	≤2	Ytterbium
	Cr	188	107	6	Chrom
	Cu	2.484	2.390	179	Kupfer
	Sb	23	9	204	Antimon
	Sc	8.4	8	0.9	Scandium
	Th	1.5	3.9	0.8	Thorium
	U	9.8	11	≤6	Uran
	Zn	1.125	980	555	Zink

[40]) Brief vom 3. 10. 1978 mit angeschlossenem Analysenergebnis: Analyse Knochen (aus dem Material von Heiligenkreuz).

Hauptbestandteile	Gehalt in %
H_2O (110° C)	6.90
Glühverlust	21.58
CaO	41.25
P_2O_5	29.75
Na_2O	0.37
SiO_2	0.16
Al_2O_3	0.06
FeO	0.03
TiI_2	<0.007
MgO	<O.10

Der Glühverlust weist 1,28% H, 8.31% C sowie 1.96% N aus. Rest auf 28.48% (d. i. die Summe H_2O + Glühverlust) ist Sauerstoff.

Spurenelemente (in ppm)			
Cu	<4	K	63
Mn	24	Sr	340
As	<5	Ba	378
Br	<5	Co	0.27
Cr	13	Rb	<5
Sc	0.20	Th	<0.5
Dy	0.47	Eu	0.046
La	2.45	Sm	0.70
Tb	0.07		

[41]) Vgl. Anm. 27, 202.

[42]) Einer freundlichen mündlichen Information von Herrn Univ.-Prof. Dr. J. LEIBETSEDER, Ordinarius für Tierernährung an der Veterinärärztlichen Universität – Wien, entnehme ich, daß historische Daten für die Zugabe von Knochenmehl zu warmem Futter für Jungtiere aus dem 16. Jhdt. nicht bekannt sind, daß aber vom ernährungsärztlichen Standpunkt aus die hier vorgelegte Annahme als durchaus wahrscheinlich angesprochen werden kann. Ich darf Herrn Kollegen E. Leibetseder für seine freundliche Hilfe auch hier nochmals bestens danken.

Besprechungen

BULLETIN SIGNALÉTIQUE – Préhistoire, Numéro spécial IXe Congrès de l'UISPP (Union Internationale des Sciences Préhistoriques et Protohistoriques), Nice, 13–18 septembre 1976. 4°, vol. XXXI, no. 2, 1977, pages 453–1180, Centre de la Recherche Scientifique, Paris 1977.

Das Bulletin Signalétique wurde 1947 gegründet und hat sich seither als verläßliches Informationsmittel bewährt. Die anläßlich des 9. Internationalen Kongresses in Nizza erschienene bzw. bis zu diesem Zeitpunkt sonst publizierte Literatur ist in dem vorliegenden Heft zusammengestellt, und zwar nach einem mehrfach erprobten und auf Sachgebiete bezogenen System. Dieses nimmt auf zwei wesentliche Gliederungsgrundsätze Rücksicht: erstens auf die großen, kontinental bestimmten Einheiten, und zweitens auf die Hauptperioden der Urzeit. Dazu kommen dann noch im gegebenen Fall weitere, beiden Gesichtspunkten entsprechende Feingliederungen, die sehr wesentlich zu einer erfolgreichen Benützung jedes einzelnen Heftes beitragen. Erfordert allein das Erfassen der Literatur eine sehr respektable Arbeitsleistung, so wird sie durch die jedem Titel beigefügte Inhaltsangabe vervielfacht. Diese „abstracts" geben den wesentlichen Inhalt jeder zitierten Veröffentlichung wieder, womit eine wesentliche Information für die Verwendung einer Arbeit im eigenen Forschungszusammenhang verbunden ist. Wer also jedes Heft dieses Bulletin durcharbeitet, bekommt ein reiches Literaturangebot in die Hand, dessen Selbststudium umfassend angeregt wird. Ein solcher „Dienst am Kunden" kann aber noch dadurch erweitert werden, daß man sich für bestimmte Themen eine „Bibliographie retrospective" über 3, 4 oder 5 Jahre (diese für 1972–1976) eigens bestellen kann. In Paris steht diese Literatur in Mikrofilmen zur Verfügung, für ausländische Benützer gibt es die Möglichkeit zum Bezug von Photokopien oder Mikrofilmen gegen entsprechende Kostenvergütung. Das ist zwar kostspielig, aber in manchen Fällen die einzige Möglichkeit, an schwer zugängliche Literatur direkt heranzukommen. – Wer selbst einmal ein Heft des B. S. benützt hat, wird von dessen Vorzügen beeindruckt sein.

R. Pittioni

BULLETIN D'ARCHÉOLOGIE MAROCAINE, Tome IX (1973–1975). Lex 8°, 415 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text. Herausgegeben vom Service de l'Archéologie der Division de l'Archéologie des Monuments Historiques et des Sites et des Musées (Ministère d'Etat Chargé des Affaires Culturelles), Rabat 1977 (?).

Nach mehrjähriger Unterbrechung liegt nun wieder ein neuer Band dieser angesehenen und für die archäologische Erforschung des westlichen Nordafrika wertvollen Zeitschrift vor. Die Spannweite der darin enthaltenen Beiträge reicht vom späten Lithikum bis zur Römerzeit. Es ist hier aber leider nicht möglich, auf jeden Beitrag näher einzugehen. Einige von ihnen müssen aber hervorgehoben werden. So schon der erste von F. Treinen mit einem Bericht über die Grotte Velozzo mit einem reichen Fundmaterial des älteren Ibéromaurusien (die Bezeichnung Oranien dürfte wieder aufgegeben worden sein), dessen zeitliche Bestimmung nur auf der Basis des Vergleiches mit C 14-datierten Stationen möglich ist. Nicht weniger interessant ist der vorläufige Grabungsbericht von A. de Wailly über eine Höhlengrabung bei Kef-el-Baroud (im Gebiet von Ben Slimane), deren dritte Schicht allem Anschein nach mit Einflüssen von Seiten der phönikischen Kolonisten in Verbindung zu bringen ist. A. Luquet hat in einem umfangreichen und bemerkenswerten Beitrag (Le Maroc punique) das einschlägige topographische Material zusammengestellt und damit eine wertvolle Ergänzung zum phönikischen Gesamtproblem Nordafrikas beigesteuert. Gleiches gilt auch für Dr. Greisson's Überblick über urzeitliche Fundstätten und Felsgravierungen in Aït Bou Ichaouen im östlichen Marokko. Von den Felsbildern verdienen jene des Elephanten von Grand Ghilen und der sehr schematisch ausgeführten Ziegen von Borj Ali einige Aufmerksamkeit. Die klassisch-archäologische Forschung ist durch einen umfangreichen Beitrag von J. Boube über Amphoren-Stempel aus Sala, Volubilis und Banasa vertreten, und R. Rebuffat steuert zwei baugeschichtlich interessante Beiträge bei: einen über das „maison à la disciplina" in Volubilis (wahrscheinlich der Rest einer Kaserne?) und einen über das römische Lager von Lalla Djilaliya. – Insgesamt also ein breites Spectrum archäologischer Forschungen, denen auch weiterhin so schöne Erfolge beschieden sein mögen.

R. Pittioni

FRANK HOLE – ROBERT F. HEIZER, PREHISTORIC ARCHAEOLOGGY, a brief introduction. Lex. 8°, 477 Seiten mit zahlreichen, nicht durchgezählten Abbildungen im Text, Verlag Holt, Reinhart and Winston, New York 1977.

Der Text dieser „brief introduction" umfaßt 379 Seiten, angeschlossen ist ihm ein 11 Seiten großes Glossar und eine 53 Seiten starke Bibliographie, die aber leider nicht nach Fachgruppen oder Themenkreisen aufgeschlüsselt, sondern bloß nach den Autoren alphabetisch geordnet ist. Beide Verf. sind durch ihre Geländearbeiten und ihre Veröffentlichungen best ausgewiesene Fachleute, die aus dem Fundus ihrer eigenen langjährigen Erfahrungen schöpfen. Sie berücksichtigen in ihrer Darstellung sowohl altweltliche wie auch neuweltliche Grundthemen, die in besonderer Weise dem Interessensbereich der amerikanischen Studierenden entgegenkommen. Es ist bemerkenswert, daß über die in den USA entstandene und gepflegte „new archaeology" nicht berichtet wird. Der Inhalt des Buches ist grundsätzlich nach zwei Richtungen hin orientiert: einer praktischen, vor allem der Gewinnung von Quellen gewidmeten Darstellung steht das Bemühen um die systematische Auswertung der heuristischen Bestände gegenüber. Die hiebei und hiefür verwendete Terminologie muß man aber verstehen lernen, wofür das Glossar eine unentbehrliche Hilfe bietet. Obwohl durch G. J. Garraghan und J. Delanglez die Grundideen Bernheim'scher

Methodenlehre in den Staaten verbreitet wurden, dürften sie den beiden Verf. nicht bekannt geworden sein. Eine Konfrontation zwischen ihnen und jenen von Hole-Heizer wäre sicherlich nicht uninteressant. – Ein Besprechen des Buches im landläufigen Sinne ist kaum möglich, man muß aber ausdrücklich seine Bedeutung für unsere Disziplin hervorheben, die daraus sicherlich eine Fülle von Anregungen erhalten wird. Allein schon dafür wird man es mit Dank aufnehmen.

R. Pittioni

HERBERT JANKUHN, EINFÜHRUNG IN DIE SIEDLUNGSARCHÄOLOGIE, De-Gruyter-Studienbuch, 8°, 203 Seiten mit 57 Textabbildungen, Berlin, New York, de Gruyter 1977.

Die auf Verlagsanregung verfaßte Siedlungsarchäologie bietet dichte Information über archäologische Ergebnisse zur Siedlungskunde oder, wie man erläuternd sagen mag, zur historisch-genetischen Siedlungsforschung. Es ist klar, daß Jankuhn den von G. Kossinna geprägten, aber für palethnographische Fragen verwendeten Begriff mit einem anderen Inhalt füllen muß. Wie man anhand des Inhaltsverzeichnisses erkennt, behandelt der Autor im ersten Teil die Grundlagen – gegliedert nach Quellen, Methoden und naturräumlichen Voraussetzungen. Letztlich ist es aber immer wieder der siedlungskundliche Aspekt unter dem Quellen, Methoden und ehemalige Umweltsbedingungen vorgestellt werden, im Prinzip umfassen die Grundlagen das gesamte Arbeitsgebiet ur- und frühgeschichtlicher Archäologie. Gerade die konsequente Ausrichtung von Grabungs- und Forschungsprojekten im engeren Arbeitsgebiet des Autors zeigen aber, wieviele neue und anregende Ergebnisse aus dieser besonderen Fragestellung heraus möglich sind. Selbst für den Fachmann ist die in Auswahl gebrachte Literatur eine weiterführende Fundgrube. Der zweite Teil bietet Einzelbeispiele, die bewußt auch über den engeren Arbeitsbereich hinausgehen. Er vermittelt zur Frage der Besiedlung illustrierende Beispiele für Verlagerung, Ausweitung, aber auch Einengung, wobei hier ein erweiterter Wüstungsbegriff (wie er schon von Janssen diskutiert wurde), der über die hochmittelalterlichen Erscheinungen hinausführt, vorgestellt wird. Breiteren Raum erhalten Beispiele einzelner Ansiedlungen, die in Lagebezogenheit und Charakter sowie zuletzt in Hauslandschaften gegeneinander abgegrenzt und vorgeführt werden. Dem schließt sich ein Kapitel über Heiligtümer und ihren siedlungskundlichen Aspekten an. In einem dritten Teil werden die Ergebnisse zusammengefaßt und als Aussagen für Wirtschaftsgeschichte, Sozialgeschichte und Altstammeskunde z. T. aus den schon vorher gebrachten Beispielen wiederholt und dargestellt. Abschließend wird nochmals das geographische Anliegen Jahnkuns an unsere Spatenwissenschaft in den Schlußbemerkungen zur Entstehung und Wandlung der Kulturlandschaft sichtbar. Die gar nicht so wenigen Strichzeichnungen, die zur Erläuterung herangezogen werden, sind leider manchmal durch die Verkleinerungen nicht mehr in ihrem ganzen Aussageinhalt lesbar, so etwa, wenn die differenzierte Rasterung gegeneinander abgesetzter Gebiete beim besten Willen nicht mehr erkannt werden kann; das wird man aber wohl dem Verlag anlasten müssen; doch hätte ein auch in das Literaturverzeichnis aufgenommenes Zitat als genauere Herkunftsangabe für die Beschaffung der Abbildung in den Originalarbeiten zum Zweck der Lehrunterstützung dienlich sein können. Daß auf diesem Sektor vieles noch in Fluß ist, weit mehr aber erst durch weitere Ausgrabungen zu erarbeiten sein wird, ist Verf. klar und wird auch unmißverständlich mehrfach betont. So mag man es nicht als kleinliche Beckmesserei auffassen, wenn sich Rez. zur Frage der berufsmäßigen Gliederung zum Thema: urzeitlicher Bergbau in den Österreichischen Alpen meldet. Zu der von H. Jankuhn auf Grund einzelner Arbeiten erschlossene Saisonarbeit ist zu sagen, daß gerade der stark differenzierte Bergbau der Urzeit keine wie immer gearteten Stehzeiten besaß. So verweisen Zschocke und Preuschen auf die besseren Abbaubedingungen im Winter untertags, darauf deuten Spuren von Aufbereitung in untertägigen Grubengebäuden in Kitzbühel und Mühlbach, darauf muß auch verwiesen werden, wenn man über die Frage der Holzbeschaffung nachdenkt, die noch heute vorwiegend Winterarbeit darstellt. Lediglich die durch Exkremente belegte Almwirtschaft – auch im Bereich der Aufbereitungsanlagen – läßt sich im Winter nur durch Aufstallung des Viehs umgehen und die mag sich in den Tälern abgespielt haben, ganz abgesehen, daß Sackziehen und Schleife-Schlitten als Transportobjekte besonders im Winter eine Rolle gespielt haben mögen. Die hier angedeutete Richtigstellung mag erweisen, wie sehr es H. Jankuhn versteht ins Detail zu gehen und welche Fülle in dieser Einführung geboten wird.

C. Eibner

KARL J. NARR, ZEITMASSE IN DER URGESCHICHTE, Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften, Geisteswissenschaften, Vorträge G 224, kl. 8°, 41 Seiten mit 8 Abbildungen im Text, Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen 1978.

Die Schrift enthält Überlegungen zu drei Fragen: Die erste betrifft die übermäßig lange Dauer der „älteren Steinzeit" gegenüber den späteren urzeitlichen Perioden, die zweite überlegt Möglichkeiten einer inneren Gliederung dieser älteren Steinzeit nach geistesgeschichtlichen Kriterien, und die dritte nimmt auf die Probleme der ältesten Menschenformen Bezug. Ausgangspunkt für alle diese Beobachtungen und Gedanken ist die vom Verfasser übernommene hohe Datierung von zweieinhalb Millionen Jahren für die ältesten Hominidenfunde in Afrika, womit auch das Problem der ersten Werkzeugherstellung verbunden erscheint, die man doch wohl nur im Sinne einer Objektivation von Intentionen (wie Richard Meister formuliert) verstehen kann. Von daher werden vielleicht noch weitere Gesichtspunkte für eine Beurteilung von Zeitmaßen zu berücksichtigen sein. Dem Verfasser wird man aber Dank dafür wissen, daß er auf ebenso wichtige wie methodisch anregende Probleme aufmerksam gemacht hat.

R. Pittioni

MARC-R. SAUTER, SUISSE PRÉHISTORIQUE, des origines aux Helvètes. Ancient Peoples and Places 86, 16°, 240 Seiten mit 62 Abbildungen im Text und 87 Photos auf 32 Seiten, Editions de la Baconnière, Neuchâtel-Suisse 1977.

Diese elegant geschriebene französische Version der 1976 erschienenen Erstveröffentlichung bringt einen vorzüglichen Überblick über die Abfolge der urzeitlichen Kulturen innerhalb der derzeitigen Schweizer Grenzen. Der Verfasser ist bemüht, neben einer allgemein verständlichen Darstellung für einen größeren Leserkreis auch die fachliche Diskussion durch kritische Bemerkungen anzuregen. Hieher gehören jene über das sogenannte alpine Paläolithikum und den damit verbundenen Problemen der Knochenbenützung sowie der Höhlenbärenschädel-Depositionen, Fragen, die ja bekanntlich von der Schweiz (E. Bächler) ihren Ausgang genommen haben. Der zweite Diskussionspunkt betrifft das „Pfahlbauproblem", für das es jedoch im

Gegensatz zum sogenannten alpinen Paläolithikum keine einheitliche Gesamtlösung geben wird, auch wenn die romantische Vorstellung F. Keller's heute nur mehr Objekt einer freundlichen Erinnerung an einen Pionier der Schweizerischen Urgeschichtsforschung sein kann. Wer die neuere einschlägige Forschung verfolgt, kann die unterschiedlichen Auffassungen zwischen der kulturwissenschaftlich orientierten und der naturwissenschaftlich unterbauten Interpretation hieher gehöriger Bodenbefunde feststellen (man vgl. dazu z. B. J. Winiger und M. Joos über Feldmeilen-Vorderfeld 1970/71, Antiqua 5, 1976). Man wird aber auch nicht leugnen können, daß es tatsächlich auf Holzunterbauten oberhalb des Wasserspiegels stehende Wohnanlagen gegeben hat. Nicht uninteressant ist dann auch der Versuch des Verf., einen Kompromiß zwischen den neuen Befunden in Latène und der nicht beweisbaren Annahme einer hier einmal bestandenen Kultstation herzustellen. Neben solchen Hinweisen bietet das Buch auch noch eine Fülle von fachlichen Bemerkungen, für die man M.-R. Sauter dankbar sein wird. Die zahlreichen Textabbildungen sowie das Schriftenverzeichnis bringen weitere nützliche Ergänzungen. Der bemerkenswert kritische Vermerk von J.-P. Millotte über die Berechtigung des Begriffes „Hügelgräberkultur" (S. 111, J.-P. Millotte 1970) kann aber nicht weiter verfolgt werden, da es im Schriftenverzeichnis keinen näheren Nachweis für dieses Zitat gibt. Einer freundlichen Mitteilung des Verf. verdanke ich aber den Hinweis auf das Buch von J.-P. Millotte, Précis de protohistoire européenne, Paris 1970, von dessen Existenz man hier noch nichts erfahren hat, das man aber doch näher kennenlernen müßte.

Den Schweizer Lesern darf man zu einem so klaren Exposé über die älteste Geschichte ihres Heimatlandes gratulieren, dem Verfasser aber für ein Buch danken, zu dem es bis jetzt nichts Gleichartiges gegeben hat.

R. Pittioni

WERNER M. HÜLLE, DIE ILSENHÖHLE UNTER BURG RANIS/THÜRINGEN, eine paläolithische Jägerstation. Mit Beiträgen von Dietrich von Breitenbuch, Florian Heller, R. Schütrumpf und Walter von Stokar. Abschließend überarbeitet von Joachim Hahn und Hansjürgen Müller-Beck. 4°, 122 Seiten mit 327 Abbildungen im Text und auf 71 Tafeln, Gustav Fischer Verlag, Stuttgart/New York 1977.

In der Erforschung des Lithikum im mitteldeutschen Raum nimmt die Ilsenhöhle bei Ranis (jetzt im Ger. B. Gera, DDR) seit Jahren einen festen Platz ein. Ihren Ruhm hat der verhältnismäßig reiche Bestand an „Blattspitzen" begründet, doch ist man darüber sowie über das übrige Material nur durch Vorveröffentlichungen unterrichtet gewesen. Bis 1945 hatte der Grabungsleiter W. Hülle kaum Gelegenheit zur Erstellung einer Gesamtveröffentlichung, der er sich erst wesentlich später widmen konnte. Als er am 3. 8. 1974 unvermutet starb, hinterließ er ein fast fertiges Manuskript, dessen letzte Zurichtung und Drucklegung J. Hahn und Hj. Müller-Beck besorgten. Dafür darf man den beiden Kollegen aufrichtig danken. Denn nun liegt eine ausgewogene, vorzüglich ausgestattete Veröffentlichung vor, die nicht bloß wegen der darin behandelten Sachfragen interessant ist, sondern auch durch die Beiträge von R. Schütrumpf und W. von Stokar einen für die Frühzeit der Zusammenarbeit mit den naturwissenschaftlichen Hilfsdisziplinen forschungsgeschichtlich beachtenswerten Aspekt erhält. Das Fundgut umfaßt 5 Komplexe (Ranis 1–5), die quartär-chronologisch recht gut verankert werden können. Dem Früh-Würm ist Ranis 1a–1c zuzuordnen, dem Würm I/II-Interstadial (im Sinne von W. Soergel) gehören die Komplexe Ranis 2 und 3 an, Ranis 4 wird an den Beginn des folgenden Würm II gestellt, in dessen Ende das geringe Material von Ranis 5 gehört. Kulturgeschichtlich ist Ranis 1a ein Mittellithikum mit Biface-Tradition (ein Micoquien von der Art Klausennische), Ranis 1b ist für eine genauere Kulturdiagnose zu wenig umfangreich und Ranis 1c führt Abschläge von Quarzitkieseln, die gleichfalls keine spezifische Formtendenz erkennen lassen. Ein Vergleich mit Schweizer oder mit österr. Höhlenbarenstationen kann daher nur sehr allgemein sein. Ranis 2 ist durch seine hervorragend ausgeführten Blattspitzen, schmalen Abschlagen und Jerzmanowice-Spitzen ausgezeichnet, womit es sich als regionales, spätes Biface-Mousterien ausweist. Ranis 3 hingegen wird als „Wurzelkultur des Vogelherd-Aurignaciens" ohne Biface-Komponente beurteilt. Ranis 2 und 3 wird man daher wohl dem französischen Châtelperronien aquivalent gegenüber stellen dürfen. Das Material von Ranis 4 wird als „Magdalénien i. w. S." angesprochen, seine Objekte sind aber für eine nähere Kulturdiagnose kaum geeignet. Ranis 5 besitzt neben einigen unscheinbaren Steingeräten beachtenswert mehr Knochenobjekte als Ranis 4. Ob man daher von einer „magdalenoiden" Form wird sprechen dürfen, ist kaum zu entscheiden. – Über die stratigraphischen Verhältnisse geben die veröffentlichten Profile hinreichenden Aufschluß, das Fundgut wird in Zeichnungen und Photos vorgelegt. Der Verlag hat sich mit besonderer Sorgfalt dem Buche gewidmet und damit der europäischen Fachforschung einen hervorragenden Dienst erwiesen.

R. Pittioni

UNE CHAÎNE AUTOMATISÉE DE TRAITEMENT DE L'INFORMATION ARCHÉOLOGIQUE (C. A. T. I. A.), Les fouilles protohistoriques de la vallée de l'Aisne, Rapport d'Activité 1, 1973–1975. 4°, 120 Seiten mit mehreren (nicht numerierten) Tafeln und Tabellen. Université de Paris 1, Quartier d'Art et d'Archéologie 1975.

Seit Jahren beschäftigt sich die Abteilung für Kunst und Archäologie der Universität Paris 1 mit Rettungsgrabungen und der Erforschung von urzeitlichen Siedlungen im Talbereich der Aisne. Besondere Bedeutung kommt hiebei der bandkeramischen Siedlung von Cuiry-Les-Chaudardes zu, in der die Grundrisse von mehreren Rechteckbauten der bekannten Art aufgedeckt wurden. Aus ihnen stammt ein umfangreiches keramisches Fundgut, wie dies von anderen Fundstellen mit gleichartigen Aufschlüssen geläufig ist. An den Untersuchungen dürfte B. Soudsky wegen seiner Bylaner Erfahrungen führend beteiligt gewesen sein. Man schließt dies aus der Bemerkung, wonach unter seiner Leitung einer Reihe von archäologisch geschulten Fachkräften tätig war. Um den Bestand an keramischen Resten so übersichtlich als möglich zu erfassen, hat man sich entschlossen, es so aufzuschlüsseln, daß man jede Spezialangabe für eine Datenbank verwenden kann. Hiebei erhält jede, innerhalb einer spezifischen Eigenschaft (système) feststellbare Einzelheit eine eigene Zahl. So gibt es ein „système" m (wohl „matériaux") mit den Einzelangaben „naß gereinigt" „trocken gereinigt", „nicht gereinigt", „Oberfläche", „besonderes Magerungsmittel", dann ein „système cl" (couleure) oder eines über „épaisseur" (Dicke). Oder: das „système f" (forme) wird in „sous-systèmes" aufgegliedert, wie „rebord"/Rand, „a" (anse/Henkel) oder „p" (bouton, proéminence/Knöpfe, Knubben). Weitere Systeme gibt es dann für die Verzierungsarten und -techniken, wobei jede Einzelheit mit dem Buchstaben des betreffenden Systems und einer bestimmten Zahl fixiert ist. Es handelt sich also um ein wohl überlegtes Chiffriersystem, mit dem jedes gezählte Bruchstück erfaßt werden kann. In einer Datenbank gespeichert sind dann alle gleichartig ausgefertigten Fundstücke auf einmal zu erfassen, wobei eine Auswertung wohl doch nur dann erfolgreich sein wird, wenn es mit den stratigraphischen Unterlagen kombiniert wird. Denn es scheint, daß solche komplizierte und mühevolle Arbeiten – deren Berechtigung kaum be-

zweifelt werden kann – doch wohl vor allem relativchronologischen Zwecken innerhalb eines bestimmten Siedlungsareales dienstbar gemacht werden können. Darüber, ob und in welchem Umfang ein für ein bestimmtes Fundortsmaterial erarbeitetes Chiffriersystem direkt auf ein anderes oder mehrere andere übertragbar ist, dürften kaum noch Erfahrungen gesammelt worden sein. Doch wird man zu bedenken haben, daß die individuelle Gestaltung eines jeden Siedlungsaufschlusses ein solches Chiffriersystem mitbestimmen wird. Ich weiß also nicht, ob so umfangreiche und doch wahrscheinlich auch nicht billige Vorarbeiten gerechtfertigt sind, um zu historischen Aussagen zu gelangen, die man vielleicht auch auf einer weniger kostspielige Art erzielen könnte?

R. PITTIONI

NIEDERWIL, EINE SIEDLUNG DER PFYNER KULTUR. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute herausgegeben von H. T. WATERBOLK und W. VAN ZEIST. Band I: Die Grabungen, 4°, 187 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text; Band II: Beilagen (51 zu Niederwil-Grabungen, 3 zu Niederwil-Funde). Academica Helvetica (Interdisziplinäre Veröffentlichungen der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft und der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft) Band 1, Verlag Haupt, Bern-Stuttgart 1978.

Der namengebende Fundort Pfyn-Breitenloo wurde 1942 und 1944 von Karl Keller-Tarnuzzer, dem langjährigen Direktor des Thurgauer Museums in Frauenfeld und Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, untersucht. Außer kurzen Mitteilungen über diese Grabungen gelang es ihm nicht mehr, seine Ergebnisse zu veröffentlichen. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß H. T. Waterbolk und W. van Zeist ihren eigenen Untersuchungen im Egelsee-Bereich bei Niederwil eine aus den erhaltenen Grabungsakten erarbeitete zusammenfassende Darstellung der Pfyner Aufschlüsse veröffentlichen und damit einem weitum bekannten und liebenswerten Kollegen ein verdientes Erinnerungsmal setzen. Dies umso mehr, als seine Aufschlüsse nicht bloß einen brauchbaren Ausgangspunkt für die Niederwiler Arbeiten darstellen, sondern auch in wesentlich größerem Umfang geeignet sind, den kulturellen Charakter der beiden Stationen näher zu bestimmen. – Die Veröffentlichung selbst ist auf fünf Bände berechnet. Band 1 bearbeitet die Grabungen und die hier erzielten Aufschlüsse, deren Aussagewert allerdings dadurch verringert wird, daß eine vollständige Freilegung beider Siedlungsanlagen nicht möglich war. Band 2 enthält die 51 Gesamt- und Einzelpläne zur Niederwiler Untersuchung sowie 3 Aufstellungen mit genauen Fundortsangaben innerhalb des aufgedeckten Areales. Beide Geländeaufschlüsse erhalten ihre spezielle Bedeutung durch die genauen stratigraphischen Beobachtungen sowie durch die damit verbundenen Fakten zur Hausbautechnik. War K. Keller-Tarnuzzer noch der Meinung, daß Pfyn-Breitenloo als Pfahlbau interpretiert werden könne, so hat Niederwil den Beweis dafür erbracht, daß es sich hier wie dort um Packwerkbauten handelt, die auf einer als Substruktion dienenden Holzverfestigungsbasis errichtet worden waren. Gegenüber der Pfyner Grabung hatten die Ausgräber von Niederwil das Bene, über eine wesentlich größere Grabungserfahrung zu verfügen und außer noch sich der Mithilfe geologischer Fachleute erfreuen zu können. Daraus ergab sich ein wesentlich vertiefter Einblick in die Genese und die Art des Baugrundes selbst, womit von vorneherein eine bessere Ausgangsposition für die Siedlungsinterpretation bestanden hatte. Auch die unerwartete Tatsache, wonach die Hausgrundrisse ohne ersichtlichen Grund nicht in situ, sondern in stark abgerutschter Lage angetroffen wurden, konnte unter solchen Auspizien leicht geklärt werden: ein schon lange angelegter und standig benützter Entwässerungsgraben hatte dem feuchten Boden so viel an Wasser entzogen, daß dadurch die urzeitlichen Gleichgewichtsverhältnisse völlig verändert worden waren. Immerhin sind aber die vorhandenen Baureste so gut erhalten, daß die daraus ableitbare Konstruktionsweise noch zu erschließen ist. Allerdings wäre es nicht uninteressant, an Hand eines Rekonstruktionsversuches die Auffassung der Ausgraber über die gesamte Hausbautechnik kennen zu lernen. Da der Band 4 den Holzartefakten und Textilresten gewidmet ist, wird vielleicht noch in diesem Zusammenhang darüber berichtet werden – zumindest darf man einen solchen Rekonstruktionsversuch anregen, da er doch nur mit den Erfahrungen der Geländearbeiter angestellt werden kann. Mit Interesse wird man auch den Band 3 erwarten, in dem die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen vorgelegt werden sollen. Unter diesen kommt den geologischen sowie den C 14-Aufschlüssen besondere Bedeutung zu. Band 5 ist für das Fundmaterial vorgesehen. Wenn K. Keller-Tarnuzzer seinerzeit das Pfyner Fundgut dem Michelsberger Fundbestand anreihte, J. Driehaus es aber auch für die Umschreibung der „Pfyner Kultur" verwendet, darf man nun gespannt sein, wie weit durch die beiden Fundbestände die Pfyner Eigenständigkeit erwiesen wird. Was nämlich bis jetzt an Pfyner Material bekannt wurde, erscheint dem aus der Distanz urteilenden Betrachter doch etwas zu wenig für eine eigene, in sich geschlossene Kulturform zu sein. – So wird man also dem Niederwiler Unternehmen nicht bloß viel Erfolg für die weiteren Arbeiten wünschen dürfen, sondern auch der Freude daruber Ausdruck geben können, daß mit ihm ein wesentlicher Fortschritt in der Erforschung des Schweizerischen Spätkeramikums verbunden ist. Im übrigen bürgen die Namen der beiden Herausgeber für eine gediegene Arbeit.

R. PITTIONI

ALEKSANDAR STIPČEVIĆ, THE ILLYRIANS, History and Culture. 8°. 291 Seiten mit zahlreichen, nicht numerierten Tafel-Abbildungen, Noyes Press, New Jersey 1977.

Die erste Fassung (Gli Illiri) ist 1966 in Mailand erschienen. Die seither erweiterten Materialien veranlaßten den Verfasser zu einer neuerlichen Bearbeitung, deren Ergebnis in einem 1974 in Agram veröffentlichten Buch zusammengefaßt wurde. Der vorliegende Band ist nun die englische, von Stojana Čulić (verehel. Burton) besorgte Übersetzung, der eine Reihe von Bildtafeln beigegeben ist. Aus Einleitung und Text erkennt man, daß das behandelte Thema auch eine Herzensangelegenheit des Verf. ist. Vielleicht erklärt sich daraus auch eine sonst kaum verständliche Inkonsequenz: einer Ablehnung des „Pan-Illyrismus" (den es forschungsgeschichtlich in der Form, wie man dies heute zu formulieren glaubt, nicht gegeben hat) steht ein Preislied über die Illyrier gegenüber: „... one may conclude that the line continues, and lives in us, the present-day inhabitants of the same lands that were once in pre-history and history occupied by the Illyrians ...". A. Stipčević gliedert seine Übersicht über das Thema in 7 Abschnitte: einer Forschungsgeschichte (I) folgt die Geschichte der Illyrier (II). Tägliches Leben und Brauchtum (III), Kulturgebiete und Erzeugnisse (IV), ökonomische und soziale Struktur (V), Kampf und Bewaffnung (VI) sind dem profanen Bereich gewidmet, Religion und Kunst (VII) schließen die Betrachtung ab. Sie versucht den Quellenbestand von der späten Urnenfelderkultur an bis in die römische Zeit zu erfassen, ohne aber Vollständigkeit erzielen zu wollen. Immerhin gelingt dem Verf. ein guter und auch brauchbarer Überblick, der durch zahlreiche Abbildungen ergänzt wird. Vor allem darf man dies für den Abschnitt Religion feststellen mit dem Bildmaterial auf den Seiten 184, 188–192, 199–203, von

denen jene auf Seite 188 zwei Ton-Rhyta mit Tiergriff zeigen. Ihre grundsätzliche Ähnlichkeit mit dem bekannten Hallstätter Bronzebecken (Rind und Kalb) läßt an eine gleichartige Verwendung denken. Im übrigen deutet die Form der beiden jugoslawischen Stücke auf eine tönerne Nachbildung eines aus Holz angefertigten Originals hin. Daß solche im bäuerlichen Fruchtbarkeitsrituale verwendet wurden, wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen. Wie weit sie allerdings als Ersatz für die bronzenen Schöpflöffel (im Verband mit den Situlen) gedient haben, wird kaum zu erweisen sein. Als Unikaten kommt ihnen aber eine besondere Bedeutung zu.

R. Pittioni

DOROTHY LEEKLEY – ROBERT NOYES, ARCHAEOLOGICAL EXCAVATIONS IN SOUTHERN GREECE, 8°, 150 Seiten, Noyes Press, New Jersey 1976.

Der 1. Band dieser dreiteiligen Serie – Archaeological Excavations on the Greek Islands – wurde bereits in ArchA 59/60, 1976, 465 angezeigt. Mit einiger Verspätung geschieht dies nun für den 2. Band aus der Feder derselben Verfasser, die mit einem Bienenfleiß die Literatur über eine beeindruckend große Anzahl von Fundstellen zusammengetragen haben. Damit ist ein brauchbares – und auch verläßliches – Nachschlagewerk entstanden, das den vielfachen Interessen an der archäologischen Erforschung Griechenlands entgegenkommt. Für die Urgeschichtsforschung wichtig sind aus Attica die Angaben über Athen, Laurion-Thorikos und Marathon, aus der Landschaft Achaia besonders durch die neuen Grabungsergebnisse Aigeira, aus der Argolis dann Argos, Asine, Dendra, Lerna, Mykene, Porthokeli mit der Franchthi-Höhle und Tiryns, weiters Alt-Korinth, von Elis sind Kakovatos und Olympia zu nennen, Lakonien ist mit Ayios Stephanos und Vaphio zu berücksichtigen, während für Messenien wichtige Hinweise auf Koukounara und Pylos vermerkt sind. Die zu jedem Fundort genannte Literatur bietet ausreichende Möglichkeiten für eine selbständige Weiterarbeit jedes Einzelinteressenten. Zu Aigeira darf ergänzend auf S. Deger-Jalkotzy, Fremde Zuwanderer im spätmykenischen Griechenland, zu einer Gruppe handgemachter Keramik aus den Myk. III C-Siedlungsschichten von Aigeira, Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitzber. 326, 1977, aufmerksam gemacht werden, die aus dem Material der letzten Grabungen das nichtmykenische keramische Fundgut herausgreift und dieses mit dem balkanischen Hinterland zu verbinden versucht.

R. Pittioni

CLAUDIO B. CURRI, VETULONIA I. Forma Italiae, Regio VII-volumen V. Unione Accademica Nazionale, Istituto di Tipografia Antica dell'Università di Roma, 4°, 206 Seiten mit 282 Abbildungen im Text und 1 Fundortskarte 1 : 25.000, Leo S. Olschki Editore, Firenze 1978.

Nachdem bereits D. Levi in den Studi Etruschi (5, 1931, 13 ff.) die Stadt Vetulonia mit den zugehörigen Nekropolen aufgenommen hat, konnte sich der Verfasser sowohl auf das Gebiet nördlich der Stadt wie auch auf jenes ihrer Umgebung selbst beschränken. Vetulonia I bringt also den nördlich gelegenen Teil. Für das Verständnis der Bedeutung von Vetulonia ist es notwendig, die alten topographischen und geographischen Gegebenheiten zu berücksichtigen und hiebei besonders auf den alten lacus Prile Rücksicht zu nehmen. Dieser ist vom tyrrhenischen Meer aus direkt befahrbar, aber doch so weit abgelegen, daß er einen zu Vetulonia gehörigen ruhigen Hafen bieten konnte. Cl. Curri hat in langjähriger Arbeit diesen Nordraum eingehend erforscht, wobei ihm neben vielen anderen Einzelheiten auch eine neue, interessante Feststellung gelungen ist: der Nachweis zahlreicher steinerner cippi, also von verschieden ausgefertigten Steinstelen, die als die letzten – weil seinerzeit uninteressanten – Reste alter Grabanlagen übrig geblieben sind. Da nicht anzunehmen ist, daß diese cippi von anders woher gebracht wurden, sind sie eine wertvolle Quelle für den Nachweis einer einmal vorhandenen Gräberdichte, von der man sonst kaum eine Vorstellung hätte. Aber gerade die Tatsache, daß diese cippi in der Umgebung der Stadt anzutreffen sind, ist als ein wertvoller Hinweis auf die Zahl der ländlich-bäuerlichen Bevölkerung hoch einzuschätzen. – Band I ist mit zahlreichen Fundortfotos, Landschaftsbildern und auch Luftaufnahmen ausgestattet, zu denen noch eine große Anzahl an Zeichnungen der Fundbestände kommt. G. Maetzke hat Recht, wenn er sagt, daß die Arbeit „un notevole contributo alla conoscenza del tessuto archeologico di una zona di cosè grande interesse" ist. Vetulonia II wird man deshalb auch mit besonderem Interesse erwarten dürfen.

R. Pittioni

FABIO PICCARRETA, ASTURA. Forma Italiae, Regio I-volumen XIII. 4°, 93 Seiten mit 171 Abbildungen im Text und 1 Karte. Unione Accademica Nazionale, Istituto di Topografia Antica dell'Università di Roma, Leo S. Olschki Editore, Roma 1977.

FORMA ITALIAE ist ein Grundlagenwerk zur urzeitlichen und antiken Kulturgeographie. Der vorliegende Band ist dem Gebiet zwischen dem Fluß Foglino im Westen und dem Moscharello im Osten mit dem Astura-Fluß im Zentrum gewidmet. Dieser entwässert die Pontinischen Sümpfe zum Tyrrhenischen Meer. In seinem Mündungsbereich liegt etwas westlich abgesetzt auf einem vorspringenden Kap der antike Torre Astura, der mit einer langen Brücke mit dem Festland verbunden ist. Heute steht der mittelalterliche Überbau, die Brücke selbst ist immer noch benützbar. Es handelt sich bei beiden um eindrucksvolle Bauwerke, von denen man versteht, daß sie in der antiken Literatur mehrfach erwähnt werden. Das genannte Gebiet wurde auch planmäßig nach Spuren urzeitlicher Besiedlung untersucht, wobei insgesamt 196 Fundpunkte festgestellt werden konnten. Unter dem aufgelesenen Material befindet sich auch solches aus der „frühen Eisenzeit", soweit eine solche Bestimmung des geringen Scherbenmateriales möglich ist. Alle Fundpunkte sind auf einer Karte 1 : 25.000 eingetragen. Das im Hinterland der Küste gelegene Gebiet gehört zum Randbereich des Agro Pontino, der durch das hier aufgelesene und ergrabene Material des „Pontiniano" (oder des „Küsten-Moustérien") international bekannt geworden ist. – Die Veröffentlichung ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, mit welchen Erfolgen eine systematische Landesaufnahme rechnen kann.

R. Pittioni

ALDO NEPPI MODONA, CORTONA ETRUSCA E ROMANA NELLA STORIA E NELL'ARTE, Nuova edizione completamente riveduta. Accademia Toscana di Scienze e Lettere „La Colombaria", Studi XLV, Lex. 8°, 208 Seiten mit 11 Abbildungen im Text und XXVIII Tafeln. Leo S. Olschki Editore, Firenze 1977.

Cortina im Gebiet von Arezzo ist wahrscheinlich das Zentrum des nördlichen Etrurien gewesen. Wohl im frühen 7. Jhdt. gegründet, ist heute noch ein beachtlicher Teil der gestreckt rechteckigen Umfassungsmauer erhalten geblieben, die Siedlungsanlagen selbst dürften durch die mittelalterliche Stadt weitgehend entfernt worden sein. Aber die Bedeutung der etruskischen Anlage kann man mittelbar an den Funden erkennen, die in den fünf am Fuße des Siedlungshügels liegenden Kammergräbern gehoben wurden. Besonders beachtenswert sind jene aus dem Camuccia-Grab mit reichem Bucchero-Inventar und schöner schwarzfiguriger Keramik, während ein bronzenes Fußgefaß noch die ältere Art des späten 8. Jhdts. und den frühen 7. Jhdts. v. erkennen läßt. Der durch seine zahlreichen Beiträge zur Etruskologie weithin bekannte Verfasser widmet allen solchen Einzelheiten eingehende Aufmerksamkeit, nachdem er in einem Einleitungskapitel die geschichtlichen Nachrichten über Cortona zusammengetragen hat. Aus allen Einzelheiten erkennt man die innige Vertrautheit des Verfassers mit dem Quellengut, unter dem sich eine ganze Reihe hochwertiger Objekte befindet. Besonders beachtenswert sind die Bronzefiguren des Verwahrfundes von Brolio aus der Mitte des 6. Jhdts. v., während der Knabe mit der Ente zu den Köstlichkeiten spätetruskischer Metallplastik (3.–2. Jdt. v.) gehört. Daneben gibt es aber noch viele andere große und kleine Dinge, die unserer Aufmerksamkeit würdig sind, und denen sich der Verfasser mit der ihm eigenen Einfühlung und Liebenswürdigkeit widmet. Ein wahrlich lesenswertes Buch für jeden, dem Etruskisches mehr ist als nur Gegenstand geheimnisvoller Schwärmerei.

R. PITTIONI

CLASSICA ET PROVINCIALIA. FESTSCHRIFT ERNA DIEZ, herausgegeben von GERDA SCHWARZ und ERWIN POCHMARSKI, 8°, 220 Seiten und 69 Tafeln sowie ein Porträt der Jubilarin auf dem Vorsatzblatt, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1978.

Es ist ein schöner Brauch, akademischen Lehrern zur Vollendung eines hohen Lebensjahrzehnts oder beim Ausscheiden aus dem aktiven Dienst eine Festschrift zu widmen. Die Kollegen beteiligen sich daran in freundschaftlicher Verbundenheit und zum Zeichen, daß sie die wissenschaftlichen Arbeiten des (oder der) Betreffenden schätzen; für die Schüler ist es eine Gelegenheit, zu zeigen, daß sie etwas gelernt haben und die akademische Tätigkeit des (oder der) Geehrten, wie hier der Ordinaria für Klassische Archäologie an der Universität Graz, auch diesbezüglich nicht ohne Erfolg geblieben ist.

Nach einem Geleitwort von Franz STOESSL und einem Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten sowie der von Erna Diez betreuten Dissertationen behandelt Wilhelm ALZINGER einen Aspekt bei der Entstehung der ionischen Säule und meint, daß die charakteristische Volutenspirale aus dem Gebiet der Kykladen und Kreta durch wandernde Künstler im ostgriechischen Bereich verbreitet wurde. In seiner kaustischen Art, die sich freilich nur mehr demjenigen verrät, der mit dem Autor besser bekannt ist, löst Friedrich BREIN das umstrittene Problem der Datierung der Laokoongruppe mit dem Hinweis, daß *consili sententia* bei Plinius NH 36, 37 nur als Gutachten des consilium principis verstanden werden kann, dem unter Vespasian und Titus Plinius selbst angehört hat, gewiß auch als Fachmann in Fragen des künstlerischen Geschmacks, was seine Begeisterung für dieses Werk hinreichend erklärt. Sodann untersucht er, ob und welche Art von Riesenschlangen etwa 75 n. Chr. in Rom überhaupt bekannt gewesen sein können. Robert FLEISCHER publiziert eine Reihe von reliefgeschmückten Ostotheken, Aschentruhen aus Pisidien. Hanns GABELMANN untersucht den Darstellungstypus auf spätantiken Diptychen, der Konsul oder hohe Beamte als Spielgeber, der in früheren Zeiten nur vereinzelt und für den Kaiser überhaupt nicht bezeugt ist. Bezüglich des letzteren könnte hinzugefügt werden, daß diese Spiele auch in der Spätantike einen hohen propagandistischen Wert besaßen und nahezu die einzige Gelegenheit waren, bei der das gewöhnliche Volk den Kaiser überhaupt zu Gesicht bekam. Kurt GSCHWANTLER stellt ein unveröffentlichtes Fragment eines Persephone-Sarkophages aus dem Kunsthistorischen Museum in Wien vor, Ortolf HARL den wohlbekannten Grabstein des T. Flavius Draccus CIL III 15197, wobei er den erhaltenen Resten polychromer Malerei besondere Aufmerksamkeit schenkt (Taf. 27). Bei der Behandlung eines Knabenporträts auf einem neugefundenen Grabrelief aus Flavia Solva, das mit zwei schon länger bekannten Stücken verglichen werden kann, läßt uns Erich HUDECZEK einen schönen Blick in die Arbeitsweise einer lokalen Steinmetzwerkstatt tun. Daß er der überzeugenden Erklärung des „Schwurgestus" mit Schriftrolle durch F. Brein, RÖ 1, 1973, 1 ff. als Hinweis des Grabinhabers auf eine allfällige literarische Bildung nicht folgen will, ist bedauerlich (S. 84, Anm. 9 und 86, Anm. 19; vgl. aber im Beitrag von B. Neutsch und E. Walde S. 148 mit Anm. 53!). Beziehungsvoll mit einem Hinweis auf Tibull II 2, 5 widmet Hans JUCKER der Jubilarin seine Arbeit über eine Geniusstatuette, eine Applik vielleicht aus dem zweiten Viertel des 1. Jh. n. Chr. Hedwig KENNER geht den bis in tiefe Schichten der Volksfrömmigkeit hinabreichenden Spuren der Nymphenverehrung im österreichischen Raum nach, mit Ausblicken in die übrige antike Welt; CIL III 14359[27] = ILS 9268 = CSIR Österreich I/1 Nr. 18 ist vielleicht eher ins Jahr 279 n. Chr. zu setzen und CIL III 11802 aus Göttweig ist 1948 wieder aufgefunden worden. Es handelt sich jedoch nicht um eine Weihinschrift für Nymphen, vgl. H. Bannert, RÖ 3, 1975, 5 ff. Nr. 2. Eine besondere Gruppe hellenistischer Keramik aus Ephesos, die mit der sogenannten Westabhang-Ware aus Athen in Zusammenhang steht, stellt Veronika MITSOPOULOU-LEON vor: eine zeichnerische Ergänzung der Gefäßformen auf einer Tafel wäre für den keramologischen Laien doch recht willkommen gewesen. Walter MODRIJAN setzt die Serie seiner verdientvollen archäologischen Bezirksübersichten der Steiermark mit dem Gebiet von Gröbming fort. Die Felszeichnungen der sogenannten Notgasse, die Inschrift CIL III 5525a = RISt 238, römische Reliefs und eine vorläufige Übersicht über die Grabungen auf dem „Schloßbühel" seien daraus hervorgehoben. Eine sehr schöne neue Deutung des Achilleus-Reliefs von Maria Saal in Kärnten steuern Bernhard NEUTSCH und Elisabeth WALDE bei. Die Szene spielt nicht vor der Stadtmauer von Troia, sondern Hektor wird eben um das Grabmal des Patroklos geschleift (Ilias 24, 15 ff.), der selbst als der Krieger rechts am Rand der Darstellung gegenwärtig ist. Die geflügelte Figur oberhalb des Zweigespanns ist Eros, der Achill zur Rache für den toten Freund getrieben hat und ihm jetzt Siegespalme und Kranz voranträgt; er muß aber nicht zur „Verkörperung der brüderlichen Freundschaftsliebe" verharmlost werden (S. 147, vgl. 148 f.). Einen aus dem Kunsthandel erworbenen Kleinkameo mit einem Adler auf der einen und einer griechischen Inschrift auf der anderen Seite behandelt Rudolf NOLL.

Zu dieser Inschrift – die Abbildung Taf. 53.2 steht auf dem Kopf – mögen einige Bemerkungen angefügt werden. Der Text Οὐ φιλῶ (σε) / μὴ πλανῶ (so zu akzentuieren!) / νοῶ δὲ / καὶ γελῶ ist vordergründig nicht gerade ein Billet doux, sondern das genaue Gegenteil: „Ich liebe Dich nicht, gib' dich keiner Illusion hin; ich gebrauche lieber meinen Verstand und lache". Damit

hätte dieser Kameo den Charakter einer allerdings sehr eleganten, wenn auch im Inhalt deutlichen Absage oder eines aufwendigen Abschiedsgeschenks. Es läßt sich aber auch eine andere Interpretation finden, in der Art eines inneren Dialogs, bei dem der Sprecher oder die Sprecherin eine Zurückweisung hoffnungsvoll umdeutet: „Ich liebe dich nicht". – „Täusche dich nicht; ich erkenne doch (wie es wirklich um dich steht) und bin fröhlich". Dann freilich wäre es ein sinniges Geschenk, das der Geliebten zeigen soll, daß man trotz der erhaltenen Abweisung hinter ihrer Sprödigkeit die wahre Gesinnung zu erkennen glaubt. Vielleicht ist Babelon (zitiert S. 152 f. Anm. 6) mit seiner Interpretation eines Exemplars in Paris doch annähernd auf dem richtigen Weg gewesen. Die relative Häufigkeit setzt voraus, daß der Text einigermaßen bekannt gewesen sein muß. Professor Walther Kraus weist mich aber auch auf Platon, Phaidros hin, in dem gleich in der Einleitung (227 c) die zunächst paradox anmutende Behauptung aufgestellt wird, man müsse dem Nichtverliebten eher zu Willen sein als dem Verliebten. Danach wäre dieser Kameo eine Aufforderung zum Liebesgetändel genau im Sinn dieses Platonischen Dialogs.

Erwin Pochmarski publiziert einen Jünglingstorso aus Grazer Privatbesitz, den er zusammen mit dem Typus New York in polykletische Tradition stellt. Seltene mythologische Darstellungen findet Konrad Schauenburg auf einer schwarzfigurigen Halsamphora in Privatbesitz: Diadalos und Ikaros auf ihrem Flug und Helle auf dem Widder reitend; der Panther rechts darf gemäß den Bemerkungen des Autors S. 175 vielleicht als Repräsentant dionysischer Vorstellungen gedeutet werden. Im mythologischen Bereich bewegt sich auch Karl Schefold. Nach Interpretation mehrerer Darstellungen erkennt er in dem kauernden Knaben im Ostgiebel des Zeustempels von Olympia Chrysippos, den Sohn des Pelops. Gerda Schwarz publiziert ein Priesterinnenporträt aus Ephesos, die ein Bustendiadem trägt und wohl ins erste Jahrzehnt des 3. Jh. zu setzen ist. Mit einer etwas komplizierten Untersuchung nimmt Franz Ferdinand Schwarz einen Gegenstand seiner Dissertation wieder auf: Bryaxis ist der Schöpfer einer Hadesstatue in Sinope, die dann nach Alexandria gelangt ist und als Sarapis weltberühmt wurde. Noch in der Spätantike hat aber Claudian dieses Bild vor Augen, wenn er in seinem Gedicht De raptu Proserpinae I 79 ff. den Fürsten der Unterwelt beschreibt. Hermann Vetters erkennt in einzelnen, mit Apsiden ausgestatteten Räumen der Hanghäuser von Ephesos die *basilicae*, die Vitruv VI 5, 2 auch für repräsentative Privatwohnungen fordert.

Der alphabetischen Reihung nach kame jetzt der Beitrag von Ekkehard Weber. Daß ich seinerzeit nicht zur Mitarbeit an dieser Festschrift eingeladen worden bin, hat mich – und nicht nur mich – doch ein wenig verwundert. Gerade das aber hat mir jetzt die Möglichkeit zu dieser Rezension gegeben, die als ein bescheidenes Zweiglein dem Blumenstrauß der Festschrift angefügt werden möge.

E. Weber

POTTERY AND EARLY COMMERCE. Characterization and trade in Roman and later ceramics, edited by D. P. S. PEACOCK, 8°, 340 Seiten und Textabbildungen, Academic Press, London, New York, San Francisco 1977.

Die vorliegende Artikelsammlung hat sich römerzeitliche und mittelalterliche Keramik zum Thema genommen und beschäftigt sich mit den Möglichkeiten, die sie bei der Rekonstruktion der frühen Produktions- und Handelsformen bietet. Zwei theoretische Arbeiten (A. C. Renfrew, Production and Exchange in Early State Societies, the Evidence of Pottery; 1 ff. und D. P. S. Peacock, Ceramics in Roman and Medieval Archaeology, 21 ff.) diskutieren generell die Aussagekraft von Keramikfunden im Rahmen der archäologischen Forschung, wobei Peacock besonderen Wert auf die chemische und physikalische Beurteilung der Tonart legt. Der Versuch, darauf gleichsam einen Bestimmungsschlüssel aufzubauen, ist als solcher bemerkenswert, doch leider nur von lokaler Relevanz, da aus logischen Gründen die Tonbestandteile regional eher differieren als die reine Form der keramischen Objekte. Besonders eingehend und auch überzeugend wird eine Methode der Charakterisierung von Keramik durch Schwermineralanalyse am Beispiel der römerzeitlichen „Kochtopf-Ware" (S. 163) des 2.–4. Jahrhunderts von D. F. Williams ausgeführt (The Romano-British Black-Burnished Industry: An Essay on Characterization by Heavy Mineral Analysis, 163 ff.) Seine Arbeit, die sich auch auf umfangreiche Kartierungen stützt, gibt einen guten Einblick in die Produktion und den Handel im römischen England. M. Fulford beschäftigt sich mit dem römerzeitlichen Keramikimport vom Kontinent (Pottery and Britain's Foreign Trade in the Later Roman Period, S. 35 ff.), eine Arbeit, die wie die oben genannte zu den bestfundierten des vorliegenden Sammelbandes gehört. Ein ähnliches Thema hat sich auch R. A. Hodges gestellt (Some Early Medieval French Wares in the British Isles: An Archaeological Assessment of the Early French Wine Trade with Britain, S. 239 ff.). Er behandelt – leider nur sehr kursorisch – verschiedene nachrömische Keramikarten des 5.–12. Jahrhunderts. Die übrigen Arbeiten beschränken sich auf die Behandlung spezieller Keramiktypen. Römerzeitliches Material stellt N. Loughlin vor (Dales Ware: A Contribution to the Study of Roman Coarse Pottery, S. 85 ff.), der sich zur Charakterisierung und Klassifizierung ebenfalls verschiedener chemophysikalischer Methoden bedient. D. P. S. Peacock steuerte auch eine kleine typologische Arbeit über römerzeitliche Gebrauchskeramik bei (Pompeian Red Ware, S. 147 ff.), die aber mangels ausreichender Abbildungen kaum nachprüfbar ist. Mit mittelalterlichem Material beschäftigen sich D. A. Hinton („Rudely Made Earthen Vessels" of the Twelfth to Fifteenth Centuries A. D., S. 221 ff.) und A. Vince (The Medieval and Post Medieval Ceramic Industry of the Malvern Region: The Study of a Ware and its Distribution, S. 257 ff.). Die beiden letzten Arbeiten handeln nicht von Gefäßen (D. A. Hinton, Fashions in Floor-Tiles, S. 313 ff.) und C. T. Arnold, The Clay Tobacco-Pipe Industry: An Economic Study, S. 307 ff.), wobei die letztgenannte Arbeit methodisch interessant ist, obwohl sie sich mit Materialien vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts beschäftigt. Das vorliegende Sammelwerk gibt einerseits einen recht guten Überblick über den Stand, aber auch über die Möglichkeiten der archäologischen Auswertung von keramischem Material in Großbritannien, vermag aber auch eine Unzahl von methodischen Anregungen zu vermitteln, die der österreichischen Ur- und Frühgeschichtsforschung zugute kommen können.

F. Daim

COLETTE BÉMONT, MOULES DE GOBELETS ORNÉS DE LA GAULE CENTRALE AU MUSÉE DES ANTIQUITÉS NATIONALES, 33e Supplement à Gallia, 4°, 253 Seiten und 40 Tafeln, Centre National de la Recherches Scientifique, Paris 1977.

Außer der prähistorischen Sammlung gibt es im Antikenmuseum von Saint-Germain-en-Laye, einem Vorort von Paris, sehr viel gallo-römisches Material. C. Bémont legt davon die Formschüsseln ei- und zylinderförmiger Becher vor, die in der Zeit von Trajan bis Marc Aurel hergestellt wurden. Sie teilt ihr Buch ein in eine Einführung (S. 11 bis 35), in der sie allgemeine und spezielle Probleme der Zuweisung darlegt, und in einen Katalogteil (S. 43 bis 231), in dem sie Gruppen von Form-

schüsseln (GM 1–84) sehr genau analysiert und zuzuweisen versucht. Bei jeder Gruppe sind alle verwendeten Punzen 1 : 1 abgebildet. Außerdem enthält der Anhang ein Verzeichnis der Inschriften, eine Synopse der Punzenverzeichnisse bei Oswald, Déchelette u. a., schließlich eine Konkordanz, aus der entnommen werden kann, wo die einzelnen Formschüsseln beschrieben und abgebildet sind.

Bei den rund 290 Scherben ist von besonderem Interesse die Verschiedenheit der Signaturen, die Neuheit einiger unter ihnen, die Variationen im Dekor und die Form der Formschüsseln selbst. Die Töpferstempel, die vorkommen, sind vor allem LIBERTUS, BUTRIO, PATERNUS I und PATERNUS II. Der größte Teil des Materials hat keine Stempel. Hierbei teilt Bémont in Gruppen ein: Scherben, die den oben genannten zugewiesen werden, Scherben aus Martres-de-Veyre des DRUSUS I / X-3 und SACER, Scherben, deren Gruppen nach dem Dekor benannt werden, und unbestimmbare Scherben.

Bémont setzt Gefäße mit ihren Formschüsseln in Verbindung. Normalerweise bezieht man die Signaturennamen auf den Stil der Dekoration. Stempel machen dabei keine Probleme, aber die Graffiti geben kein einheitliches Ergebnis. Es gibt: 1. Stempel im Dekor, 2. Stempel unterhalb des Dekors, 3. Graffiti vor dem Brand im Dekor, 4. Graffiti vor dem Brand unter dem Boden, 5. Graffiti vor dem Brand auf dem Boden, 6. Graffiti nach dem Brand unter dem Boden, 7. Graffiti nach dem Brand auf dem Boden. Welche Aufgabe hatten jene Töpfer, deren Namen zwar auf der Formschüssel, dann aber nicht mehr auf dem Gefäß erschienen? Das ist der Fall bei Marken außen auf der Formschüssel, aber auch bei denen auf dem Boden der Formschüssel, da zur Fertigstellung des Gefäßes der Standring angedreht wurde und die Marke verdeckte. Man könnte denken, ein Graffito vor dem Brand bezeichne den Hersteller, eines nach dem Brand den Benützer, aber auch das ist nicht beweisbar. Es läßt sich bei einigen Graffiti eine Beziehung zum Stempel herstellen, jedoch passen Dekor und Inschrift nicht zusammen. So gibt es z. B. T A vor dem Brand auf der Innen- und Außenseite der Formschüssel, aber mit dem Dekor, der mit dem des Laxtucissa vergleichbar ist. Kommt darin eine Aufteilung der Arbeit zum Ausdruck? Wären dann zwei gleiche Namen auf verschiedenen Stellen Ämterhaufung, oder handelt es sich um Homonymie?

Eine Analyse mit Hilfe der Inschriften war nur bei 30 Stücken möglich. Mit Hilfe der Verzierungen versucht Bémont, unsignierte und nachträglich signierte Scherben Werkstätten anonymer oder schon bekannter Fabrikanten zuzuweisen. Sie schlägt dabei Werkstätten vor, die bis jetzt nur mit klassischer Produktion bekannt wurden, und schließt unsicheres Material aus. Durch die Abbildung aller Punzen – mögen die Unterschiede noch so klein sein – versucht sie Verwechslungen zu vermeiden. Verhältnismäßig viele Stücke werden Libertus und Butrio zugerechnet. Das mag ein Zufall sein, da Plicque, der Stifter der Sammlung, die meisten Scherben aus einer Abfallgrube hatte.

Von Interesse ist die Beziehung zu den klassischen Produktionsstätten. Gab es Zusammenarbeit, Konkurrenz oder Verbindungen? Zahlreiche Elemente fehlen im klassischen Repertoire, die bei diesen Becherornamenten gerade am häufigsten vorkommen. Andererseits sind Zuschreibungen bei den klassischen Mustern durch viele Punzen der Becher möglich geworden. Das Inventar kommt aus verschiedenen Produktionsstätten Mittelgalliens, aber die Punzen sind nur teilweise bekannt.

Der Dekor ist auf *eine* Zone beschränkt und hat keine Eierstäbe. Vom 2. Drittel des zweiten Jahrhunderts an wird der Stil aufgelockerter. Bémont teilt ein in zylinder- und eiförmige Becher. Einige Töpfer bevorzugten die eine oder andere Art. Die Unterscheidung der oben genannten Formen gelingt der Verfasserin zumeist durch die Maßvergleiche an Rand und Bauch. Bis jetzt ist die Anzahl der verschiedenen Formen nicht bekannt. Bémont gibt keine neuen Benennungen für Zwischenformen, die bei Déchelette noch nicht auftauchen.

Das Buch schließt mit Tafeln, die auf der rechten Seite scharfe Fotos, links die entsprechenden Schnitte aller Stücke wiedergeben.

Mühsam quält sich der ausländische Leser durch verschachtelte Sätze und die umständliche Art der Darlegung von Fakten. Das macht das Studium dieses so wertvollen Buches verdrießlich. Ein zusammengefaßtes Abkürzungsverzeichnis hätte ein lästiges Suchen und Zurückblättern ersparen können.

V. Weitzel

Ch. FARKA, DIE RÖMISCHEN LAMPEN VOM MAGDALENSBERG, Kärntner Museumsschriften 61 = Archäologische Forschungen zu den Grabungen auf dem Magdalensberg 4, 4°, 336 Seiten und 82 Tafeln, Landesmuseum von Kärnten, Klagenfurt 1977.

Rund 100 Jahre, nachdem die erste römische Lampe auf dem Magdalensberg gefunden worden war, und knapp eine Generation nach Beginn der jährlichen Grabungskampagnen auf dem „Berg" erscheint nun eine Arbeit über die Lampen dieses für Österreichs Frühgeschichte so einzigartigen Grabungsplatzes. Das Buch stellt die Dissertation der Verf. in der Form dar, wie sie 1968 vorgelegen ist. „In Anbetracht des bei den alljährlichen Grabungen auf dem MB laufend neu anfallenden Materials", schreibt Verf. einleitend, „wurde auf eine Einarbeitung weiterer Funde nach 1966 verzichtet ...".

Da das nach 1966 angefallene Material so reich ist, daß dafür im Vorwort noch ein Bearbeiter gesucht wird, kann die Arbeit nur als vorläufige Teilpublikation der Magdalensberglampen betrachtet werden. Auch für den Tafelteil konnte nur das vorhandene, unvollständige und in der Qualität nicht befriedigende Photomaterial verwendet werden, das überdies nicht im einheitlichen Maßstab gehalten ist. Dieser Mangel wird durch die ausgezeichneten Zeichnungen der Verf. wettgemacht. Bei der zeichnerischen Ergänzung von unvollständig erhaltenen Stücken hat F. manchmal etwas übertrieben, wenn sie z. B. ganze Tafeln mit der Rekonstruktion von winzigen Fragmenten füllt (Taf. 22, tlw. auch Taf. 9). Einige Zeichnungen von unbedeutenden Bruchstücken hätten auch weggelassen werden können. Von einigen Henkelaufsätzen hat F. mehrere Zeichnungen gebracht, ohne die Zusammengehörigkeit einzelner Zeichnungen zu kennzeichnen (Taf. 16; das unnumerierte Stück gehört wohl zu Nr. 602).

F. konnte insgesamt 4 Metall- und 1465 Tonlampen bis 1966 zusammentragen, von denen nur ein Bruchteil in Zeichnungen und/oder Photos vorgestellt wird. Bei den vielen unbedeutenden Lampenfragmenten, die vielfach nur nach dem Schulterprofil eingeordnet werden können, hätte es m. E. vollkommen genügt, sie summarisch unter dem jeweiligen Typus anzuführen. Ihre genaue Beschreibung bringt keine neuen Erkenntnisse und belastet den Katalog, bei dem eine Straffung angebracht gewesen wäre.

Die größte Gruppe unter den 1465 tönernen Lampen stellen mit 1299 Exemplaren die Bildlampen dar, die von augustischer Zeit an in großer Zahl auftreten. Wenn man die neun Firmalampen, über die noch zu sprechen sein wird, 13 Sonderformen und eine offene Lampe abzieht, bleiben insgesamt 143 Lampen, die der voraugustischen Zeit angehören. Da sie wegen ihrer frühen Entstehungszeit besonders interessant erscheinen, soll hier näher auf sie eingegangen werden. F. teilt sie nach ty-

pologischen Kriterien in zwei Gruppen: Lampen griechisch-hellenistischer Formgebung und republikanische Lampen. Der Name der ersten Gruppe ist von F. mit Bedacht vorsichtig formuliert, da sie diese 39 Lampen nicht für Originalstücke aus dem hellenistischen Osten hält, sondern für Imitationen von solchen, die in Italien hergestellt worden sind. Nach der Machart teilt F. diese Gruppe nochmals und zwar stellt sie 38 aus Modeln gearbeiteten Lampen eine auf der Scheibe gedrehte gegenüber. Letztere, die leider nur durch eine Profilzeichnung und ein Photo von der Seite dokumentiert ist – es fehlt eine Draufsicht –, ist ein problematisches Stück; denn sie ist in einer Technik hergestellt, die in Griechenland vom 3. Jh. v. Chr. an aufgegeben und durch das Herstellungsverfahren mit Hilfe einer Matrize, das Massenproduktion ermöglicht, ersetzt wird. Exakte Parallelen sind in den bekannten griechischen Fundorten nicht zu finden, in der Form ähnliche Stücke werden in Korinth und Athen ins 3. Jh. v. Chr. gesetzt. F. hält den Magdalensbergfund daher für „die italische Ausprägung eines griechischen Typus". Die restlichen 38 aus der Form gepreßten frühen Lampen teilt F. in drei Kategorien: 1. mit gerieften Schulter (1 Stück). 2. mit ornamentalem und vegetabilen Dekor auf der Schulter (28 Stück). Davon a) mit Buckeldekor (10), b) mit pflanzlichem Dekor (18). 3. unbestimmbare Fragmente (8 Stück).

Eine einzige dieser Lampen ist ganz erhalten, von sechs Exemplaren kann man das ursprüngliche Aussehen rekonstruieren. F. hat daher nur 17 von ihnen abgebildet, obwohl es bei diesen Stücken ihrer problematischen Chronologie wegen angebracht gewesen wäre, auch vorläufig unwesentlich scheinendes zu dokumentieren. F. muß schließlich resignierend feststellen, daß gerade bei dieser Lampengruppe nur ein Vergleich mit dem immer noch unveröffentlichten Fundmaterial aus Italien helfen konnte. Eine entfernte Verwandtschaft stellt sie zu den Ephesuslampen fest, doch sei das griechische Vorbild durch die Reproduktion auf italischem Boden verändert. Eine Datierung der hellenistisch beeinflußten Lampen durch Vergleichsmaterial versagt also. Wie stehen nun die Möglichkeiten einer stratigraphischen Datierung auf dem Magdalensberg? Hier wird man leider arg im Stich gelassen. Zunächst möchte man wissen, wo und in welchem Schichtzusammenhang die einzelnen Lampen gefunden wurden. Dabei ist der beigegebene Miniaturplan des Grabungsgeländes keine Hilfe, da auf diesem nicht alle Stellen, an denen nach F. Lampen gefunden wurden, eingetragen (nicht gefunden habe ich N/1957 (Kat. Nr. 5), OG/1958 (Kat. Nr. 24), OR Hang/1966 (Kat. Nr. 23, 32) und vor allem den fundreichen Graben I/62 (Kat. Nr. 4, 6, 7, 9–11, 14, 16, 17, 18, 22, 35, 38)). Auf S. 148ff. bringt F. zwar ein Verzeichnis der Lampen nach ihren Fundorten, in dem die Lampen aber nicht nach Typen geschieden sind. Vor allem vermißt man eine Diskussion der Fundorte an Hand des gesamten Fundmaterials. Ein Hinweis auf die einzelnen Magdalensbergberichte, in denen etliche Fundstellen analysiert werden (z. B. zu Graben I/62 H. Vetters, Carinthia 156, 1966, 401; zu Q/1 A. Scherbantin, Carinthia 49, 1959, 63ff.) hatte dem Benützer des Katalogteiles die Arbeit erleichtert. Es empfiehlt sich daher, in der ausgezeichneten Arbeit von E. Schindler-Kaudelka über die dünnwandige Gebrauchskeramik des Magdalensberges (Arch. Forsch. zu den Grabungen auf dem Magdalensberg Bd. 3, 1975) zu den einzelnen datierten Fundorten des Berges nachzuschlagen (S. 19–28). Es fällt dann eine Häufung von frühen Lampen im Bereich südwestlich des Repräsentationshauses auf, wo nicht weniger als 23 Stück gefunden wurden und zwar in Fundkomplexen, die wie Graben I/62 die früheste Keramik des Magdalensberges erbracht haben. Die spätesten Stücke stammen aus der Zeit um 25 v. Chr., nach oben ist die Datierung offen; die Keramik scheint kaum über die Mitte des 1. Jhs. v. Chr. zurückzugehen. Die Frage ist, ob dies auch auf die Lampen zutrifft. F. bemüht sich, die frühen Lampen, zu denen verwandte Stücke schon im 3. Jh. v. Chr. aus Griechenland bekannt sind, als italische Nachbildungen in die spätrepublikanische Phase herunterzudatieren, weil der Magdalensberg erst um die Mitte des 1. Jhs. v. Chr. von den Römern „entdeckt" worden sei. Es gibt aber auch sonst auf dem Berg Fundstücke, die wesentlich älter sind als der übrige Fundzusammenhang und für die Schindler-Kaudelka den einprägsamen Begriff „Großmutterware" gebraucht; die Existenz dieser Stücke sei an hinterwäldlerisch abgelegenen Plätzen verständlich. Nun fällt es bei Importwaren schon schwer, an eine so starke provinzielle Verspätung beim Auftauchen neuer Formen und Objekte zu glauben. Vor allem scheint es nicht gerechtfertigt, die doch relativ große Gruppe von 39 Lampen hellenistischer Form von vornherein nach dem Gros der übrigen Magdalensbergfunde zu datieren. Gerade, weil mit diesen Lampen ein Material vorliegt, das aus dem zeitlichen Rahmen des Berges herausfällt, sollte man bedenken, daß es bei den Fundmünzen nicht viel anders ist. Die Münzreihe setzt auf dem Berg bereits an der Wende vom 3. zum 2. vorchristlichen Jahrhundert ein, aus dem 2. Jh. stammen 17 und aus der ersten Hälfte des 1. Jh. 25 Münzen (vgl. Banner – Piccottini, Die Fundmünzen vom Magdalensberg 1972). Wenn auch seit kurzem der Popaius Senator nicht mehr als Beleg für die frühesten Handelsbeziehungen zwischen Römern und Norikern herangezogen werden kann, so machen doch die literarischen Zeugnisse bei Polybios, Livius und Appian wahrscheinlich, daß sich der Kontakt zwischen beiden Völkern vor der „Entdeckung" des Berges durch die Römer im Fundmaterial niederschlagen müßte. M. E. sollte man beim Versuch, die frühesten Funde des Magdalensberges zu datieren, die frühen Lampen gesondert vom übrigen keramischen Material beurteilen, da die Beleuchtungsgeräte als „technische" Artikel nicht unbedingt nach den gleichen Gesichtspunkten wie Trink- und Eßgeschirr gehandelt worden sein müssen.

Mit den kaiserzeitlichen Bildlampen betritt man auch im Alpenbereich festen Boden, weil man sich an das bewährte Typensystem Loeschkes, dem auch F. folgt, halten kann. Eigenartigerweise finden sich aber nur die Typen Loeschke I, III–V und VIII. Mit großem Interesse erfährt man, daß auf dem Magdalensberg auch 9 Firmalampen gefunden wurden, ein Typus, dessen Entstehung bisher nach Loeschke in flavischer Zeit angenommen wurde (so neuerdings noch A. Leibundgut, Die römischen Lampen der Schweiz 1977, 42f.). Zum Datierungsproblem äußert sich F. eingehend, so daß hier nur noch auf E. Buchi, Lucerne del Museo di Aquileia, 1975, zu verweisen ist, der eine Liste von Firmalampen bringt, welche in münzdatierten Gräbern der iulischclaudischen Epoche gehoben wurden. Wenn man auch nicht wie Buchi einfach die Lampen nach den mitgefundenen Münzen datieren kann, so muß doch das Entstehungsdatum der Firmalampen jedenfalls vor 45 n. Chr. liegen, weil um diese Zeit, wie Schindler-Kaudelka klar herausgearbeitet hat, die Besiedlung des Händlerforums auf dem Magdalensberg schlagartig aufhört.

In Anbetracht der Bedeutung, die Lampenfunde als Belege zur Handelsgeschichte und Romanisierung haben können, und der interessanten Ergebnisse, die das von F. publizierte Material erbracht hat, wäre eine baldige Vorlage des reichen weiteren Materials vom Magdalensberg sehr wünschenswert.

O. Harl

A. LEIBUNDGUT, DIE RÖMISCHEN LAMPEN DER SCHWEIZ, eine kultur- und handelsgeschichtliche Studie, 337 Seiten und 56 Tafeln, Francke Verlag, Bern 1977.

Diese Arbeit über die in der Schweiz gefundenen römischen Lampen knüpft einerseits an das richtungsweisende Werk Loeschkes über die Lampen von Vindonissa (1919) an, geht aber nicht nur im geographischen Rahmen, sondern auch in der

Fragestellung weit über das Vorbild hinaus. Die Verf. sieht die Lampen in einem größeren kultur- und handelsgeschichtlichen Zusammenhang; unterstützt wird diese Vorgangsweise durch die Tatsache, daß die römischen Lampen der Schweiz eine in technischer und typologischer Hinsicht auffallend geschlossene Gruppe darstellen, die im 1. Jh. fast alle bekannten Lampentypen enthält.

Die Vorlage des umfangreichen Materials erfolgt in sehr gestraffter Form. Verschollene Stücke sind einbezogen, dagegen Bruchstücke, deren Aussagewert gering schien, nicht in den Katalog aufgenommen, sondern nur zu statistischen Zwecken verwertet. Die Zahl der Katalognummern ist daher wesentlich kleiner als die der tatsächlich in der Schweiz gefundenen Lampen. Stücke mit zweifelhafter Fundortangabe – dazu gehören alle Lampen hellenistischen Typus – wurden ausgeschieden. L. gliedert ihre Arbeit in 4 Teile: 1. Typologie und Chronologie. Die Verf. übernimmt das von Loeschke aufgestellte Typensystem, muß es aber entsprechend des größeren zeitlichen und geographischen Umfanges ihres Materials stark erweitern bzw. untergliedern. Loeschke erarbeitete seine bis heute gültige Lampentypologie anhand der Funde aus dem Legionslager Vindonissa, das zwischen 9 (oder 17) und 100/101 n. Chr. bestanden hat. Frühere bzw. spätere Lampen werden von der Verf. nicht mit Nummern, sondern mit Kennworten klassifiziert, einige der von Loeschke definierten Typen werden in mehrere Varianten unterteilt (z. B. Loeschke 10 = XXX–XXXIV).

Bezüglich der Chronologie, die bei den Lampen besonders schwierig zu erarbeiten ist, stützt sich die Verf. zu Recht in erster Linie auf stratigraphisch gesicherte Befunde. Die ältesten Lampen treten in der Schweiz in frühaugustischer Zeit, offenbar in Zusammenhang mit der Besetzung des Landes durch die Römer auf. Bemerkenswert klar und knapp sind die Ausführungen zu den einzelnen Lampentypen: zuerst sind die Fundorte angegeben, aus denen schichtdatierte Stücke stammen, dann folgen eine kurze Beschreibung, die Übersicht über die Verbreitung (mit der L. oft weit über die Schweiz ausgreift), wenn möglich, ein Hinweis auf Fabrikationszentren, die formale Entwicklung des Typus und seine zeitliche Einordnung. Für den pannonischen Raum von Interesse ist der Exkurs zu den Bildlampen Loeschke 1 c, die hier in großer Zahl auftreten, v. a. in der Zeit zwischen Vespasian und Marc Aurel (z. B. in Poetovio über 100 Stück). Größenvergleiche zeigen, daß die ursprünglich aus Oberitalien importierten Lampen in den Provinzen während mindestens 3–4 Generationen immer wieder nachgeformt wurden und dadurch immer kleiner geworden sind.

Mit Recht handelt L. die offenen Lampen summarisch ab. Diese Gattung, die in zahlreichen Varianten lokal hergestellt wurde, durfte hauptsächlich von der einheimischen Bevölkerung gebraucht worden sein.

Ausführlich sind die Inschriften auf Lampen behandelt; auf Bildlampen sind sie selten (die Verf. kennt nur von 7 Töpfern Signaturen). Erwähnt seien zwei Lampen mit Victoria und Schild bzw. nur mit Schild, auf denen der Schild die Aufschrift *ob civis ser* [*vatos*], also eine Anspielung auf die höchste römische Auszeichnung, die *corona civica* trägt. Auf solche Darstellungen geht L. bei der Behandlung der Bildprogramme im 4. Teil näher ein und kommt zu bemerkenswerten Ergebnissen. Den 1. Teil beschließt eine nach Jahrhunderten getrennte Liste der Firmalampenstempel. Danach stehen in der Schweiz 312 Firmalampen des 1. Jhs. nur 34 aus dem 2. und 3. Jh. gegenüber. An der Wende zwischen dem 1. und 2. Jh. gab es sowohl in der oberitalischen Lampenproduktion als auch in der Situation der Schweiz als Abnehmer einschneidende Änderungen: Viele bekannte Fabriken von Firmalampen stellten den Betrieb ein, während neue Produzenten wie Cresces oder Vibianus einen ungeheuren Aufschwung erlebten. Deren Waren gehen aber nun v. a. in die Donauprovinzen, während die Schweiz offenbar nach dem Abzug des Militärs, das der Hauptabnehmer für Lampen gewesen war, keine großen Absatzmöglichkeiten mehr bot.

Der 2. Teil befaßt sich mit Produktionszentren und Problemen des Handels und erarbeitet auch auf diesem schwierigen Gebiet wichtige Ergebnisse, die nicht nur für die Schweiz Gültigkeit haben. Direkte Hinweise auf Lampenherstellung sind in der Schweiz spärlich. Model waren anscheinend im Gegensatz zu Pannonien, wo bisher über 200 Tonmodel gefunden wurden, meist aus Gips. Bei den durch Model oder Töpferöfen nachweisbaren Werkstätten sind wieder oft die Fertigprodukte unbekannt, so daß sich das Absatzgebiet schwer abgrenzen läßt; denn bei der leichten Abformbarkeit von Lampen ist der Verkaufsbereich einer Fabrik nur über Tonmaterial und Technik sicher zu ermitteln. Daher ist die Erforschung des Lampenhandels seit Loeschke und Fremersdorf (Romische Bildlampen, 1922) kaum weitergekommen. Zwar wird allgemein ein Töpferzentrum in Lyon vermutet, das ganz Gallien und andere Provinzen versorgt haben soll, doch ist bisher das reiche Fundmaterial aus Lyon unpubliziert geblieben. Angesichts dieser Sachlage ist es um so bemerkenswerter, daß es L. gelingt, in der Schweiz drei Herstellungszentren mit ihren Produkten zu lokalisieren. Zu erwähnen ist hier v. a. die Lampenfabrik von Lousanna-Vidy, die sich durch ein Model und zahlreiche Lampen nachweisen ließ, deren Ton und Technik denen der am gleichen Ort erzeugten Krüge entsprechen. Der wichtigste Abnehmer für diese Werkstatt war das Lager Vindonissa, wo sie die ortsansässige Legionstöpferei anscheinend völlig zurückdrängte. Die Produktion von Fidy endet in spätneronischer Zeit; bereits in flavischer Zeit geht der Lampenverbrauch in der Schweiz stark zurück. Der beherrschende Einfluß der oberitalischen Werkstattzentren, der sich bisher auf das ganze Imperium erstreckt hatte, läßt nach und im 2. Jh. ist das Imperium in einige große Blöcke zerfallen, die untereinander keinen Lampenhandel mehr treiben. Die Schweiz bildet von da an mit Oberitalien, Rätien und den Donauprovinzen eine Einheit für den Lampenhandel, dessen Schwergewicht sich nun in die Donaugebiete verlagert. Erst in der Spätantike entstehen in Nordafrika wieder Lampenfabriken, die das ganze Reich beliefern.

Im 3. Teil wird das Material kulturgeschichtlich ausgewertet. Damit betritt die Verf. Neuland, denn zum ersten Mal werden hier die Lampen eines großen Gebietes nördlich der Alpen nicht nur katalogmäßig erfaßt, sondern in einem größeren Zusammenhang betrachtet.

Auffallend ist auf den ersten Blick die ungleichmäßige zeitliche und örtliche Verteilung der Lampen. Der Zusammenhang zwischen der Anwesenheit von romischem Militär und Öllampen ist besonders in Vindonissa deutlich sichtbar, wo rund 3000 Exemplaren des 1. Jhs. nur ca. 100 aus dem 2.–4. Jh. gegenüberstehen. Nach dem Abzug des Militärs verschwinden die Lampen aber auch mit wenigen Ausnahmen aus den großen Siedlungen. Die einheimische Bevölkerung benützte also trotz starker Romanisierung weiterhin ihre traditionellen Lichtquellen. In Vindonissa wirkt sich schon der Abzug der 13. Legion, die sich vorwiegend aus Südländern rekrutierte, negativ auf den Lampenverbrauch aus. In der zweiten Hälfte des 1. Jhs., als dort die 21. Legion stationiert war, die sich aus Nichtbürgern – wohl meist Angehörigen der Alpenvölker – zusammensetzte, geht die Zahl der Lampen deutlich zurück. Ähnlich scheinen die Dinge in den Legionslagern des Rheinlandes zu liegen. Während von der flavischen Zeit in der Schweiz und im Rheinland die Lampenproduktion zurückgeht, setzt sie an der Donau erst voll ein. Von den zahlreichen Villen der Schweiz erbrachten nur die an der römischen Heerstraße liegenden Öllampen. Aus alledem läßt sich der Schluß ziehen, daß Funde von Lampen des 1. Jhs. auf die Anwesenheit römischen Militärs hinweisen. Nicht zufällig deckt sich die Verteilung der Lampen des 1. Jhs. in der Schweiz mit der der Straßenposten, die V. v. Gonzenbach in

ihrer Untersuchung über die Verbreitung der Ziegel der 21. und 11. Legion (BJb 163, 1963, 76 ff.) erschlossen hat. Auch die spätantiken Lampen finden sich wieder in den Militärstationen.

Der 4. Teil trägt den Titel „Ikonographisches" und ist wieder eine Pionierarbeit der Verf., mit der sie demonstriert, wie man einem alltäglichen Gebrauchsgegenstand auch kunstgeschichtliches Interesse abgewinnen und damit die immer größer werdende Kluft zwischen Provinzial- und Klassischer Archäologie überbrücken kann.

Grundlage der Untersuchung über die Herkunft der Bildmotive auf Tonlampen ist ein Katalog aller in der Schweiz vorkommenden Bildtypen. Er ist zu inhaltlichen Gruppen geordnet und umfaßt 356 Motive, die kurz, aber präzise beschrieben werden. Wo es möglich ist, wird auch auf das Vorkommen einzelner Motive außerhalb der Schweiz verwiesen und eine Geschichte des betreffenden Motivs skizziert. Zum Teil sind die Lampenreliefs dadurch verunklärt, daß die Töpfer neben den Fertigmatrizen auch einzelne Stempel verwendeten, die sie mitunter retuschierten oder durch Bildzerreißungen veränderten.

Die Mehrzahl der Lampenreliefs entstand in julisch-claudischer Zeit in Italien; die in flavischer Zeit aufkommenden neuen Fabriken bringen anstelle von szenischen Darstellungen Abkürzungen, Embleme, Masken, Büsten. Diese Verarmung hängt mit der Provinzialisierung der Werkstätten zusammen.

Licht auf das Käuferpublikum wirft der unterschiedliche Beliebtheitsgrad einzelner Themen. An der Spitze stehen die Gladiatorendarstellungen, das Schlußlicht bilden Theaterszenen. Von den insgesamt 159 erhaltenen erotischen Darstellungen kommen 143 allein aus Vindonissa. Orientalische Gottheiten fehlen vollkommen.

Eines der in der Schweiz häufigsten Lampenreliefs stellt einen Altar und zwei Bäumchen dar; letztere sind offenbar eine Anspielung auf die beiden Lorbeerbäume, die das Haus des Augustus auszeichneten. Ein derartiges Motiv auf einer simplen Tonlampe gibt natürlich zu der Frage Anlaß, ob sich hinter vielen Lampenbildern nicht mehr verbirgt als ein reines Dekorationselement. In Anbetracht des Geschickes, mit dem Augustus und Tiberius es verstanden, die Bildsprache ihrer Zeit straff in das offizielle ethische, religiöse und politische Programm einzuspannen, entscheidet sich L. dafür, daß auch mit den Lampenbildern „Meinung gemacht" werden sollte. Noch in der Spätantike werden Lampen zu Propagandazwecken verbreitet.

Schließlich versucht die Verf. noch, die Bildmotive auf ihre Vorbilder in der Großplastik zurückzuführen, wobei sich ergibt, daß viele der Vorbilder in Rom standen. Besonders beliebt waren Werke der späthellenistischen und neuattischen Kunst, die das klassizistische Ideal der augustischen Epoche am besten zum Ausdruck brachten. Eine offizielle Beeinflussung des Bildprogrammes der Lampenwerkstätten könnte also durch in Rom angefertigte Musterbücher erfolgt sein.

Das Buch zeigt auf beispielhafte Weise, welchen Quellenwert auch ein eher unscheinbares provinzielles Fundmaterial durch weitblickende Fragestellung und gründliche Detailarbeit gewinnen kann.

O. Harl

MARCEL LUTZ, LA SIGILLÉE DE BOUCHEPORN (MOSELLE), 32e Supplement à Gallia, 4°, 202 Seiten, 61 Abbildungen und 23 Tafeln, Centre National de la Recherches Scientifique, Paris 1977.

Boucheporn ist ein kleiner lothringischer Ort an der deutsch-französischen Grenze Richtung Saarbrücken. 1756 wurde man erstmals auf Spuren einer Römerstraße und auf ein Mosaik aufmerksam. Beim Umbau der Kirche stieß man 1770 auf Fundamente eines römischen Gebäudes mit Bad und Hypokaust. Seit 1953 kennt man eine Töpferwerkstatt. Bei den Grabungen, die 1963–1967 unter der Leitung von J.-J. Hatt, Professor in Straßburg, stattfanden, kamen 29 Töpferöfen ans Licht. Nach ersten Berichten (Lit. auf S. 15) gibt nun der Verfasser durch die Veröffentlichung der Terra Sigillata von Boucheporn einen außerordentlich wichtigen Beitrag zum Gesamtbild der ostgallischen Sigillataproduktion und der Beziehungen der einzelnen ostgallischen Werkstätten untereinander. Besonders herausgestellt wird die Tätigkeit von Saturninus und Satto, durch deren Keramik in Boucheporn man neue Anhaltspunkte für die Chronologie gefunden hat.

Die Anfangsarbeiten waren sicher der Einrichtung von Werkstätten und Experimenten gewidmet. Die ersten Töpfer kamen aus Südgallien und brachten glatte südgallische Formen mit, die dann als Vorbilder für die Eigenproduktion dienten. Diese frühen Funde erweisen Boucheporn als Ort der vorläufig ältesten Töpferwerkstatt in ganz Ostgallien. Ohne Übergang entstanden dann die klassischen Formen um die Wende des 1. zum 2. Jahrhundert. Ab der Mitte des 2. Jahrhunderts kamen Formen aus Rheinzabern dazu. Die Formen, die als einheimische Sonderform gelten können, haben nirgends Parallelen. Wenn man die Herkunft der Töpfer nach den Namensstempeln bestimmt, so zeigt das Verhältnis am Anfang 46,66% gallische und nur 22,66% lateinische Namen. 26,66% sind unbestimmbar. Auf S. 173 gibt Lutz zwei Tabellen an, aus denen man Namensstempel, Zahl der Funde in Boucheporn und in anderen Ländern, in die von Boucheporn aus exportiert wurde, Gefäßformen und Datierung (nach Oswald) ablesen kann.

Zu Anfang der neronischen Zeit beginnt die Herstellung von Reliefkeramik. Viele Scherben und Formschüsseln sind vom Meistertöpfer Saturninus. Was am meisten überrascht, ist die große Anzahl von Töpfern, die dort gearbeitet hat – 20 von neronischer Zeit bis zum Ende des 2. Jahrhundert. Bis auf Saturninus sind die Namen fast unbekannt. Nur er und seine Gruppe, sowie der „Meister des Pferdchens" und der „Meister der Rauten" haben exportiert (Tabellen S. 176–182). Lutz teilt die Relieftöpfer in 5 Gruppen:

1. Töpfer aus dem Gebiet der Rutener und Gabaler, repräsentiert durch einige Importstücke und ein Gefäßstück im Stil des Iucundus.
2. Arverner Töpfer, bei denen eine ältere (Canaus und Rutanus) und eine jüngere Gruppe, die Lutz nach ihrem mit Vorliebe verwendeten Dekor benennt (Meister der Lyren, der Masken u. ä. m.), zu unterscheiden ist.
3. Sechs anonyme, aber zweifellos einheimische Töpfer, die gleichfalls nach ihrem Lieblingsdekor benannt werden.
4. Die beiden Meister Saturninus und Satto.
5. Mit diesen eng verbunden und zusammenwirkend eine Gruppe, die auch nach ihrem häufig angewendeten Dekor zu benennen ist.

Die Saturninus-Satto-Gruppe, die sich Einflüsse aus Süd- und Mittelgallien zunutzen macht, unterhält zahlreiche Beziehungen zu anderen Werkstätten in Ostgallien und übt einen starken Einfluß auf sie während des ganzen 2. Jahrhunderts aus. Der Herkunftsraum der Punzen ist eher Mittelgallien: 52 sind aus dem Repertoire der Arverner, 18 aus dem Rutener- und Gabalergebiet, 168 einheimische Punzen sind aus Veränderungen der originalen Punzen entstanden.

Der sehr ausführliche und nützliche Katalog (S. 50–125) enthält 255 Punzen im Maßstab 1 : 1, und ist wie bei Ludowici eingeteilt in 19 Eierstäbe, 100 geometrische Ornamente, 65 Pflanzen-, 35 Tiermotive und 36 menschliche Figuren.

Im Kapitel über die Verbreitung gibt Lutz für die Töpfer der Reliefkeramik auch sehr nützliche Verbreitungstabellen mit

der jeweiligen Literatur (S. 176–182). Eine weitere Tabelle (S. 186–187) verzeichnet die geschlossenen Fundkomplexe (hauptsächlich Öfen) unter Aufschlüsselung nach glatter Ware und Reliefkeramik, Stempeln sowie Herstellern der glatten und Reliefware. Anschließend geht Lutz nochmals auf die Datierung ein.

Erste Arbeiten beginnen in tiberisch-claudischer Zeit. Unter Claudius werden Formen südgallischer glatter Ware hergestellt. Wenig später unter Nero beginnt die Reliefkeramikproduktion, basierend auf Arverner Material (Rutanus, Canaus), deren Töpfer außerhalb nicht bekannt werden. Einige aus der Arverner-Gruppe folgen einem Stil, der mit dem in Lezoux am Ende des 1. Jahrhunderts zu vergleichen ist. In der Blütezeit von Boucheporn erscheinen Saturninus und Satto. Lutz gibt (S. 190) eine Übersicht über die verschiedenen Gelehrtenmeinungen zur Datierung (mit Literatur) der Tätigkeit von Saturninus und Satto in der ostgallischen Töpferwerkstätten. Nach kritischer Prüfung der Tabelle ergibt sich für Lutz unter Berücksichtigung der Funde aus Boucheporn folgende Neudatierung:

Das Unternehmen Saturninus – Satto scheint um 80 n. Chr. in Boucheporn begonnen zu haben. Der „Meister mit der Kreuzrosette", der „Meister mit den Schildern und Helmen" sowie der „Töpfer mit der Rosette" arbeiten bald im Unternehmen von Saturninus und Satto mit (85–90). Weitere schließen sich um 90 n. Chr. an. Es folgt die Gründung der Werkstatt in Chémery unter Saturninus und Satto. Die Produktion in Boucheporn geht unter der Führung des Lucius weiter. Um 100–105 wird in Blickweiler eine neue Werkstatt aufgetan, die bald mit Boucheporn in Beziehung tritt. Satto wird Mitunternehmer, dann Nachfolger von Saturninus in Chémery. Um 110–120 lassen die Beziehungen zu Boucheporn nach. Sattos Tätigkeit in Blickweiler verstärkt sich, nachdem er in Chémery in führende Stellung aufgerückt war. Die Tätigkeit der Chémery geht noch bis etwa 150 n. Chr. und scheint gegen 160 ausgelaufen zu sein. Zwischen 150 und 160 n. Chr. wurde die Fabrik in Mittelbronn gegründet.

Das Buch schließt mit 23 Tafeln: Gute Zeichnungen der glatten Ware, der Stempel und Reliefbilder. Schade, daß dabei nicht auf die Seitenzahl im Text verwiesen wird. Die Fotos (Textabbildungen) sind sehr gut.

V. Weitzel

A. KAUFMANN-HEINIMANN, DIE RÖMISCHEN BRONZEN DER SCHWEIZ I: AUGST UND DAS GEBIET DER COLONIA AUGUSTA RAURICA, 4°, 183 Seiten, 193 Tafeln, 1 Fundkarte und 1 Plan. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1977.

Kurze Zeit nach dem von A. Leibundgut verfaßten zweiten Band der Reihe „Die römischen Bronzen der Schweiz", die von H. Jucker in Bern herausgegeben und vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz veröffentlicht wird, liegt nun der erste Band vor. Er ist von K.-H. bearbeitet und gilt dem zahlen- wie qualitätsmäßig bedeutenden Material aus Augst und dem Gebiet der Colonia Augusta Raurica. Das Manuskript war bereits Ende 1971 abgeschlossen (VII). Der anfangs 1978 ausgelieferte Band berücksichtigt seither erschienene Literatur nurmehr in Einzelfällen, zieht jedoch eine ganze Reihe neuerer Bronzenkataloge (179), etwa die Arbeiten von St. Boucher in Lyon, nicht mehr heran. Hier wäre die Anfügung eines Korrekturnachtrages günstig gewesen.

Die Einleitung (3 ff.) geht auf die Geschichte der Sammlungen und der Colonia Augusta Raurica, auf Typologie, Datierung und Werkstattfragen sowie auf die Bedeutung der Statuetten als Zeugnisse für die Religion des Gebietes ein. Augst erlangte im 2. Jh. n. Chr. seine größte Bedeutung, aus dieser Zeit werden auch die meisten der vorgelegten Bronzen stammen.

Im Katalogteil (17 ff.) wird den Abschnitten zu den einzelnen Gottheiten jeweils eine kurze Einführung und typologische Gliederung vorangestellt. Einige Bemerkungen zu den einzelnen Stücken:

Nr. 1. Die Datierung in das späte 2. Jh. n. Chr. erscheint kaum begründet.

Nr. 8. Körperproportionen und weiche Modellierung allein sind kein starkes Indiz für die Datierung der Statuette in das spätere 2. Jh. n. Chr., wenn auch die mitgefundene Keramik etwa in diese Zeit weist. Auch die einheimische Entstehung scheint fraglich; man denke an die enormen Qualitätsunterschiede der Bronzestatuetten aus Italien, etwa jener aus Pompeji und Herculaneum im Nationalmuseum Neapel oder jener im Nationalmuseum Florenz. Unter ihnen befinden sich zahlreiche Stücke, die man nach ihrer geringen Qualität gerne am Limes ansiedeln und nicht zu früh datieren möchte.

Nr. 9 und 12. Ist die schlechte Erhaltung wirklich auf Korrosion bzw. Schadenfeuer zurückzuführen oder kann es sich um Fehlgüsse oder verworfene unfertige Produkte handeln?

Nr. 15 und 16. Die gegebenen Datierungen – Wende vom 2. zum 3. bzw. spätestes 1. oder frühes 2. Jh. n. Chr. – sind durch Verhärtung, eingelegte Verzierungen und knappe Körperformen nicht ausreichend begründet.

Nr. 18 und 27. Ist die Frage, ob die Basis ursprünglich zugehörig ist, anhand der Lötspuren auf der Basis zu klären?

Nr. 26 wird nicht begründet, warum die Basis als modern angesehen wird.

Nr. 28. Die „nicht ganz ausgeglichenen Proportionen" müssen nicht auf eine Herstellung nördlich der Alpen weisen; vgl. zu Nr. 8.

Nr. 30. Zu derartigen Kontaminationen vgl. jetzt St. Boucher, Recherches sur les bronzes figurés de Gaule pré-romaine et romaine (1976) 282 ff.

Nr. 32. Zum polykletischen „Diskophoros" demnächst E. Berger, Kunstwerke aus der Sammlung Ludwig (im Druck); Rez., ÖJh (im Druck). Muß das Fehlen der „straffen, elastischen Durchbildung" für eine Entstehung nördlich der Alpen sprechen? K.-H. vertritt eine Datierung in das 1. Jh. n. Chr. wegen der „ruhigen Geschlossenheit" und „feinen Ausführung". Das im Vergleich zum polykletischen Vorbild recht voll und malerisch behandelte Haar läßt entweder an die spätclaudisch-flavische oder aber die hadrianisch-antoninische Zeit denken; der frühere Ansatz ist wahrscheinlicher.

Nr. 33. Die Statuette muß nicht in das 3. Jh. n. Chr. gehören, sondern kann auch ein provinzielles Fabrikat früherer Zeit sein. Ein auffällig kleiner (oder großer) Kopf ist gelegentlich Indiz für eine Pasticcio-artige Zusammenstellung bei Massenfabrikation; vgl. St. Boucher a. O. 281 f.

Nr. 34. Der Merkur (?) trägt, wie K.-H. feststellt, schwerlich eine Cuculla. Diese besteht aus dickem Stoff, während das Hängegewicht am Zipfel unseres Mantels auf dünneres Material weist. Hinsichtlich der Deutung könnte man auch an einen jugendlichen Vulcanus denken, wäre die Tracht unserer Statuette bei diesem Gott singular.

Nr. 36. Rez. hat die Anm. 2 zitierte Statuette aus Österreich (Die römischen Bronzen aus Österreich [1967] Nr. 295 a Taf. 133) für eine Fälschung erklärt; nach dem von K.-H. zusammengestellten Vergleichsmaterial ist diese Behauptung nicht mehr aufrechtzuhalten.

Nr. 42. Kann es sich um einen Fehlguß handeln?

Nr. 49. Die von K.-H. aufgrund stilistischer Indizien erarbeitete Datierung in das 1. Jh. n. Chr. bringt die häufig vertretene Deutung des Typus als „Genius des Jupiter Dolichenus" zu Fall; vgl. auch 13. Eine neue Deutung für diese Art von Genien muß somit erst gefunden werden. K.-H.s Annahme von paarweise verwendeten Lampenhaltern hat viel für sich.

Nr. 63. Für den Werkstattzusammenhang mit der Anm. 1 zitierten Minerva aus Wirdum spricht auch die Maßgleichheit: beide Statuetten sind 10,6 cm hoch.

Nr. 66. Datierung in das 2. Jh. n. Chr. und Annahme der Entstehung nördlich der Alpen scheinen nicht gesichert.

Nr. 68. Derartige Stücke könnten Aufsätze von Toilettetischchen gewesen sein; auch das Salbfläschchen als Attribut des einen Amor weist in diese Richtung.

Nr. 69 ist eine der wenigen Statuetten, die nach ihrer Haarbehandlung unschwer datiert werden können. Die Auflockerung der antoninischen Zeit und die Wirkung des Laufenden Bohrers der Steinplastik sind deutlich nachgeahmt.

Nr. 71. Das Vorbild muß nicht in einer Kontamination gesucht werden. Zugrunde liegt, zwar vergröbert, aber doch deutlich, die Knidische Aphrodite des Praxiteles mit dem über eine Hydria fallenden Gewand. Selbst die charakteristische Frisur mit dem vor den Ohren stark seitwärts gestrichenen Haar ist übernommen. Kann die Stütze des rechten Beines ein Delphin mit nach oben gerichteter Schwanzflosse sein?

Nr. 77. Wie an Nr. 69 ist die Wirkung des Laufenden Bohrers der Steinplastik nachgeahmt.

Nr. 82. Zum Armgestus vgl. noch den Philosophen aus Bregenz: Rez. a. O. Nr. 190 Taf. 104.

Nr. 169. Die Datierung in frühantoninische Zeit erscheint nicht ausreichend begründet.

Nr. 173. Die kleine Büste wird am ehesten einen Satyrn darstellen.

Nr. 178. Warum kann die Applik nicht auch später sein als das 1. Jh. n. Chr.?

Nr. 214. Zum Capricorn vgl. Rez. a. O. Nr. 243 Taf. 119.

Nr. 217. Die bewegte Haltung des Knaben erinnert an das schlangenwürgende Herkuleskind, kann es gemeint sein?

Nr. 278. Die „Jugendlocke" im Scheitel mit zopfartigen Fortsatz nach hinten weist auf einen Knaben, nicht ein Mädchen. Ist Eros, ein Satyr oder ein sterblicher Knabe dargestellt?

Nr. 298. Könnte die Statuette, die mit ähnlich minderwertigen Produkten aus dem Donauraum (Rez. a. O. Nr. 91 ff. Taf. 52 f.) verwandt ist, nicht doch echt sein?

In einigen Fallen (11) werden überzeugend Werkstattzusammenhänge nachgewiesen, wobei aber auf die Entsprechungen der Maße, die meist völlig oder annähernd gegeben ist, nicht geachtet wird. Etliche besprochene Stücke (Nr. 31, 60, 72–74) zeigen ein zum Ornamental-Flächigen, zu holzschnitzereiartiger Oberflächengestaltung mit scharfen Linien und Kerben neigendes einheimisches Kunstwollen, das sich von manchmal vergleichbaren Zügen vergroberter provinzieller Statuetten, die ansonsten im Rahmen der „Reichskunst" bleiben, deutlich absetzt.

Die Abbildungen sind ausgezeichnet, Druckfehler und Flüchtigkeiten sehr selten. Nr. 103 Anm. 1 ist statt „Carnuntum" „Österreich" zu lesen. Nr. 191a ist im Text eine Anmerkungsnummer ausgefallen, folglich bezieht sich 3 auf Anm. 4 usw. Taf. 120f. hätte man sich zum Klappgestell aus Augst eine weitergehende Tafelbeschriftung gewünscht, der man entnehmen kann, daß Taf. 120 links oben zu Taf. 120 rechts unten, 120 rechts oben zu 121 rechts oben und 121 links unten, 120 links unten zu 121 links oben gehört.

K.-H. hat die Augster Bronzen mustergültig, kritisch und unter Heranziehung so gut wie allen erreichbaren Vergleichsmaterials vorgelegt. Vielleicht wäre manchmal bei den Datierungen und den Vermutungen nach dem Herkunftsgebiet, ob lokal oder importiert, noch etwas mehr Zurückhaltung am Platz gewesen. Im gegenwärtigen Stadium der Erforschung provinzialrömischer Bronzekleinplastik bewegt man sich noch auf allzu unsicherem Boden und es besteht die Gefahr, daß „gesicherte" Datierungen und Lokalisierungen in die weitere Literatur eingehen und Ketten von Schlüssen auf ihnen aufgebaut werden.

Die beiden nun vorliegenden Bände der „Römischen Bronzen der Schweiz" erreichen einen hohen Standard und lassen kaum einen Wunsch offen. Es hat sich ausgewirkt, daß die beiden Verfasserinnen gleichermaßen „klassisch" wie „provinzialrömisch" ausgerichtet sind und außerdem, wie etliche Textstellen verraten, gut zusammengearbeitet haben. So kann man sich auf die Vollendung des vierbändigen Corpus ebenso freuen wie auf den Auswertungsband, der außerhalb der vorliegenden Reihe erscheinen wird.

R. Fleischer

ÄMILIAN KLOIBER, DIE MENSCHEN VON LINZ-ZIZLAU. Baierische Gräberfelder des 7. Jhs. auf dem Gelände der VÖEST, Teil 2, mit einem Beitrag von Herbert Mitscha-Märheim, Linzer archäologische Forschungen, Band 6, 8°, 112 Seiten, 12 Tafeln und 2 Beilagen, Stadtmuseum Linz 1975.

In den Jahren 1941 und 1942 wurden auf dem Gelände der VÖEST 152 bairische Gräber des 6. und 7. Jahrhunderts geborgen (FÖ 4, 1940–1945, 71 ff., Erich Lego), die dann 1960 von Hertha Ladenbauer-Orel vorgelegt wurden (Linz-Zizlau, Das bairische Gräberfeld an der Traumündung. Wien 1960). Seit 1958 werden allerdings weitere Gräber in der unmittelbaren Umgebung des seinerzeit aufgedeckten Gräberfeldes, bzw. Gräberfeldteiles freigelegt („Linz-Zizlau II"), doch wurde das Fundmaterial von Linz-Zizlau II nur teilweise durch Ausstellungskataloge bekanntgemacht. (Vor allem: Archäologie – Urgeschichte, Römerzeit, Frühgeschichte, Katalog der Schausammlung des Stadtmuseums Linz im Nordico, Linz 1975; bes. 191 ff). Ämilian Kloiber hat es nun unternommen, das anthropologische Material von Linz-Zizlau I und Linz-Zizlau II, Grabung 1958 und 1962 in einer mehrbändig konzipierten Arbeit vorzulegen und auszuwerten. Die zwischen 1962 und 1963 geborgenen Gräber, laut obengenanntem Ausstellungskatalog mindestens 12, wurden in die Auswertung nicht mehr einbezogen. Der erste Teil der Arbeit zeigt als Bildband in sehr aufwendiger Weise hauptsächlich die erhaltenen Schädel in vier Ansichten, aber auch Bilder der Unterkiefer, sowie verschiedener Eigenheiten und Verletzungen an Schädel, Unterkiefer oder am postkranialen Skelett, der 2. Teil liegt nunmehr in einem ersten Textband vor. Einen weit überholten Forschungsstand spiegelt die archäologische Einleitung (S. 17 ff.) wieder, was als umso schmerzlicher empfunden wird, da sich gerade auf dem Gebiet der Chronologie, der bairischen Archäologie, aber auch dem der Besiedlungsgeschichte Oberösterreichs in den letzten Jahren einiges getan hat. Vom Standpunkt der Wissenschaftsgeschichte liest sich das Kapitel über die Grabungen während des Weltkrieges in den damaligen Hermann Göring-Werken (jetzt VÖEST) und die späteren Irrwege der archäologischen Fundmaterialien gerade spannend, ist sie doch so typisch für viele bedeutende Fundkomplexe nicht nur in Österreich. Darüber hinaus wird erst dadurch die methodische Problematik einer statistischen anthropologischen Auswertung deutlich. Etwas verunglückt ist bedauerlicherweise die bereits erwähnte Behandlung der 1958 und 1962 gemachten Funde. Die gewählte Form der Vorlage ist allerdings von allen

möglichen wohl die ungünstigste. Die Grabbeschreibungen, die anthropologischen Angaben und die Beschreibungen der Beigaben wurden voneinander getrennt, auf Zeichnungen wurde zumeist verzichtet, die Photos, die von den meisten Objekten im Anhang zusammengestellt sind, haben unterschiedlichste Maßstabe, die zwischen 1 : 1,1 und 1 : 0,5 schwanken, was die Benützung nicht gerade erleichtert. Es ist wirklich schade, daß für die an sich so verdienstvolle Arbeit Kloibers über Linz-Zizlau keine klare, benützerfreundliche Form gefunden werden konnte. Es wäre nur von Vorteil gewesen, hatte sich Kloiber auf die Fundgeschichte und die anthropologische Materialvorlage beschränkt und den archäologischen Teil für eine künftige Vorlage von Linz-Zizlau II aufgespart. Die Bedeutung der vorliegenden Arbeit besteht vor allem in der nochmaligen Überarbeitung der Rekonstruktion der Grabzusammenhänge von Linz-Zizlau I unter Berücksichtigung anthropologischer Kriterien. Trotz aller genannten Unzulänglichkeiten kann man auf den nächsten Band der „Menschen von Linz-Zizlau", der laut Ankündigung eine umfassende anthropologische Auswertung des Skelettmaterials von Linz-Zizlau I bringen wird, gespannt sein.

F. Daim

HANS-GEORG BECK, DAS BYZANTINISCHE JAHRTAUSEND, 8°, 382 Seiten, 8 Abbildungen, Verlag C. H. Beck, München 1978

Jeder Wissenschaftler, der sich mit dem östlichen Mitteleuropa in der Zeit der „unaussprechlichen Jahrhunderte" (Krumbacher) beschäftigt, hat früher oder später mit dem byzantinischen Reich und seinen materiellen und ideellen Einflüssen zu tun. Die zusammenfassende Arbeit über die byzantinische Kleinkunst ist nach wie vor ein wichtiges Desiderat in der Frühgeschichtsforschung, während zur Geschichte des byzantinischen Staates und seiner Kultur gerade in letzter Zeit bedeutende Werke erschienen sind, die auch für den Nichtbyzantinisten von Interesse sein werden. Eine straffe Darstellung der Geschichte des byzantinischen Staates bildet nach wie vor Georg Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates. Handbuch der Altertumswissenschaft XII/1, 3 (München 1963³, Sonderausgabe 1965 ohne kritischen Apparat). Mit dem Buch H.-G. Beck, Das byzantinische Jahrtausend, liegt nun eine sehr subjektive Darstellung der byzantinischen Kultur vor. Das Werk ist nicht als Handbuch gedacht und ist auch weit davon entfernt, eine Zusammenfassung oder einen Überblick über die geistige und materielle Welt der Byzantiner zu geben. Beck beleuchtet hingegen, quasi wie mit einem Streiflicht, bestimmte Details des byzantinischen Wesens. In dieser Arbeit, die aus seiner langjährigen Lehrtätigkeit hervorgegangen ist, vermeidet er es „ausgetretene Pfade noch breiter zu treten", nimmt dabei aber in Kauf, daß bestimmte Kapitel, die bei einer zusammenfassenden Arbeit einfach dazugehört hätten, unter den Tisch fallen. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, ist das Werk lesenswert, vermag es doch, indem es persönliche Standpunkte Becks vermittelt, Lehrmeinungen („die ausgetretenen Pfade") zu relativieren und dadurch das Interesse an dem hochinteressanten Stoff zu fördern. Der Autor möchte zu einer lebensnahen Darstellung des Phänomens Byzanz kommen, die sich von den traditionellen Bildern löst, wobei der Behandlung der Themenkreise Staat und Verfassung (33ff.), Literatur (109ff.) und Theologie besonders breiter Raum eingeräumt wird. Wiedereinmal nicht behandelt wurde hier allerdings der Problemkreis der Attitüde des byzantinischen Staates (vorallem des früh- und mittelbyzantinischen Staates) gegenüber den kleinen gentilen Einheiten in seinem Dunstkreis. Priskos, Theophilaktos Simokattes, Menander Protektor, Theophanes: Früh- und mittelbyzantinische Schriftsteller liefern ausreichend Material, doch wurde diese, gerade für den Archäologen besonders wichtige Frage, durch die Kollegen von der Byzantinistik noch nicht zusammenfassend abgehandelt (Herbert Hunger, Das Reich der neuen Mitte, 1965, 371ff. hat dieses Thema kurz anklingen lassen). Was die Ausstattung des Werkes betrifft, ist vor allem der Anhang ausgewählter Texte zu erwähnen, die so manches wirkungsvoll illustrieren, was im Hauptteil des Buches angesprochen wird. Etwas dürftig scheint der kritische Apparat, was ebenso schade wie unverständlich ist, richtet sich doch das Werk von Aufbau und Inhalt her eher an die Kollegen verwandter Fachrichtungen, als an schulgebildete Laien. Nichtsdestotrotz wird das vorliegende Werk den an der Byzantinistik Interessierten eine Menge Anregungen vermitteln können und verdient es, in die Pflichtliteraturliste der Frühmittelalterhistoriker und -archäologen aufgenommen zu werden.

F. Daim

HERBERT HUNGER, DIE HOCHSPRACHLICHE PROFANE LITERATUR DER BYZANTINER, 1 : Philosophie, Rhetorik, Epistolographie, Geschichtsschreibung, Geographie, 2: Philologie, Profandichtung, Musik, Mathematik und Astronomie, Naturwissenschaften, Rechtsliteratur. Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft XII/5, Band 1 und 2, 4°, XXVI, 542 und XX, 528 Seiten, Verlag C. H. Beck, München 1978

Es muß auch die Aufgabe von Rezensionen in einer ur- und frühgeschichtlichen Fachzeitschrift sein, auf Werke hinzuweisen, die für die Forschung von großer Bedeutung sind und als Publikation einer „bloß" verwandten Fachrichtung der Aufmerksamkeit der Kollegen leicht entgehen können. Es sei daher gestattet, „das Hunger-Handbuch" im folgenden unter dem spezifischen Gesichtspunkt des Frühmittelalterhistorikers und -archäologen zu betrachten. Die byzantinische Geschichte ist eng mit der Frühgeschichte des östlichen Mitteleuropa verknüpft, eine Tatsache, die sich in vielfältiger Weise in der archäologischen Hinterlassenschaft der Germanen, Awaren und Slawen niederschlägt. Das Interesse des byzantinischen Chronisten an diesen Völkerschaften allerdings verhielt sich proportional zu deren Bedeutung für den byzantinischen Staat. So fließen die schriftlichen Quellen für die gleichen Völkerschaften in verschiedenen Zeitstufen verschieden reichhaltig. Die methodische Voraussetzung für die Benützung schriftlicher Nachrichten durch den Archäologen ist jedenfalls die Vermeidung der „gemischten Argumentation", was bedeutet, daß er lediglich die *Ergebnisse* der Nachbarwissenschaften (Geschichtsforschung und Archäologie), die fur die Zeit des Mittelalters gleichberechtigt nebeneinander stehen, miteinander zu vergleichen hat. Die vorliegende Arbeit vermittelt dem Frühgeschichtler das Rüstzeug zur Beurteilung historischer Publikationen, die sich mit der byzantinischen Literatur beschäftigen, verschafft ihm den Zugang zum gesamten Schrifttum der Byzantinistik dieser Sparte, von den Quelleneditionen bis zu schwer erreichbaren Miszellen. Gerade auf diesem Gebiet mußte man bislang jede Hilfe in der Literatur vermissen, sieht man vom Tusculum-Lexikon ab (Tusculum-Lexikon griechischer und lateinischer Autoren des Altertums und des Mittelalters, München 1963; ungekürzte Taschenbuchausgabe, Hamburg 1974), das leider sehr überarbeitungsbedürftig ist, gerade was die byzantinischen Autoren betrifft. Mit dem vorliegenden Handbuch soll „Der Krumbacher" ersetzt werden (K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches 527–1453. Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft IX/1, München 1897²), ein Werk, das, obwohl in vielerlei Hinsicht veraltet, doch bis zuletzt als grundlegendes, einführendes Lehrbuch Verwendung fand. Wie schon bei Krumbacher, gliedert

Hunger die riesige Stoffülle in literarische Genera. Der erste Band wird vom Kapitel „Philosophie" angeführt, wie ja die Philosophie das byzantinische geistige Leben durchzieht. Die Rhetorik, Epistolographie, Geschichtsschreibung und Geographie werden ebenfalls im ersten Band behandelt. Die Inkonsequenz, daß im Fall der „Geschichtsschreibung und Chronistik" Autoren einzeln behandelt, im Rahmen der übrigen Kapitel aber zusammenfassende Darstellungen gegeben werden (und auf die Hunger auch in seinem Vorwort hinweist: S. VII), scheint vom Material her wohl begründet zu sein und erweist sich gerade für die Benützung durch den Historiker oder Archäologen als vorteilhaft. Der zweite Band bringt die Kapitel Philologie, Profandichtung, Musik, Mathematik und Astronomie, Naturwissenschaften und Rechtsliteratur. Die Bearbeitung zweier Kapitel wurde delegiert: „Musik" an Christian Hannick (S. 183ff. mit besonders ausführlichen bibliographischen Angaben) und „Rechtsliteratur" an Peter E. Pieler (S. 343ff.). Letzteres Kapitel stellt sozusagen ‚ein Buch im Buch' dar, die Breite der Darstellung wird damit begründet, daß gerade zu diesem Thema bislang keine befriedigende Arbeit vorlag. Der zweite Band enthält darüberhinaus einen umfangreichen Registerteil, der das Werk für eine rasche Benützung zugänglich macht. Geradezu als Offenbarung für den Historiker und Archäologen erweist sich Hungers Kapitel über die literarische Überlieferung und die Editionen der byzantinischen Geschichtsschreiber und Chronisten (I/243ff.). Es wird wohl künftig zur Pflichtliteratur eines jeden gehören, der sich an byzantinische Quellen heranwagt, denn gerade in der Byzantinistik spielt das Problem der Tradition eine große Rolle. Man bedenke, daß nur etwa die Hälfte der einschlagigen Texte „in der Form einer ‚normalen' Überlieferung auf uns gekommen" ist (S. 243), so sind uns z. B. einige der wichtigsten Autoren (Priskos und Menandros) lediglich in den berühmten Exzerpten des „Humanisten" Konstantinos VII. Porphyrogennetos (905–959) erhalten. Die erwähnten Abschnitte über die byzantinischen Geschichtsschreiber und Chronisten geben Aufschluß über Lebenslauf, Erziehung und Laufbahn, sie informieren über die philosophische, religiöse und politische Einstellung jedes Autors; bei kritischer Benutzung ermöglichen sie die Interpretation von Quellentexten, indem sie die subjektive Komponenten des Textes einschätzen helfen. Jedem Abschnitt sind die entsprechenden bibliographischen Angaben beigegeben, sodaß man sicher die aktuelle Edition oder Übersetzung, sowie die wichtigsten Arbeiten über den Autor oder sein Werk auffindet. Nach wie vor wird die Schwierigkeit für den Historiker darin bestehen, die fur sein Problem maßgebliche Quelle aufzufinden. Sucht er beispielsweise nach einer bestimmten gentilen Einheit wird ihm der Registerteil kaum Hilfe bieten. Hier wird nach wie vor G. Moravcsik, Byzantinoturcica 1 und 2, Berliner Byzantinische Arbeiten 10 und 11, 1958² herangezogen werden. In Zunkunft wird das Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa, hrsg. von J. Ferluga, M. Hellmann, H. Ludat, Serie B: Griechische Namen bis 1025, Wiesbaden 1973ff. zum Einstieg verhelfen. Allerdings ist von diesem lobenswerten Werk erst das Quellen-, Abkürzungs- und Siglenverzeichnis in Form der ersten Lieferung erschienen. Gerade für den Historiker und Archäologen ist das vorliegende Werk ein besonderes Hilfsmittel bei seinen wissenschaftlichen Ausflügen auf das byzantinische Nachbargebiet. Herbert Hunger ist ein großer Wurf gelungen, und es ist wohl nicht übertrieben, sein Handbuch als „das" Standardwerk der nächsten Jahrzehnte auf diesem Gebiet zu bezeichnen.

F. Daim

WALTER ANDRAE, DAS WIEDERERSTANDENE ASSUR, zweite durchgesehene und erweiterte Auflage, hrsg. von BARTHEL HROUDA, 8°, 339 Seiten, 255 Textabbildungen, Verlag C. H. Beck, München 1977

Barthel Hrouda, Schüler von Walter Andrae und Professor für Vorderasiatische Archäologie in München, hat die zusammenfassende Publikation seines Lehrers über dessen Arbeiten in Assur in erweiterter und dem Stand der heutigen Forschung angepaßten Form in einer zweiten Auflage herausgegeben. Er betont in seinem Vorwort, daß er am Text der Arbeit keine Veränderungen vorgenommen hat, sondern nur die Anmerkungen ergänzte und die neueren Arbeiten zum Thema in die Bibliographie aufnahm. Walter Andrae leitete von 1903–1914 die deutschen Ausgrabungen in Assur, der Hauptstadt des assyrischen Reiches, mit für seine Zeit fortschrittlichen Ausgrabungsmethoden. In seinem 1938 in der 9. Sendschrift der Deutschen Orientgesellschaft erstmals erschienenem Werk gibt er eine zusammenfassende Darstellung seiner Forschungsergebnisse. Andreas Stil ist sehr flussig und in auch für den Laien leicht verständlicher Form beschreibt er die Entwicklung der Stadt Assur im Laufe der Jahrhunderte.

Das Buch gliedert sich in zwei Abschnitte, einen Querschnitt und einen Längsschnitt. Im ersten Teil, „Erlebnisse eines Zeitgenossen aus dem Westen" betitelt, schildert Andrae die Eindrücke, die ein Ionier im Jahre 688 v. Chr. – also zur Zeit König Sanheribs, der letzten Glanzzeit Assurs ungefähr 75 Jahre vor dem Untergang des Assyrischen Reiches – auf einem Gang durch die Hauptstadt empfängt. In romanhafter, aber sehr anschaulicher Weise führt er dem Leser das tägliche Leben in der Hauptstadt des Assyrischen Reiches vor Augen.

Im zweiten Teil des Buches verfolgt Andrae die Geschichte Assurs von der Urzeit bis zur Gegenwart an Hand der Grabungsergebnisse. Andrae beginnt seine Darlegungen mit der Schilderung der ersten nomadischen Siedler und der chunnitisch-mitannischen Fremdherrschaft und führt sie dann weiter zur Begründung eines selbstständigen Reiches von Assur und der Befreiung von der Fremdherrschaft um 1350 v. Chr., dem Aufstieg des Reiches und der Entwicklung der assyrischen Kunst und Kultur, dem Höhepunkt der Macht Assurs unter König Tukulti – Ninurta I (1244–1208), dem ersten assyrischen König, dem es gelang, Babylon einzunehmen und kommt schließlich zum Abstieg der Macht Assurs bis zur Einnahme und Zerstörung der letzten assyrischen Hauptstädte Ninive und Charra durch die Babylonier 609 v. Chr. Nach der Schilderung der Zeit der Parther, die das Land im 1. Jh. v. Chr. einnahmen und die alten Städte wieder aufbauten, kommt Andrae zum Verlauf der Ausgrabungen selbst und beendet das Buch mit einem Kapitel über den Raum von Assur (Klima, Boden, Wasserverhältnisse, Gebirge, Gestein, Fauna, Flora, Besiedlung, Völkisches).

Der Anhang enthält eine Auswahl der wichtigsten Literatur zu den Keilschrifttexten aus Assur und der archäologischen Veröffentlichungen über Assur.

In den Text eingefügt sind 255 Abbildungen: Landschaftsbilder, Aufnahmen der Ruinen von Assur während der Ausgrabungen, Photographien von einzelnen Fundstücken, Pläne, Grundrisse und Rekonstruktionszeichnungen des Verfassers, die aber etwas zu phantasievoll sind.

B. Cech

KARL KROMER, SIEDLUNGSFUNDE AUS DEM FRÜHEN ALTEN REICH IN GISEH. Österreichische Ausgrabungen 1971–1975, Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Band 136, 4°, Seiten, 39 Textabbildungen, 40 Tafeln und 4 Faltpläne, Wien 1978

In den Jahren 1971 bis 1975 führte der Verfasser sechs Grabungskampagnen an einem schon durch Oberflächenfunde reich gekennzeichneten Platz knapp südlich des Aufgangs zur Mykerinospyramide in Giseh (Kairo) durch. Es wurden dabei 10 Quadranten (10 × 10 m) und einige Testschnitte angelegt, um den Charakter und die Ausdehnung des Fundgeländes zu erschließen. Die Untersuchungen erwiesen eine teilweise über 6 m hohe künstliche Aufschüttung von Siedlungsresten, die regelmäßige Schichtungen erkennen ließen. Zuunterst war Bauschutt gelagert, dann folgten kleinere Abraummengen aus Mauerverbruch, Keramik und Steingeräten und schließlich – in der obersten Fundzone – Fundnester mit Keramik, Perlen und Kupfergeräten. Die Mächtigkeit der Ablagerungen und die wenigen schmalen Sandstreifen dazwischen zeigten, daß eine ziemlich große Siedlung in wenigen Jahren systematisch abgetragen und der Schutt unweit davon deponiert worden war.

Die Fundstücke sind nur selten ganz erhalten; es handelt sich um unbrauchbar gewordene und zerbrochene Geräte, Tongefäße und andere Gegenstände. Offenbar hatte man nicht nur die Gebäude, sondern auch die Abfallhalden im Siedlungsbereich abgetragen und weggeschafft. Der Fundanfall ist mit 1.580 Einzelobjekten (376 davon sind abgebildet) sehr groß und bietet eine beeindruckende Vielfalt an Formen. Besonderes Interesse verdienen die sorgfältig zugerichteten Feuersteinmesser mit abgesetztem Griff und bogiger Schneide, die als Prunkmesser schon von den Grabbeigaben des Alten Reiches bekannt sind. Ob diese zum Fleischvorschneiden bestimmten Messer tatsächlich auch allgemein oder doch nur von der Priesterschaft und von einer gesellschaftlich gehobenen Schichte gebraucht wurden, ist nur durch reguläre Siedlungsfunde zu klären. Zeitlich gleichzustellen sind Dreiecksschaber, halbrunde Kampfbeilklingen, Schaftstrecker, Sägen und Klingen verschiedener Art. Ein zahlenmäßiger Vergleich ergab, daß die Messer und die Einsatzklingen für Sicheln im Nordteil des Schuttberges vorherrschten, während Dreiecksschaber und andere Geräte zur Holzbearbeitung häufiger im Südteil auftragen. Eine ähnliche Schwerpunktbildung im Vorkommen war auch bei anderen Geräten sowie bei Gefäßtypen zu beobachten. Stellt man sich den abgelagerten Schutt gewissermaßen als Spiegelbild der abgebrochenen Siedlung vor, so könnte man auf eine differenzierte Siedlungsstruktur mit Wohn- und Handwerkervierteln schließen.

Bei der Tonware fällt auf, daß Haushaltskeramik wie Brotbackformen, Schüsseln, Teller und Vorratsgefäße besonders häufig vertreten sind. Bemerkenswert sind Mal- und Ritzzeichen auf der Keramik, die in der Arbeit näher behandelt werden. Neben Steingefäßen, Fayenceobjekten, kleinen Kupfergeräten (Nadeln, Meißel, Angelhaken), Stempeln, Gewichten, Spielsteinen, Geräten aus Knochen, Horn und Muschelsubstanz sind besonders die Bruchstücke von kleinen Schiffsmodellen anzuführen, die an Nagada-II-Boote erinnern. Als besonders attraktive Fundstücke unter den Kleinstkunstfunden sind zwei Figürchen herauszustellen: das eine aus Kalkstein zeigt eine menschliche Gestalt mit Fellüberwurf und könnte einen Priester darstellen. Das andere ist ein Miniatursphinx aus getrocknetem Nilschlamm, vielleicht eine frühe Imitation des gewaltigen Steinbildes am Aufweg zur Chefrenpyramide.

Sehr wertvoll erscheint die ausführliche Gegenüberstellung der neuen Gisehfunde zu Stücken anderer Fundplätze in Ägypten; diese sind oft auch in eigenen Textabbildungen formenweise zusammengefaßt.

Zu den wohl aussagekräftigsten Funden gehören Siegel und Siegelabdrücke (auf Schlammverschlußstücken von Gefäßen), die vielfach die Königsnamen von Cheops und Chefren aufweisen, nicht aber von späteren Pharaonen. Eine ausführliche Bearbeitung der Siegelabdrücke wird übrigens noch an anderer Stelle vorgelegt (P. Kaplony, Die Rollsiegel des Alten Reiches II. Monumenta Aegyptiaca 3, Bruxelles).

Schließlich haben die Grabungen eine große Zahl von Architekturresten, wie Ziegel, Estrichfragmente, Kalkverputz (auch bemalt) und Türangelsteine zum Vorschein gebracht. Sie geben über die recht unterschiedliche Qualität der Gebäude in der Siedlung wichtige Aufschlüsse.

Unterhalb der Schuttschichten, am festen Boden, wurden ansatzweise Mauerzüge aus mit Nilschlamm gemörtelten Bruchsteinen freigelegt. Es sind dies Spuren von Häusern, die wahrscheinlich einem Teil der Siedlung angehörten. Es ist schade, daß diese Gebäudereste nicht vollständiger erfaßt werden konnten, da daraus ein teilweises Bild von der Siedlungsanlage selbst entstanden wäre.

Aufgrund einiger bezeichnender Fundtypen ist die Gründung der Siedlung noch in die Nagadazeit, also vor Beginn des Alten Reiches, zu setzen. Einen ersten Höhepunkt erlebte sie dann in der Thinitenzeit, die durch die Siegelabdrücke gut belegt ist. Die Abdrücke geben zunächst Hinweise auf die Vereinigung der beiden Reiche, dann auch auf die wirtschaftliche Stellung der Siedlung und die besondere kultische Bedeutung ihrer Heiligtümer bis in die Zeit der 4. Dynastie. Die Siedlung hatte unter Cheops und dann erst wieder, dafür aber umso deutlicher, unter Chefren einen sichtbaren Aufschwung. Das Ende der Siedlung fiel offenbar mit dem der Regierungszeit von Chefren zusammen. Der Verfasser nimmt daher an, daß sie mit Regierungsantritt von Mykerinos abgerissen und abgetragen wurde. Art und Menge des Abfalles im untersuchten Schutthügel deuten darauf hin, daß ein bestimmter Teil des Siedlungsbereiches sorgfältigst gesäubert, bzw. buchstäblich „gereinigt" wurde, da an dieser Stelle ein heiliger Bezirk mit Tempelanlagen und Gräbern entstehen sollte. Die abgerissene Siedlung dürfte am Rande des Fruchtlandes, nämlich am Platz des späteren Taltempels der Mykerinos-Pyramide gestanden haben.

Die Auswertung der Grabungsergebnisse ist sehr präzise und bringt eine Reihe von wichtigen und neuen Kenntnissen über die Frühzeit des Alten Reiches. Das Fundmaterial ist durch repräsentative Abbildungen ausgezeichnet belegt.

A. LIPPERT